

**Lizentiatsarbeit der Philosophischen Fakultät I
der Universität Zürich**

**KOSOVO-ALBANISCHE FAMILIEN
IN DER SCHWEIZ**

Prof. Dr. med. H. St. Herzka

Psychopathologie des Kindes- und Jugendalters

Brigitte Hartmann Kunkel

Februar 1996

INHALTSVERZEICHNIS

INHALTSVERZEICHNIS	1
Einleitung	3
1. Die Herkunft - Der Kosovo	5
1.1. Der Kosovo	5
1.2. Historischer Abriß.....	6
1.3. Heutige politische und ökonomische Situation.....	11
1.4. Das Bildungssystem	13
1.5. Die albanische Familie.....	16
1.5.1. Allgemeine Anmerkungen zur Familie als Trägerin und Übermittlerin von Kultur.....	16
1.5.2. Die albanische Familienstruktur	18
1.6. Das albanische Kind	24
2. Die Migration	28
2.1. Gründe für die Migration: Arbeitsemigranten versus Flüchtlinge	28
2.1.1 Arbeitsemigranten	29
2.1.2. Flüchtlinge	32
2.2. Migration als kritisches Lebensereignis.....	36
2.3. Bewältigungsformen der Migration	42
2.3.1. Der Verlust der Selbstverständlichkeit der eigenen Ich-Identität	42
2.3.2. Der Verlust von ursprünglichen Bindungen und Beziehungen	46
2.4. Bedeutung der Migration für die Kinder.....	51
3. Die Reaktion der Schweizer	57
3.1. Persönliche Erfahrung.....	57
3.2. Der Umgang mit Fremden	58
3.2.1. Theoretische Konzepte	58
3.2.2. Soziale Wirklichkeit	63
3.2.3. Kinder unter sich	69
4. Konflikt- und Reibungspunkte	75
4.1. Unterschiedliche Wirklichkeitskonstruktionen.....	75
4.2. Das Verhältnis zwischen Familie, Öffentlichkeit und Staat	77
4.3. Autonomie und Abhängigkeit in der Familie	79
4.4. Die Schule.....	84
4.4.1. Der vorschulische Bereich.....	85
4.4.2. Die Volksschule.....	87
4.4.3. Adoleszenz und Berufswahl	89

5. Lösungsmöglichkeiten und Perspektiven.....	93
5.1. Zusammenfassung der Problematik.....	93
5.2. Der Kulturkonflikt	94
5.2. Das Migrationstrauma.....	100
5.3. Die psychosoziale Lage.....	104
5.3.1. Elternberatung	104
5.3.2. Bereich Schule.....	104
5.3.3. Bereich Ausbildung.....	105
5.3.4. Arbeitsplatzpolitik.....	106
6. Fallbeispiele	110
6.1. Zur Gestaltung der Interviews.....	110
6.2. Fragen an albanische Familien.....	111
6.3. Darstellung einzelner Familien	112
6.3.1. Familie R.	112
6.3.2. Familie F.....	114
6.3.3. Familie K.	115
6.3.4. Familie C.	117
6.3.5. Familie B.	120
7. Schlußfolgerungen.....	123
Literaturverzeichnis.....	125

Einleitung

In den letzten Jahren hat die Anzahl der kosovo-albanischen Familien, die mit ihren Kindern in der Schweiz leben, stark zugenommen. Die Ursache dafür liegt in erster Linie in der Veränderung und Zuspitzung der politischen und sozialen Situation in ihrer Heimat. Spezifische Eigenheiten des schweizerischen Ausländerrechts (Umwandlung von Saisonierbewilligungen in Jahresaufenthaltsbewilligungen) haben ebenfalls etwas dazu beigetragen. Viele dieser Familien finden sich auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Anerkennung und haben mit massiven Integrationsproblemen zu kämpfen. Dabei scheint insbesondere die Transformation hergebrachter kultureller Werten und Normen, welche einer ländlichen, stark traditionsgebundenen Lebensform entsprechen, in die hiesigen städtischen, pluralistischen Strukturen mit grossen Schwierigkeiten und Widerständen verbunden zu sein.

Obwohl sich die gegenseitigen Kontakt- und Berührungspunkte oftmals auf ein Minimum am Arbeitsplatz und in der Schule beschränken, kann die Situation einer kosovo-albanischen Familie in der Schweiz nicht losgelöst von ihrer Interaktion mit der schweizerischen Umwelt betrachtet werden. Diese reagiert auf die Gegenwart von Menschen, die ihrer eigenen Kultur und Persönlichkeit in vielem recht fremd, in manchem auch wieder bedrohlich ähnlich sind, gemäß ihren unbewußten, gesellschaftlichen Strukturen. Die Art und Weise wie die Schweiz ihnen begegnet, erschwert vielen kosovo-albanischen Familien eine schrittweise Integration, die nicht auf Kosten eigener gewachsener Strukturen geht. Unter den Spannungen und Konflikten, die aus dieser familiären und sozialen Desintegration hervorgehen, ergibt sich für die Kinder eine hohe Belastung, die sich in vielfältigen körperlichen, psychischen und psychosomatischen Symptomen äußern kann.

Einer der wesentlichen Unterscheide zwischen der schweizerischen und der albanischen Kultur besteht darin, dass in der letzteren das einzelne Individuum eine weniger herausragende Einzelposition einnimmt, sondern viel stärker in das umgebende familiäre System eingebunden ist. Wenn in der vorliegenden Arbeit versucht wird, die Belastung und Gefährdung, aber auch die Chancen des kosovo-albanischen Kindes in der Migration darzustellen, kann dies deshalb nur vor dem Hintergrund einer Beschreibung der Lebensumstände seiner Familie geschehen. Alle Aussagen, die für die Eltern oder die ganze Familie getroffen werden, implizieren eine direkte Bedeutung für die jeweiligen Kinder, die im Einzelfall durch eine Untersuchung der innerfamiliären Beziehungsstrukturen noch näher zu spezifizieren wäre. Eine Analyse des familiären Mikrosystems geht jedoch über den Rahmen der vorliegenden Arbeit hinaus.

Ziel dieser Arbeit wird es sein, diejenigen Konflikt- und Reibungspunkte an der Schnittstelle zwischen Familie und Gesellschaft herauszuarbeiten, welche für die heranwachsenden Kinder eine Belastung darstellen und eine ungestörte Entwicklung gefährden. Dafür wird zunächst die Herkunft der Kosovo-Albaner etwas erläutert, um damit den kulturellen Hintergrund und auch die Ursachen für die gegenwärtige Migrationsbewegung sichtbar zu machen. Anschließend soll der Prozeß der Migration aus theoretischer Sicht und im Hinblick auf die konkrete, gegenwärtige Situation besprochen werden. Die Gegenwart von kosovo-albanischen Familien löst bei vielen Schweizern unbewußte Projektionen und Abwehrmechanismen aus, die von bevormundendem Mitleid über Gleichgültigkeit bis zu offenem Fremdenhaß reichen können. Ausgehend von psychodynamischen Konzepten zur Begründung dieser Mechanismen soll

deren Ausgestaltung in der sozialen Wirklichkeit nachgewiesen werden. In einem weiteren Kapitel werden einige der heftigsten Konflikt- und Reibungspunkte zwischen der schweizerischen und der kosovo-albanischen Mentalität aufgezeigt, wobei auch auf grundsätzliche Aspekte der „Mentalitätsfrage“ bzw. der Kulturdiskussion eingegangen wird. Anschließend werden Lösungsmöglichkeiten und Perspektiven aufgezeigt, die neben grundsätzlichen Überlegungen auch Ansätze zu konkreten Schritten beinhalten. Die getroffenen Aussagen werden anhand von ausgewählten Beispielen illustriert und verdeutlicht.

Die Arbeit stützt sich sowohl auf entsprechende wissenschaftliche Publikationen, als auch auf eigene Beobachtungen, die aufgrund von Gesprächen mit Kosovo-Albaner/innen zustande kamen, sowie auf Schilderungen schweizerischer Fachpersonen, welche in ihrem Berufsalltag mit Kosovo-Albaner/innen zu tun haben. Die Gespräche mit kosovo-albanischen Familien wurden auf der Grundlage eines halbstrukturierten Interviews geführt, dessen Konzept in Kapitel 6 erläutert wird. Im Sinne des ganzheitlichen Ansatzes verwendete ich jedoch neben den konkreten Informationen auch meinen persönlichen Eindruck nach einer Begegnung, die ich trotz wissenschaftlichem Hintergrund menschlich authentisch gestalten wollte.

Statistisch-empirische Untersuchungen können mithelfen, Vorurteile aufzudecken und abzubauen, wenn sie von der Konzeption her entsprechend angelegt sind. Häufig geschieht aber bereits die Wahl der Methoden und die Anlage der Untersuchung unter ganz bestimmten theoretischen Vorgaben, die oftmals die gleichen blinden Flecken aufweisen, wie sogenannte unwissenschaftliche Meinungsäußerungen. Die entsprechenden Forschungsergebnisse können leicht zur Untermauerung von Vorurteilen mißbraucht werden, statt einer Differenzierung und Klärung der wahren Verhältnisse zu dienen. Im weiteren können auch sorgfältig angelegte und statistisch abgesicherte Forschungsergebnisse über die individuelle Problemlage einer einzelnen Familie wenig aussagen. Mit der Bereitstellung von „allgemeingültigen“ Vorannahmen verstellen sie sogar eher den Blick auf das Persönliche und Einzigartige. Diese Arbeit soll einerseits einen Beitrag leisten zur Grundsatzdiskussion über die Begegnung zwischen Schweizern und Ausländern, andererseits aber auch Hintergrundmaterial liefern für die konkrete, professionelle Arbeit mit kosovo-albanischen Familien.

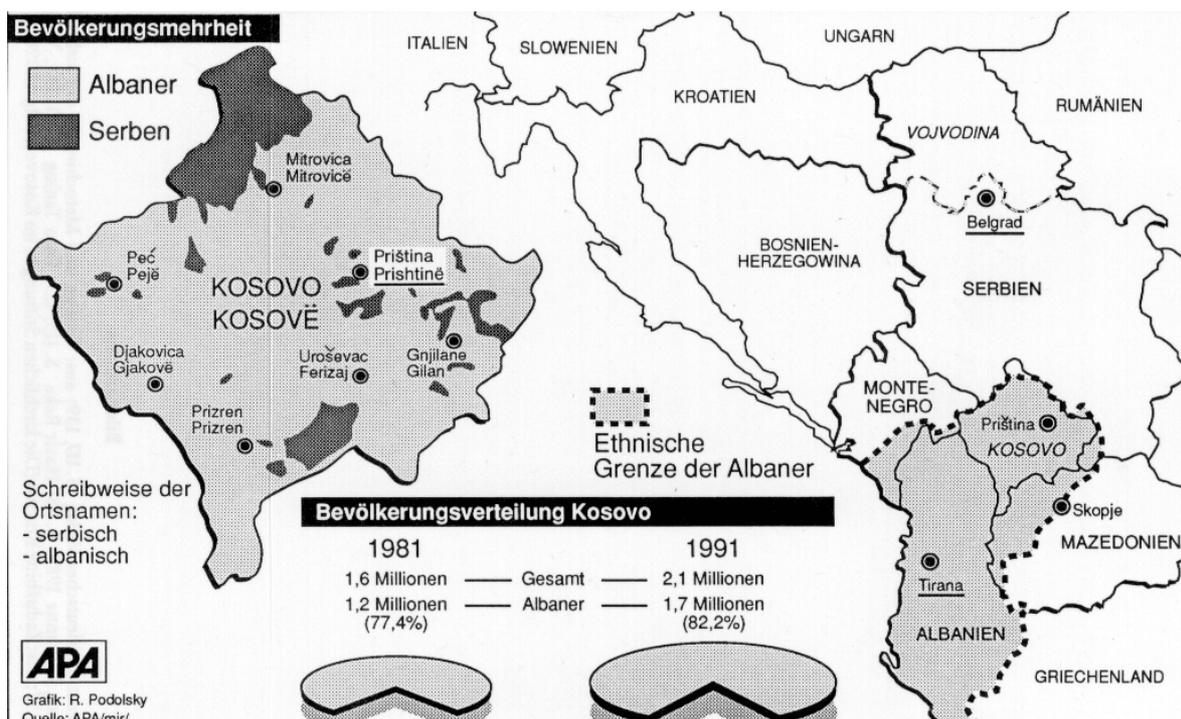
Das Prinzip der Dialogik, wie es von Herzka (1989) formuliert und für die Psychopathologie des Kindes- und Jugendalters interpretiert wurde, stellt eine mögliche Perspektive für ein multikulturelles Zusammenleben dar, welches auf Gleichwertigkeit und Gegenseitigkeit beruht. Damit ist die Entwicklung einer psychischen Grundstruktur des Menschen angesprochen, welche es dem einzelnen Individuum ermöglicht, in der Auseinandersetzung mit seiner Umwelt und seinen Mitmenschen gänzlich unterschiedliche, ja sogar unvereinbar scheinende Standpunkte wahrzunehmen und den sich daraus ergebenden Widerspruch auszuhalten, ohne auf psychische Abwehrmechanismen wie Verleugnung, Abwertung oder einseitige Kompromißbildungen zurückgreifen zu müssen. Der Aufbau und die Unterstützung solcher innerpsychischen Strukturen auf der Seite der Kosovo-Albaner/innen ebenso wie auf derjenigen der Schweizer/innen, ist Voraussetzung für ein gesellschaftliches Klima der inneren und äußeren Freiheit, welches Konflikte zwar nicht ausschließt, damit jedoch einen kreativen, entwicklungsorientierten Umgang pflegt. Ein solches Klima ermöglicht es, dass Kinder unbelastet von den Ängsten und Zwängen der Erwachsenen sowohl ihre individuelle Persönlichkeit entwickeln als auch eigene, konstruktive Wege im Umgang mit dem Fremden und Neuen finden. Für die Ausgestaltung der zukünftigen Gesellschaft werden diese unabdingbar sein.

1. Die Herkunft - Der Kosovo

1.1. Der Kosovo

Der Kosovo ist eine Region im Südosten des ehemaligen Jugoslawien, die sich über eine Fläche von ca. 11'000 km² erstreckt. (Vergleichbar in etwa mit der flächenmäßigen Größe der Kantone Graubünden und St. Gallen zusammen.) Die größeren Städte und Bevölkerungszentren liegen in zwei Ebenen auf ca. 350-500 m Höhe, welche durch einen Hügelzug voneinander getrennt sind. Rundherum ist das Gebiet von höheren Gebirgen (bis max. 2700 M) abgeschlossen. (Büschefeld, 1991). Die südlichen Nachbarn sind Albanien und die Provinz Mazedonien, im Norden schließen sich Montenegro und Serbien an. Während sich die Gebirgsregionen zunehmend entvölkern, findet in den fruchtbaren Ebenen ein starkes Bevölkerungswachstum statt. Die Landwirtschaft bildet mit ihren teilweise archaischen Produktionsmethoden nach wie vor den wichtigsten Wirtschaftszweig, im Verhältnis zur Bevölkerungszahl ist der Anteil des fruchtbaren Bodens allerdings eher gering. Der Kosovo ist reich an Bodenschätzen, größere Industriebetriebe finden sich vor allem in Städten wie Pristina und anderen.

Abbildung 1



Aus Kohl & Libal (1992)

Nach der Volkszählung von 1981 lebten im Kosovo ca. 1,2 Mio. Menschen. Davon waren 77,4% Albaner, 13,2 % Serben, der Rest der Bevölkerung verteilte sich auf andere jugoslawische Volksgruppen, sowie Türken, Roma, Bulgaren und Ungarn. Die jüngste Volkszählung im Jahre 1991 wurde von der albanischen Bevölkerung boykottiert, nach Schätzungen des jugoslawischen statistischen Amtes lebten damals 1,6 Mio. Menschen im Kosovo, wovon

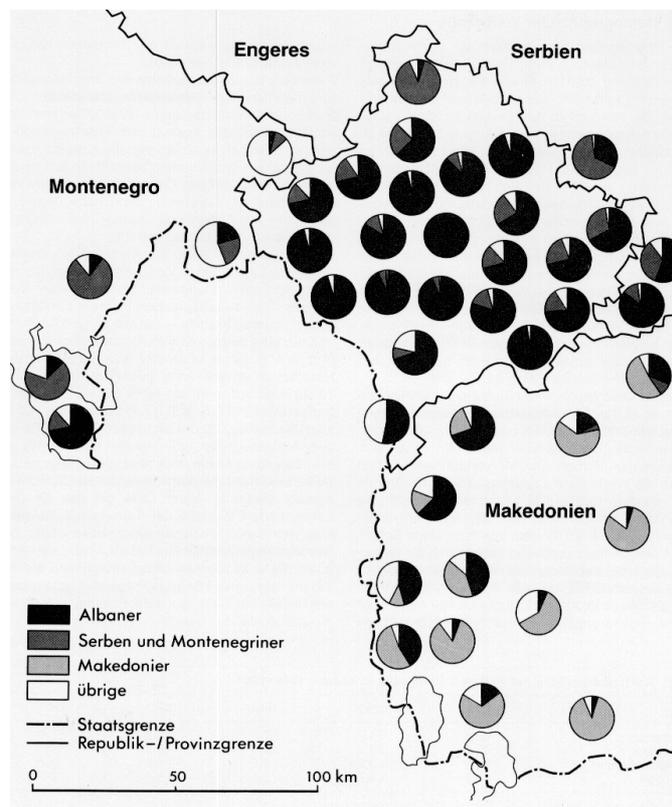
82,2 % Albaner waren. (Kohl & Libal, 1992). Die albanisch sprechende Bevölkerung stellt somit die überwiegende Mehrheit in dieser Region, und ihr zahlenmäßiger Anteil ist in ständig wachsender Zunahme.

Tab.1: Entwicklung der Nationalitäten Anteile in Kosovo 1948-1981

%	1948	1953	1961	1971	1981
Albaner	68,4	64,9	67,1	73,7	77,4
Serben	23,6	23,5	23,5	18,4	13,2
Montenegriner	3,8	3,9	3,9	2,5	1,7
Übrige	4,2	7,7	5,5	5,4	7,7

Nach Büschenfeld, 1991, Tab. 3.1/1, Quellen: err. N. Markert 1954, Tab. 5; Stat. God. Versch. Jg.

Abbildung 2



Aus: Büschenfeld (1991)

Vereinfachung zulässig ist. Bei den Menschen aus dem Staat Albanien hat das rigide, kommunistische Regime unter Enver Hodscha und die fast absolute Abkapselung vom übrigen Weltgeschehen jedoch so tiefe Spuren hinterlassen, das ihr Schicksal nur in Teilaspekten mit demjenigen der Kosovo-Albaner vergleichbar ist. Die meisten meiner Aussagen lassen sich deshalb nur bedingt auf sie übertragen.

1.2. Historischer Abriß

Das Siedlungsgebiet der Albaner beschränkt sich jedoch nicht nur auf die Provinz Kosovo, auch in anderen Provinzen ist der Anteil der Albanisch sprechenden Bevölkerung recht groß. Dies gilt insbesondere für Mazedonien und Montenegro, wo sich auch die entsprechenden Konflikte mit den Serben in ähnlicher Weise zeigen. Insgesamt leben im ehemaligen Jugoslawien ca. 3 Mio. Albaner. Wenn ich in meiner Arbeit von den Kosovo-Albanern spreche, so sind damit immer alle Albaner aus dem ehemaligen Jugoslawien gemeint. Aus der Geschichte und der aktuellen politischen Situation lassen sich zwar kleinere Unterschiede feststellen, die sich im übrigen beim Blick auf das individuelle Schicksal einer einzelnen Familie noch weiter differenzieren, ich glaube jedoch, das diese

In der Auseinandersetzung zwischen Albanern und Serben spielt die Geschichte eine große Rolle, weil sie von beiden Seiten zur Rechtfertigung aktueller politischer Positionen herangezogen wird. Insbesondere die Frage, welche der beiden Volksgruppen denn nun ursprünglich im Gebiet des Kosovo ansässig gewesen sei, und welche „nur“ zugewandert ist, gerät immer wieder zum Gegenstand heftiger Kontroversen. Das Selbstverständnis beider Gruppen ist stark von der Geschichte mitgeprägt, weshalb ich einen kurzen Überblick über die historische Entwicklung für wichtig erachte. Dabei stütze ich mich vorwiegend auf das Buch von Ch. Kohl & W. Libal: *Kosovo: Gordischer Knoten des Balkan* (1992) und die Zusammenstellung von M. Ibrahimi & S. Gretler: *Die Albaner in Jugoslawien* (1991).

Die Vorfahren der Albaner sind die Illyrer, welche bis ins 4. Jh. n. Chr. Teil des römischen Reiches waren und später unter die Herrschaft von Byzanz kamen. Das Albanische gehört im Gegensatz zu den slawischen Sprachen zum indogermanischen Sprachraum und wird auch in gewissen Regionen in Süditalien gesprochen. Der Ausdruck „*Skipetaren*“ statt Albaner wird sowohl von den Betroffenen selber, als auch in der älteren volkskundlichen Literatur synonym benutzt. Genaugenommen unterteilt sich das Volk der Albaner auf zwei Stämme: Die Tosken, welche im Süden des heutigen Albaniens ansässig waren und die Ghegen, welche im nördlichen Bergland und im Kosovo lebten. Zu genaueren Angaben über die unterschiedliche Tradition der beiden Volksgruppen siehe Lockwood (1984, S.25).

Im 9. Jahrhundert wurden die fruchtbaren Ebenen des Kosovo von den Serben besiedelt und die Albaner zogen sich weitgehend ins Bergland zurück, wo sie sich als Hirtennomaden niederließen. Der Zar des mittelalterlichen, serbischen Großreiches verlegte 1347 seinen Herrschaftssitz nach Prizren, im Zentrum des Kosovo. Damit wurde diese Region zum Herzstück des serbischen Reiches. Zahlreiche Klöster, darunter auch einige bedeutende Kulturdenkmäler, zeugen heute noch von der Zeit, in der der Kosovo zum religiösen Mittelpunkt des Serbenreiches gehörte.

Am Ende des 14. Jahrhunderts begann die Eroberung der Balkanhalbinsel durch die Osmanen. 1389 fand nördlich von Pristina die legendäre Schlacht auf dem Amselfeld statt, bei der das serbische Heer von den Türken besiegt wurde. Obwohl dieses historische Ereignis eigentlich mit einer Niederlage endete, baute sich im Laufe der Zeit ein ganzer Strauß von Mythen und Legenden um das Amselfeld auf, die letztlich den Mut und die Tapferkeit des serbischen Volkes zum Inhalt haben. Die realen Grundlagen dieser Geschichten sind zwar sehr unklar, nichtsdestotrotz wirken sie gewissermaßen als Katalysator für das serbische Heimatgefühl und werden auch gezielt zu politischen Zwecken aktiviert. 1989 organisierte der serbische Präsident Milosevic eine monumentale Gedenkfeier zum 600. Jahrestag der Schlacht auf dem Amselfeld, an der über eine Million Serben teilnahmen. Daß die Albaner diesen Aufmarsch im Zentrum „ihrer“ Provinz als provokative Machtdemonstration verstehen mußten, ist verständlich und war wohl auch so beabsichtigt.

Die Albaner kämpften zu Beginn des 15. Jh. unter der Führung ihres Nationalhelden Skanderberg während 25 Jahren gegen die Osmanen und verzögerten damit deren Vormarsch nach Europa. 1468 wurden die albanischen Gebiete in den Bergen erobert, und viele Albaner flohen nach Italien. Während der folgenden Besatzung durch die Türken behielten zunächst viele Albaner ihre christliche Religion (Katholizismus im Norden, serbisch-orthodox im Süden),

und erst im 17. Jh. trat die Mehrheit der Bevölkerung zum Islam über, in erster Linie, um der Steuer zu entgehen, welche alle Nicht-Muslime zu zahlen hatten.

Während der türkischen Besatzung, die Albaner wie Serben gleichermaßen betraf, kam es immer wieder vor, daß einzelne Gruppen von Albanern auch die Ebenen des Kosovo besiedelten, die Mehrheit der dort lebenden Bevölkerung war jedoch serbisch. Dies änderte sich zu Ende des 17. Jahrhunderts, als sich Serben und katholische Albaner gegen die türkische Herrschaft erhoben. Der Aufstand scheiterte jedoch, und durch die nachfolgenden Racheaktionen gegen die beteiligten Bevölkerungsgruppen wurde eine große Abwanderungsbewegung der Serben nach Norden ausgelöst. Dies führte dazu, daß sich das Zentrum des serbischen Siedlungsgebietes weiter nach Norden verschob, in die Nähe von Belgrad. Die freiwerdenden Gebiete in den Ebenen des Kosovo wurden nun zunehmend von Albanern besiedelt. Die Albaner unterwarfen sich weitgehend der türkischen Herrschaft. Auch wenn sie als Fremdbestimmung empfunden wurde, machten doch recht viele Albaner in der osmanischen Verwaltung oder im Militär Karriere.

Und die Skipetaren, die „Söhne des Adlers“ , wie sie sich selber nannten, zählten zu den treuesten Stützen des osmanischen Reiches; die Zahl der skipetarischen Paschas und Wesire, ja der Großwesire sowie der „Serasker“ (Heerführer) war im Verhältnis zur Zahl der Albaner außerordentlich hoch. Noch heute kann man erleben, daß ein albanischer Gesprächspartner, der eben die fünf Jahrhunderte des „türkischen Jochs“ beklagt hat, im gleichen Atemzug voller Stolz die Zahl der Großwesire (Regierungschefs) hersagt, die sein kleines Volk der hohen Pforte zur Verfügung gestellt hat. (Kohl & Libal, 1992, S. 28).

Als das osmanische Reich im 19. Jh. am Auseinanderbrechen war, und sich die europäischen Großmächte daran machten, die Verhältnisse auf dem Balkan neu zu ordnen, gründeten die Albaner 1878 die sogenannte „Liga von Prizren“. Daran beteiligt waren vor allem die gebildeteren Schichten, Intellektuelle, aber auch Händler und Großgrundbesitzer. Sie forderten den Zusammenhalt aller albanischen Gebiete und weitgehende Autonomie unter osmanischer Oberhoheit. Den türkischen Machthabern kam diese Liga zwar gelegen im Kampf gegen die territorialen Ansprüche der nördlicheren Staaten, den Autonomiebestrebungen der Albaner wurde aber keineswegs entsprochen und 1881 wurde die Liga verboten. Die im Kosovo entstandene Idee eines eigenen albanischen Staates ließ sich aber seither nicht mehr ausrotten.

Die Aktivitäten verschoben sich zunächst vom politischen auf den kulturellen Bereich. 1887 wurde die erste albanische Schule gegründet und ein Jahr später eine einheitliche albanische Schrift geschaffen. Während der folgenden Jahrzehnte mußten sich die Albaner gegen zwei Seiten zur Wehr setzen. Einerseits gegen die Unterdrückung durch die türkische Herrschaft (die aber offenbar von vielen Albanern gewissermaßen als das kleinere Übel angesehen wurde) andererseits gegen die Gebietsansprüche der Serben. Da die meisten Albaner den islamischen Glauben angenommen hatten, wurden sie von den übrigen Europäern mit den Türken, und damit mit dem „Feind“ gleichgesetzt. Diese Haltung klingt auch heute noch nach, wenn in den Albanern in erster Linie Vertreter des muslimischen Glaubens gesehen werden.

1912 wurde unter der Führung des albanischen Politikers Ismail Qemal zum ersten Mal ein freier unabhängiger Staat ausgerufen, der 1913 von den europäischen Großmächten anerkannt wurde. Dieser erstreckte sich aber nur auf ein relativ eng begrenztes Gebiet, das in etwa dem heutigen Albanien entspricht. Der Kosovo wurde Serbien zugeteilt, und die serbische Regierung machte denn auch mit Nachdruck deutlich, daß sie dieses Gebiet als serbisches „Stamm-land“ betrachte, in dem Albaner bestenfalls geduldet, eher aber noch vertrieben werden. Seit dessen Gründung haben die Verhältnisse im Staate Albanien einen gewichtigen Einfluß auf die Entwicklung im benachbarten Kosovo. (Kohl & Libal, 1992). Während des ersten Weltkrieges zerfiel der junge albanische Staat wieder und wurde unter Italien, Griechenland, Serbien und Ungarn-Österreich aufgeteilt. Aus dem Kosovo und Montenegro wurden während und nach dem Krieg Zehntausende von Albanern in die Türkei vertrieben.

Nach dem Krieg gründeten Serbien, Kroatien und Slowenien das vereinigte Königreich von Jugoslawien und verpflichteten sich zu einem Schutz der nationalen Minderheiten. Tatsächlich galt dieser Minderheitenschutz aber nur den Deutschen, Italienern, Ungarn etc., während die Albaner weiterhin eine massive Unterdrückung erfuhren. Ihre Sprache und Kultur wurden verboten, es gab ausschließlich serbische Schulen, die von der albanischen Bevölkerung boykottiert wurden. Dies hatte zur Folge, daß mehr als drei Viertel der Albaner Analphabeten blieben. (Kohl & Libal, 1992). Wenn man bedenkt, daß es sich hier um die Großelterngeneration der heutigen albanischen Kinder handelt, lassen sich die familienbiografischen Konsequenzen dieser Mißstände erahnen. Zum aktuellen Zeitpunkt diskriminiert das Bildungssystem die albanischen Kinder wieder in ganz ähnlicher Weise (Siehe Kap. 1.4.).

Die Serben zeigten wenig Interesse an einer Integrierung und Assimilierung der Albaner. Vielmehr versuchten sie, diese durch eine gezielte Vertreibungspolitik zum Verlassen des Gebietes zu bewegen. Diejenigen Albaner, die ihre politische und kulturelle Identität bewahren wollten, wurden in den Untergrund getrieben. Eine Chance zu wirtschaftlicher oder kultureller Entwicklung bestand im Kosovo kaum, so daß das Gebiet zur rückständigsten Region von Jugoslawien wurde. 1938 unterzeichnete der jugoslawische König sogar einen Vertrag mit der Türkei, in der sich die letztere dazu verpflichtete, 40 000 albanische Familien mit je 10-15 Mitgliedern aufzunehmen. Die Neuansiedler sollten in der Türkei gegen kurdische Aufständische ausgespielt werden, und in den verlassenen Gebieten im Kosovo wurden serbische und montenegrinische Kolonisten angesiedelt. (Ibrahimi & Gretler, 1991).

Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges verhinderte eine vollständige Umsetzung des Projektes. (1953 wurden diese Zwangsumsiedelungen wieder aufgenommen und bis 1960 wurden 283 000 Albaner in die Türkei vertrieben). Als Jugoslawien vor den Achsenmächten kapitulierte, wurde der größte Teil des albanisch bewohnten Gebietes von Italien kontrolliert, welches auch Albanien annektiert hatte; kleinere Restgebiete fielen an die Deutschen und Bulgarien. Unter Mussolini erfüllte sich somit der lang gehegte Wunsch eines vereinigten Albaniens. Die italienische Besatzung gewährte der albanischen Bevölkerung zum ersten Mal eine gewisse Autonomie, und ihre Sprache wurde als Schul- und Verwaltungssprache zugelassen. Von serbischer Seite wird berichtet, daß zu jener Zeit viele gewalttätige Racheakte von Albanern an Serben verübt wurden. Andererseits begegneten die Funktionäre der jugoslawischen KP im Untergrund den albanischen Parteimitgliedern schon damals mit Mißtrauen. Meine Vermutung ist, daß es die Besatzungsmacht wohl auch verstand, die verfeindeten Gruppen gezielt gegen einander auszuspielen. Kohl & Libal (1992) halten fest, daß es neben Kollabo-

rateuren auch eine beträchtliche Anzahl von albanischen Partisanen gab, die sich dem Widerstand anschlossen.

Nach dem Rückzug der Italiener und der Niederlage der Deutschen erfolgte die Machtübernahme durch Tito und seiner kommunistischen Partei. In der Folge wurde der Kosovo der Republik Serbien zugeteilt und fiel wieder unter serbische Administration. Den lokalen Vertretern des Geheimdienstes galten die Albaner generell als verdächtige Konterrevolutionäre und die Unterdrückung und Verfolgung, die schon vor dem Krieg bestanden hatte, wurde nun unter neuem politischen Leitbild wieder aufgenommen. Im Laufe der Zeit entwickelten sich allerdings gewichtige Differenzen zwischen den serbischen Politikern und den Kroaten und Slowenen unter der Führung Titos. Wieder einmal wurden die Albaner zum Spielball anderer Mächte und Interessen. Generell läßt sich im Lauf der Geschichte das Prinzip erkennen, daß sich eine Schwächung der serbischen Position als eine gewisse Erleichterung für die Albaner auswirkte. So gewährte Tito dem Kosovo nach einer Phase heftiger Unruhen und Proteste schließlich die Realisierung einiger der alten Forderungen: Albanisch wurde wieder als Amtssprache zugelassen und 1970 wurde in Pristina die erste albanische Universität eröffnet. Die Hauptforderung aber, die Anerkennung als eigenständige Republik, gleichwertig wie etwa Slowenien, Kroatien etc. wurde den Kosovo-Albanern nicht zugestanden. Neben einer gewissen Rücksichtnahme den serbischen Partnern gegenüber spielte dabei wohl auch die Befürchtung eine Rolle, eine eigenständige Republik Kosovo könnte sich schließlich ganz vom Jugoslawischen Bund lösen und sich Albanien anschließen. Tatsächlich wünschten sich zum Zeitpunkt der damaligen politischen Verhältnisse wohl nur die wenigsten einen solchen Anschluß, der letztlich doch wieder mehr Unfreiheit als Befreiung mit sich gebracht hätte.

1974 erhielt der Kosovo den Status einer „autonomen Provinz“, was unter anderem bedeutete, daß die Albaner nun ihre eigene Verwaltung hatten. Die entsprechenden Funktionäre mußten sich aber letztlich doch nach den Vorgaben der übergeordneten serbischen Administration richten. Was für die Serben bereits ein Schritt zu weit war, ging den Albanern nicht weit genug. Die Spannungen zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen hielten deshalb an, und die Protestbewegungen gingen mit unterschiedlicher Intensität weiter. Der Kosovo war nach wie vor die rückständigste Provinz Jugoslawiens, und die wirtschaftliche Not trieb viele Menschen, Albaner, wie Serben als Arbeitsemigranten nach Nordwesteuropa. Viele kamen auch als Saisoniers in die Schweiz.

Die Zahl der Arbeitslosen in der Autonomen Provinz Kosovo wurde von westlichen Beobachtern 1980 auf 250'000 geschätzt.... Von den 72'000 1980 offiziell registrierten Arbeitslosen waren ca. 73 v.H. jünger als 30 Jahre. 38,8 v.H. aller Beschäftigungssuchenden hatten keinerlei Einkünfte, 48,8 v.H. besaßen kein Land das sie bearbeiten können. Durchschnittlich konkurrierten 31 Bewerber um einen freien Arbeitsplatz....

1980 war in der Autonomen Provinz Kosovo jeder fünfte Serbe und Montenegriner beschäftigt, während nur jeder elfte Albaner einen Arbeitsplatz besaß. (Reuter, 1982, S. 62/63).

Im Rahmen des Entwicklungsprogrammes für unterentwickelte Regionen erhielt der Kosovo zwar beträchtliche Fördermittel (1988 fast die Hälfte der ausgegebenen Mittel), diese wurden aber oftmals wenig sinnvoll und zweckgebunden angelegt. (Büschendorf 1991). Wer dabei im einzelnen die Entscheidungskompetenz hatte, ist schwer nachvollziehbar, sicher ist, daß die betroffene Bevölkerung wenig Nutzen aus dieser Form der Unterstützung zog. Zumindest im nachhinein sehen offenbar viele Albaner in Tito einen Förderer ihrer Anliegen, weshalb in vielen Häusern immer noch sein Porträt hängt. (Kohl & Libal 1992, S.131).

Als Tito 1980 starb, begann sein Werk, der jugoslawische Bund, langsam aber sicher auseinanderzubrechen. Die leidvolle Tragik dieses Prozesses ist bekannt, ich möchte ihn an dieser Stelle nicht nachzeichnen. Für die Albaner fand im Frühjahr des Jahres 1981 ein bedeutender, schmerzhafter Einschnitt in der Geschichte statt. Die mißlichen Lebensbedingungen führten damals zu massiven Unruhen, auf welche die serbische Führung mit der Verhängung des Ausnahmezustandes reagierte. Dieser wurde im Grunde genommen bis heute aufrechterhalten und führte zu einer erneuten starken Einschränkung der Rechte der albanischen Bevölkerung. Politische Verfolgung und Unterdrückung sind wieder an der Tagesordnung und hinterlassen auch im „normalen“ Alltag der Menschen ihre Spuren.

1.3. Heutige politische und ökonomische Situation

Im Juli 1990 löste die serbische Polizei das regionale Parlament endgültig auf. Dieses versammelte sich darauf auf den Treppen des Parlamentsgebäudes und proklamierte die autonome „Republik Kosovo“. In der Folge wurde auch eine neue Verfassung ausgearbeitet und eine Regierung gewählt. Alle diese Aktivitäten mußten im Geheimen ablaufen, und die Mitglieder der selbstgewählten kosovo-albanischen Regierung können seither nur im Ausland auftreten und aktiv werden. Das serbische Parlament verabschiedete zwar 1992 ein Gesetz, welches den Schutz der Minderheiten vorsieht, und das internationalen Organisationen gegenüber immer wieder als Argument angeführt wird. (Kohl & Libal, 1992).

Faktisch läßt sich der Kosovo heute jedoch mit einem kolonialisierten Land vergleichen, in dem eine Minderheit eine Mehrheit der Bevölkerung mit Polizei- und Militärgewalt unterdrückt und diskriminiert. Seit 1981 wurden die Albaner massenweise aus Fabriken und Betrieben entlassen, so daß heute fast 90% von ihnen arbeitslos sind. Da es praktisch keine Arbeitslosenhilfe gibt, sind die meisten Familien existentiell angewiesen auf Beiträge ihrer im Ausland lebenden Mitglieder. Gemäß Angaben eines Vertreters des Schweizerischen Arbeiterhilfswerkes schicken allein die 18 000 Saisoniers in der Schweiz pro Monat circa 18 Mio. Franken an Unterstützung in ihre Heimat. Dies verweist auch auf die enorme volkswirtschaftliche Bedeutung der Migration für den Kosovo. Neben den lokalen, albanischen Behörden wurden auch die meisten Lehrer und Polizisten durch serbische Beamte ersetzt. Letztere verhaften mißliebige Albaner willkürlich, mißhandeln und ermorden sie sogar.

Das tägliche Leben der albanischen Bevölkerung im Kosovo ist einerseits durch den Polizeiterror geprägt, andererseits dadurch bestimmt, daß den Menschen keine einzige Instanz oder Behörde rechtlichen Schutz bietet. (Kohl & Libal, S. 137).

Diese Erfahrung der Schutz- und Rechtlosigkeit den Behörden gegenüber nehmen viele Albaner, die in die Schweiz emigrieren mit und übertragen sie auf die hiesigen Amtspersonen. Das fehlende Vertrauen in die Staatsorgane entspricht zwar der Mentalität vieler Nationen, bei den Albanern paart es sich jedoch mit der leider begründeten Annahme, persönliche, familien- oder gruppenspezifische Interessen nur im Geheimen verfolgen zu können, weil man bei deren Offenlegung jederzeit mit Repression rechnen muß. Diese Repression bezieht sich im übrigen weniger auf inhaltliche Aspekte der geäußerten Absichten und Wünsche als vielmehr auf die Tatsache, daß deren Verfechter einer bestimmten ethnischen Gruppe angehören. Die Spuren derart verhinderter Selbstäußerung und Selbstbestimmung zeichnen jedes betroffene Individuum bei jeder anfallenden Wiederholungssituation aufs Neue.

Den Albanern ist jegliche politische Aktivität untersagt, gemeinschaftliche Aktivitäten werden sofort als separatistische und terroristische Konspiration interpretiert und entsprechend verfolgt. Oft kommt es vor, daß Polizeiorgane Häuser oder ganze Dörfer durchsuchen und unter dem Vorwand, nach Waffen zu suchen, die Familien drangsalieren. Wie in vielen diktatorischen Regimes, die die Menschenwürde geringschätzen, werden auch in diesem Fall öfters Kinder in das Verhör miteinbezogen, um über die politischen Aktivitäten ihrer Eltern auszusagen.

Auch medizinische Institutionen stehen Verfolgten und Verletzten nicht mehr vorbehaltlos zur Verfügung. Früher konnte die Bevölkerung im Kosovo auf eine ausreichende medizinische Versorgung zurückgreifen, die sich an westlichen Standards orientierte. Viele Ärzte erhielten ihre Ausbildung in Zagreb, Belgrad, später auch in Pristina. 1991 suspendierte das serbische Parlament die Aktivitäten des albanischen Roten Kreuzes. Über das ganze Gesundheitswesen wurden Notmaßnahmen verhängt und 1862 medizinische Fachkräfte wurden entlassen. Abgesehen davon, daß gewisse serbische Ärzte und Spitäler die Behandlung von Albanern ausdrücklich vernachlässigen oder sogar verweigern, haben die Albaner selbst kein Zutrauen zu diesen. Wenn sie sich nicht in ihrer Sprache über ihre Beschwerden äußern können, halten sie sich lieber wieder an traditionelle Heilmethoden. In Kombination mit der schlechten Ernährung und der allgemeinen Armut hat dies zur Folge, daß sich der Gesundheitszustand der Bevölkerung enorm verschlechtert. Wegen der mangelhaften Durchführung von Impfaktionen treten inzwischen auch wieder Krankheiten auf, die vor 1990 eigentlich ausgerottet waren. Kinder sind von diesen Zuständen in besonderer Weise betroffen, starben doch seit Inkrafttreten der Maßnahmen wieder 20 Kinder an Kinderlähmung, während zuvor kein einziger Fall mehr verzeichnet wurde. (Haxhosaj, 1994, S.18).

Die Repressionsmaßnahmen gegenüber der albanischen Bevölkerung betreffen insbesondere auch den kulturellen Bereich. Bildung und Kultur haben in jeder Gesellschaft identitätsstiftende Funktion, und es ist deshalb fast eine logische Konsequenz, daß neben der politischen und wirtschaftlichen Diskriminierung eine fast vollständige Unterdrückung jeglicher kultureller Äußerungen der Albaner erfolgt. Im Juli 1990 besetzte die Polizei die Radio- und Fernsehanstalt in Pristina, und fast 1300 Journalisten verloren ihre Arbeitsstelle. Seitdem erhält die Bevölkerung nur noch Informationen, die die serbische Zensur passiert haben. Einen Monat später wurde die einzige albanischsprachige Tageszeitung besetzt, und 250 Journalisten wurden entlassen. Seitdem bilden kroatische oder slowenische Presseerzeugnisse die einzige Möglichkeit zu alternativer Information. Bücher oder Zeitschriften in albanischer Sprache können nur im Untergrund gedruckt, verkauft und gelesen werden, da der Gebrauch der albanischen Sprache offiziell verboten ist. (Kohl & Libal, 1992). Das bloße Abhören von Kassetten mit albanischer Musik im Auto ist bereits ein Grund zur Verhaftung. Nur mit hohen Bußgeldzahlungen kann dieser entgangen werden. (Heusser, 1994).

Daß die Albaner auf diese massive Repression ihrerseits mit offenem und verdecktem Widerstand reagieren und ihren Unwillen über das gegenwärtige Regime auch mal an unbeteiligten Zivilisten auslassen, sei nicht verschwiegen. Generell äußert sich der Widerstand aber eher in wiederholten Protestaktionen und passiver Verweigerung (z.B. Schulbesuch). Inzwischen sind die Menschen in vielen Dörfern auch zu Selbsthilfeaktionen übergegangen und organisierten einen geheimen Schulunterricht oder ein Netz von medizinischer Betreuung. Es gibt jedoch keine organisierte, bewaffnete Untergrundbewegung wie etwa in Kurdistan. Die

Mehrheit der Opposition ist in der sogenannten „Demokratischen Union“ zusammengeschlossen. Der politischen Führung derselben gelang es bislang, die Bevölkerung von einer friedlichen Strategie im Sinne der „Ghandi-Taktik“ zu überzeugen. (Kohl & Libal, 1992). Allerdings mehren sich unter den Albanern inzwischen die Stimmen, die ein energischeres Vorgehen gegen die serbische „Besatzung“ verlangen und sogar einen Zusammenschluß mit dem Staat Albanien anstreben. (Stiger, 1995).

Eine unabhängige Delegation der Menschenrechtsbeobachtung (Human Rights Watch) zog nach einer eingehender Untersuchung dortiger Zustände und Vorfälle folgende Schlußfolgerung:

Serbian allegations of mistreatment of Serbs by Albanians, though somewhat true in the past, are no longer viable today. Moreover, isolated cases of attacks against Serbs by Albanians do not justify repression against, and segregation and marginalization of, the entire Albanian population in Kosovo. Indeed, the same arguments used to justify repression in Kosovo were used to justify the use of force against civilians and the „ethnic cleansing“ of non-Serbs in Croatia and Bosnia-Herzegovina. (Human Rights Watch, 1992).

Insgesamt gewinnt man den Eindruck, daß es den lokalen Größen und Autoritäten letztlich darum geht, möglichst vielen Albanern das Leben derart unerträglich zu machen, daß sie das Land freiwillig verlassen. Das Ziel scheint eine Veränderung der Bevölkerungsstruktur zugunsten der Serben zu sein. Von albanischer Seite wird berichtet, daß seit der Aufhebung der Autonomie über 300 000 Albaner das Land verlassen hätten. (Stiger, 1995). Die Verweigerung der Rückreisegenehmigung für abgewiesene Asylbewerber aus der Schweiz reiht sich als logischer Baustein in dieser Strategie ein. Eine Neubesiedelung durch serbische Zuwanderer verläuft aber keineswegs so glatt und problemlos, wie dies sich die Machthaber vielleicht vorgestellt haben. Vielmehr verlassen nach wie vor auch viele Serben die rückständige, spannungsgeladene Provinz.

1.4. Das Bildungssystem

Schulen und andere Bildungsinstitutionen sind und waren immer schon ein Brennpunkt sozialer Konflikte. Daß Wissen auch Macht bedeutet, ist eine bekannte Tatsache, und so gab es schon immer Bemühungen, den Zugang zu diesem Wissen auf ausgewählte Gruppen oder Individuen zu beschränken. Es gehört mit zu den Errungenschaften demokratischer Gesellschaften, Bildung und Wissen wenigstens grundsätzlich allen Bevölkerungsgruppen offen zu halten, unabhängig von Herkunft, sozialer Klasse oder Religion.

Die Institution der Schule gibt einer Gesellschaft bzw. deren Machträgern aber auch die Möglichkeit, gezielt auf die Jugend Einfluß zu nehmen und allenfalls korrigierend einzuwirken auf bestimmte Werte, die die Kinder in den Familien mitbekommen (Siehe Kap. 1.5). In der Auswahl des Lehrpersonen und in der Festlegung des Lehrstoffes können Schwerpunkte gesetzt werden, die nicht nur den gegenwärtigen Zustand einer Gesellschaft widerspiegeln, sondern auch viel über Zukunftsvorstellungen aussagen. Indem man der Jugend die eigenen Ideen und Überzeugungen mitgibt, kann man die Hoffnung aufrechterhalten, daß diese Inhalte über die eigene Wirkenszeit hinaus Bestand haben werden. Nicht von ungefähr haben sich Ideologen jeglicher Couleur immer besonders um den schulischen Bereich gekümmert. Pädagogische, kindgerechte Überlegungen geraten dabei oftmals ins Hintertreffen vor rein machtpolitischen Interessen.

So ist denn auch im Kosovo die Schule Schauplatz heftiger Auseinandersetzung, der noch durch die unterschiedliche Sprachzugehörigkeit verschärft wird. *Wo eine nationale Minderheit mit einer Mehrheitsbevölkerung zusammenlebt, kommt es fast unweigerlich zu Konflikten im Bildungsbereich.* (Kohl & Libal). Zum Vergleich sei nur angeführt, welche hohen Wellen der Französischunterricht für die deutschsprachigen Primarschüler unter den vergleichsweise entspannten Verhältnissen in der Schweiz warf.

Bislang wurde die Primarschule im Kosovo in Albanisch, Serbisch, Türkisch, und Roma geführt. In einer Klasse saßen dabei bis zu 50 Kinder. (Gretler & Ibrahim 1992). Insgesamt war das Bildungsniveau auch zur Zeit der autonomen Provinz eher etwas tiefer als im übrigen Jugoslawien. Vor allem unter der älteren Bevölkerung gibt es noch immer einen hohen Prozentsatz von Analphabeten. Viele Mädchen wurden nach vier Jahren Grundschule vorzeitig aus der Schule genommen und konnten ihre Schulbildung nicht abschließen. (Büschendorf, 1991).

Tab.2: Schulbildung der Bevölkerung in Jugoslawien und Kosovo 1981

%	Jugoslawien	Kosovo
ohne Schulbildung	13,7	25,7
1-3 Klassen	3,6	2,1
4-7 Klassen	26,8	17,1
8jähr. Grundschule	24,2	34,4
Sekundarschule	25,5	17,3
Hochschule	5,6	3,3

Nach Büschendorf, 1991, Quelle: Veliki geografski atlas 1987, S. 190

Für die Generation der heute emigrierenden Frauen und somit der Mütter der heute in der Schweiz lebenden Kinder ist schulische oder berufliche Ausbildung also keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Nach Nauck (1988) ist jedoch gerade die Schulbildung der Mutter ein entscheidender Faktor für eine positive Verarbeitung der Migration und eine erfolgreiche Integration. Er spricht von einer rascheren Reorganisation des Lebenslaufes und einer stärkeren Angleichung der Werte und Normen an westeuropäische Muster in Bezug auf die Kinder und das Erziehungsverhalten, aber auch auf die Ehegattenbeziehung. Seine Aussagen beziehen sich auf türkische Familien in Deutschland. Ich denke aber, daß sie in ähnlicher Weise auch für albanische Familien in der Schweiz gelten. Meine Vermutung ist, daß Schulbildung, abgesehen von den erhöhten Chancen und Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt, ganz allgemein das Bewußtsein für mögliche Handlungs- und Lebensalternativen schärft und die Überzeugung weckt, nicht nur Opfer der gegebenen Umstände zu sein, sondern auch selber handelnd auf sein Schicksal einwirken zu können.

Inbesondere das Ausmaß an Alternativen wird von den individuellen kognitiven, ökonomischen und sozialen Ressourcen bestimmt, die im Herkunfts- und Aufnahmekontext erworben worden sind. Empirische Analysen haben übereinstimmend die strategische Bedeutung der durch schulische Bildung und (davon keineswegs unabhängig) durch Spracherwerb erworbenen kognitiven Ressourcen als Anfangsbedingung für den Eingliederungsprozeß und für die Reorganisation der Familienstruktur belegen können. (Nauck, 1988, S. 507).

Schulbildung ist jedoch keine abstrakt meßbare Größe, die sich in der Anzahl absolvierter Schuljahre messen läßt; vielmehr spielt auch die Qualität derselben eine entscheidende Rolle. Neben den rein inhaltlichen und formalen Aspekten hat meiner Meinung nach auch das emotionale Klima einen entscheidenden Einfluß darauf, wie Unterricht und Bildung aufgenommen werden und wirken können. Die wachsende Spannung zwischen serbischer und albanischer Bevölkerung im Kosovo belastet das Schulklima außerordentlich und bringt für die Kinder äußerst negative Konsequenzen mit sich. Seit der Absetzung der autonomen Provinzverwaltung und der Inkraftsetzung des Ausnahmezustandes wurden die meisten albanischen Schuldirektoren von ihrem Posten enthoben, und es wurde ein neuer Lehrplan aufgestellt, der sehr viel größeres Gewicht auf serbisches Kulturgut legt und den Gebrauch der albanischen Sprache nur noch auf der Grundstufe zuläßt. Alle Lehrkräfte, die sich weigerten, sich den neuen Maßstäben zu unterziehen, wurden ebenfalls entlassen. Mit dem Argument, serbische Kinder müßten von ihren albanischen Mitschülern beschützt werden, wurde eine Segregation der beiden Bevölkerungsgruppen eingeführt: Serbische Kinder sollten den Unterricht jeweils vormittags besuchen. Die Unterrichtsstunden für albanische Kinder sollten nachmittags stattfinden und wurden von 45 auf 35 Stunden verkürzt.

Unter diesen Bedingungen weigerten sich viele albanische Eltern, ihre Kinder weiterhin in die offiziellen, staatlichen Schulen zu schicken. Seither gibt es immer wieder Versuche, einen privaten Unterricht aufzuziehen, der aber nur vielerorts nur lückenhaft und unregelmäßig zustande kommt.

Parents who chose not to have their children taught according to the Serbian Curriculum have kept their children at home. As a result of the boycott, Albanians interviewed by Helsinki Watch estimate that most Albanian children in Kosovo (between 300 000 and 450 000) have not attended school for approximately two years. Some children are educated by fired Albanian teachers or their parents. (Helsinki Watch, 1992 S. 45).

In welchem Masse Kinder in die ethnischen und sozialen Konflikte der Erwachsenen hineingezogen werden, zeigt eine Episode, die sich im März 1990 im Kosovo ereignete. Damals traten bei Tausenden von Schulkindern Vergiftungssymptome auf, die auf den Kontakt mit einem bestimmten Nervengift schließen ließen. Während viele albanische Eltern einen versteckten Terroranschlag auf ihre Kinder vermuteten, sprachen die serbischen Behörden von einer Massenhysterie und untersagten eine medizinische Betreuung der Kinder (Kohl & Libal 1992). Von verschiedenen internationalen Ärztgruppen wurde der Vorfall untersucht, wobei keine eindeutigen Resultate über die Ursachen der Vergiftungserscheinungen zustande kamen. Die Helsinki Menschenrechtskommission sah sich nicht in der Lage, die Vorwürfe an die Serben zu beurteilen, zeigte sich aber bestürzt darüber, daß die serbischen Behörden eine gründliche, offizielle Untersuchung entschieden ablehnten und verweigerten. (Helsinki Watch, 1992, S.44).

Insgesamt kann festgestellt werden, daß der Schulbesuch für viele albanische Eltern ein emotional sehr hoch besetztes Thema ist, das einerseits mit vielen persönlichen Kränkungen, andererseits aber auch mit überhöhten Hoffnungen und Erwartungen bezüglich der Schullaufbahn der Kinder verknüpft ist (Ibrahimi & Gretler, 1991, S.11). Die Probleme, die sich aus der Kombination von fehlender Schulerfahrung der Eltern und der Idealisierung der Schule in Bezug auf die Zukunftsperspektiven der Kinder ergeben können, werden in Kap. 4 besprochen.

1.5. Die albanische Familie

1.5.1. Allgemeine Anmerkungen zur Familie als Trägerin und Übermittlerin von Kultur

In der Familie erfährt das Kind Zuwendung und Pflege, hier werden seine grundlegenden körperlichen und emotionalen Bedürfnisse befriedigt. In der Beziehung zur Mutter, zum Vater, zu seinen Geschwistern und anderen Personen, die im familiären Haushalt leben, macht es seine ersten zwischenmenschlichen Erfahrungen. Im Normalfall wird hier seinen Erwartungen nach Zuverlässigkeit, Anteilnahme und kompetenter Fürsorge entsprochen, die es mit auf die Welt bringt und die für sein gesundes, ganzheitliches Wachstum unabdingbar sind. Dies gilt für jede menschliche Gesellschaft und Kultur auf der ganzen Welt, abgesehen vom äußeren Rahmen und den Bedingungen, in denen das Familienleben eingebettet ist. Wo dies nicht so ist, werden bald Beeinträchtigungen und Schäden auftreten, die nicht nur für das einzelne Kind schmerzhaft und tragische Folgen haben, sondern letztlich auch für die Gesellschaft als Ganze eine Bedrohung darstellen.

Die Zuwendung, von der hier die Rede ist, umfaßt sowohl die Wahrnehmung, und damit die frühen Denkprozesse, als auch den Gefühlsaustausch und die (soziale) Beziehungsbildung. Diese Zuwendung ist ferner ein Vorgang, der sowohl im leiblichen Bereich vor sich geht, beispielsweise bei Bewegungen, Haltungsänderungen und Berührungen, als auch gleichzeitig im "psychischen", d.h. sie betrifft Empfindungen, Gefühl und Gemüt, bei der Mutter (oder ihrer Stellvertretung) und dem Kind. (Herzka, 1989, S. 32).

Es bleibt also nicht bei der bloßen Bedürfnisbefriedigung und beim Erleben von Sicherheit und Geborgenheit. Die Familie stellt dem Kind auch einen Raum zur Verfügung, in dem es schrittweise neue Dinge lernen kann, sich Fertigkeiten aneignen und seine zunehmenden Fähigkeiten einbringen kann, ohne gleich dem "Ernstfall" ausgesetzt zu sein. Seine kindliche Neugier und sein Interesse an der Welt lassen es vieles aus eigenem Antrieb ausprobieren und entdecken; es bekommt aber auch Anregung und Unterweisung von den übrigen Familienmitgliedern. Mit zunehmendem Alter und Bewußtsein erlernt es die Regeln menschlichen Zusammenlebens, und es erfährt die Wechselseitigkeit von Beziehungen: die Bedeutung von Sprechen und Zuhören, von Nehmen und Geben, von Autonomie und Abhängigkeit. Im ständigen Austausch mit den Menschen, mit denen es gefühlsmäßig, aber auch sozial und ökonomisch verbunden ist, formt sich sein Selbst. Es lernt, sich abzugrenzen von anderen und dennoch eine innere Bindung aufrechtzuerhalten und wächst somit zu einer eigenständigen Persönlichkeit heran. Schmidt-Denter (1988) beschreibt die entscheidende (allerdings nicht ausschließliche!) Bedeutung der Familie für die soziale Entwicklung des Kindes in ihren vielfältigen einzelnen Aspekten.

Obwohl es auch in Bezug auf die soziale Entwicklung vermutlich einige universelle Grundzüge gibt, die sich in jeder menschlichen Gemeinschaft finden lassen, zeigen sich doch in diesem Bereich bedeutsame kulturelle Unterschiede. Je nach kultureller Ausprägung wird den kindlichen Äußerungen unterschiedlich begegnet, werden bestimmte Anzeichen von Interesse und Lernbegier unterstützt, ignoriert, unterdrückt oder sie werden im Gegenteil ausdrücklich gefordert. Insbesondere das Geschlecht des Kindes und die Vorstellungen über seine zukünftige Geschlechterrolle haben einen entscheidenden Einfluß darauf, welche Reaktion das kindliche Verhalten hervorruft.

Claessens (1979) beschreibt, wie die Familie somit auch zum Ort wird, in dem kulturelle Normen und Werte in der Familie erhalten und weitergegeben werden. Diese Tradierung von Werten und Vorstellungen bezieht sich im übrigen nicht nur auf die Formen des zwischenmenschlichen Zusammenlebens, sondern ganz generell auf alles, was in einer Kultur als wichtig, was als verwerflich und was als bedeutungslos gehalten wird.

Die Überlieferung von kulturellen Werten erfolgt aber nicht einfach 1:1, sondern erfährt in jeder Familie auch eine ganz bestimmte Veränderung oder Nuancierung. Claessens (1979) vermutet hier eine innere Ursache dafür, daß sich Gesellschaften immer wieder wandeln und verändern. Gerade weil eine Gesellschaft kein starres Gebilde ist, müssen die in ihr aufwachsenden Menschen auch die Fähigkeit erlernen, flexibel auf unterschiedliche Situationen zu reagieren. Die Kinder müssen gewissermaßen ein Repertoire an Werthaltungen und Verhaltensnormen mitbekommen, das exakt genug ist, um in einer bestimmten Situation rasch und adäquat reagieren zu können. Wenn Normen und Werte aber allzu starr weitergegeben und keine Abweichungen toleriert werden, entsteht ein rigides, zwanghaftes Verhalten, welches die Möglichkeiten des heranwachsenden Menschen unnötig einschränkt.

So entsteht die (...) entscheidende Forderung, daß Werte zwar be- und geachtet werden sollen, aber nicht zu sehr als Richtschnur des konkreten Verhaltens dienen dürfen. Diese Forderung wird noch komplizierter durch die Widersprüche in den Wertesystemen selbst und zwischen ihnen. (Claessens, 1979, S. 50).

Mit der Weitergabe von Werten ist nicht in erster Linie eine bewußte Einflußnahme auf das Kind gemeint. Vielmehr formen sich beim kleinen Kind während des Heranwachsendens in der Familie bestimmte Erwartungshaltungen, die mit intensiven Gefühlen verbunden sein können. Immer wiederkehrende Situationen wie die Einnahme der Mahlzeiten, das Zubettgehen oder andere Familienrituale, sowie herausragende Ereignisse wie Familienfeste etc. hinterlassen beim Kind einen nachhaltigen Eindruck. Claessens (1979) spricht in diesem Zusammenhang von "Erlebnissymbolen" und meint damit das gesamte Milieu, welches das Kind umgibt. Insbesondere der Geschmacks- und Geruchssinn des Kindes erfährt eine nachhaltige Prägung und es bildet sich allmählich das heraus, was man als "guten Geschmack" bezeichnet. Gerade der Geschmacks- und Geruchssinn ist mit intensiven Gefühlen verbunden und einer bewußten Reflektion schlecht zugänglich. Noch vor einer überlegten Stellungnahme entscheidet sich hier ganz intuitiv, was man als bekannt und angenehm, was als fremd und unangenehm erlebt. Nicht umsonst begründen beispielsweise Kinder ihre Ablehnung für fremdländische Kameraden damit, daß diese "schlecht riechen". Wobei mit dem Schlechten vorerst einfach einmal das Fremde, Ungewohnte gemeint ist.

Die kulturelle Prägung in der Familie bezieht sich also nicht nur auf gewisse Verhaltensweisen und bewußte Einstellungen, sondern auch auf ganz bestimmte emotionale Reaktionen. Schon kleine Abweichungen von der "normalen, erwarteten" Reaktion werden registriert und je nach dem ganz subtil sanktioniert. Es sind aber nicht diese Sanktionen, welche die Gefühlshaltung der Kinder bestimmen. Das Kind empfindet nicht etwas aus Angst vor Strafe. Im allgemeinen übernimmt es den Umgang mit bestimmten Reizen ganz selbstverständlich. *"Das Kulturelle ist immer das Selbstverständliche"*. (Claessens, 1979). Natürlich gibt es in jeder Familie Reibungspunkte, bei denen sich der Geschmack der Kinder nicht mit demjenigen der Eltern deckt. Wenn kleine Kinder keinen Spinat mögen oder sich Pubertierende sehr individualistisch kleiden, stecken dahinter oftmals Abgrenzungstendenzen, welche in diesem Zusammenhang nicht zum Thema stehen.

Die Verbindung von sinnlichen Empfindungen mit bestimmten emotionalen Reaktionen macht einen großen Teil dessen aus, was man gemeinhin mit Kultur bezeichnet. Kultur ist dabei nicht im "sprachlich-nationalen" Sinn gemeint, sondern als gemeinsame Erlebnisbasis einer größeren Gruppe von Menschen. Innerhalb der Schweiz beispielsweise unterscheidet sich die Erlebnisbasis eines Bauernkindes ganz eindeutig von derjenigen eines Großstadtkindes, und innerhalb der Großstadt finden sich wieder Unterschiede zwischen Arbeitermilieu und Bildungsbürgertum. So werden sich auch innerhalb der albanischen Kultur gewisse lokale und schichtspezifische Unterschiede finden lassen, die aber immerhin nicht so groß sind, als daß sich die Menschen nicht gemeinsam als Angehörige derselben Kultur empfinden. Wenn ich im Folgenden versuche, ein Bild von der traditionellen albanischen Familie zu zeichnen, so handelt es sich dabei um eine grobe Skizze, die in jedem einzelnen Fall ihre besondere Färbung und Ausgestaltung erhalten wird.

1.5.2. Die albanische Familienstruktur

Die albanische Gesellschaft beruht ursprünglich auf einem streng patriarchalen System, in welchem die Männer eindeutig dominieren und Verwandtschaft der entscheidende Faktor ist, welcher die sozialen, ökonomischen und politischen Beziehungen regelt. Die traditionelle Großfamilie bildete einst die Basis der Gesellschaft. Meist lebten mehrere Brüder mit ihren Familien zusammen in einem Haushalt unter der klaren Führung eines Familienoberhauptes. Eine solche Großfamilie konnte bis zu 90 Mitglieder zählen, denn unter dem selben Dach lebten auch unverheiratete oder verwitwete Verwandte, sowie Knechte und Mägde, welche im weiteren Sinn ebenfalls zum Familienverband gezählt wurden. Historisch gesehen war diese Form der ländlichen Großfamilie (sog. *Zadruga*) im ganzen Balkanraum verbreitet. (Mitterauer, 1991). Auch in der Schweiz waren, und sind zum Teil bis heute, vor allem in ländlichen Gegenden Wohnformen üblich, bei denen mehrere Generationen unter einem Dach zusammenleben. Allerdings zogen sich die alten Eltern bei der Familiengründung des ältesten (oder auch jüngsten) Sohnes meistens zurück und die häusliche Autorität ging an diesen über. In ganz Mitteleuropa war die Lebensspanne, über welche solche Mehrgenerationenfamilien tatsächlich zusammenlebten, beträchtlich kürzer als in Südosteuropa. Bei einer allgemein kürzeren Lebenserwartung heirateten die Menschen meistens sehr viel später (zwischen 25 und 30). Die Albaner schlossen sich wie die slawischen Völker eher den Heiratsgewohnheiten des nahen Ostens an, wo vor allem Mädchen häufig schon mit 15 Jahren verheiratet werden. (Mitterauer, 1991). Schließlich war auch das übergeordnete politische System in der Schweiz wohl kaum jemals in diesem Masse nach Kriterien der Verwandtschaft ausgerichtet, wie das in der albanischen Gesellschaft bis zum zweiten Weltkrieg noch weitgehend der Fall war. Lockwood (1984) spricht von der letzten Stammesgesellschaft Europas, die sich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts ihre Strukturen erhalten hat. Trotz gewisser Gemeinsamkeiten läßt sich also die schweizerische Großfamilie nicht unbedingt mit der albanischen Großfamilie gleichsetzen.

Mehrere solcher albanischer Großfamilien, die meist zusammen in einem Dorf oder einem Ortsteil wohnten, bildeten zusammen eine Blutsbrüderschaft. Innerhalb dieser Blutsbrüderschaft war man sich gegenseitig zu Hilfeleistung und zur Verteidigung nach außen verpflichtet. Mehrere Blutsbrüderschaften wiederum bildeten einen Clan, dessen Führer eine erbliche Position innehatte, die sich teilweise noch von der Administration im ottomanischen Reich herleitete. Blutfehden konnten auf jedem Niveau dieser sozialen Organisation auftreten und

bildeten einen wesentlichen Faktor der sozialen Kontrolle (Lockwood, 1984). Heiraten innerhalb des Clans waren verboten, was bedeutete, daß die Frauen ihre Familien verlassen und nach der Heirat oftmals in großer Distanz zu ihrer Herkunftsfamilie leben mußten. Diese Tatsache wiederum hatte großen Einfluß auf die Stellung und Rolle der Frau und stellt einen wichtigen Pfeiler innerhalb des patriarchalen Systems dar.

Backer (1983) nennt vier wesentliche Elemente, welche dieses System stützen und ausmachen:

1. Patrilineale Abstammung: Blutsverwandtschaft kann nur über die männliche Linie weitergegeben werden.
2. Exogamie: Heiraten innerhalb des Clans waren verboten, ebenso solche mit näheren Verwandten aus der mütterlichen Linie.
3. Patrilokalität: Bei der Heirat zieht die Frau in das Haus des Mannes.
4. Männliche Erbfolge: Jegliches produktive Eigentum (Häuser, Tiere, Land, Werkzeuge und Maschinen) gehört Männern und wird an Männer vererbt.

Die gesellschaftliche und familiäre Unterordnung der Frauen folgt nach Backer (1983) einer inneren Logik, die sich folgendermaßen zusammenfassen läßt: Unter den harten und knappen ökonomischen Verhältnissen im Bergland Albaniens und im Kosovo war es eine Frage des Überlebens, daß man auf verwandtschaftliche Hilfe und Unterstützung zählen konnte. Zwischen den einzelnen Clans hingegen, die ja keine direkten verwandtschaftlichen Beziehungen hatten, bestand ein Klima von Konkurrenz, das jederzeit in offene Feindseligkeit und kriegerische Auseinandersetzung ausbrechen konnte. Um diesen Graben nicht allzu tief aufreißen zu lassen, fanden gegenseitige Heiraten zwischen den Clans statt, die doch noch eine Art Verbindung zwischen potentiellen Feinden herstellten und eine gewisse Hemmschwelle für den Einsatz von Gewalt bedeuteten. Lévi-Strauss (1978) hat den Austausch von Frauen zwischen einzelnen Stämmen oder Stammesgruppen als den Beginn von Kultur und Gesellschaftsbildung überhaupt beschrieben.

Die Frauen zogen zwar bei der Heirat in die Familie ihres Ehemannes und in dessen Haus, offiziell gehörten sie aber nach wie vor zu ihrer Ursprungsfamilie. (Dies äußerte sich unter anderem darin, daß sich ihre Familie zeitlebens zur Rache aufgerufen fühlte, wenn ihr von der Familie ihres Ehemannes Unrecht geschah, andererseits aber auch zur Rechenschaft gezogen werden konnte, wenn sich die Frau etwas zuschulden kommen ließ). Die Frauen waren also gewissermaßen Fremde in der eigenen Familie, und im Falle eines Konfliktes zwischen zwei Clans galt es als ungewiß, für welche Seite sie sich entscheiden würden. Obwohl die Frauen offiziell keine Rechte und Entscheidungskompetenzen hatten, hielten sie doch ein vielfältiges Netz von informellen sozialen Kontakten aufrecht. Insbesondere die Beziehung zwischen Bruder und Schwester war von lebenslanger Zuneigung und Zärtlichkeit geprägt und gefühlmäßig oftmals intensiver als diejenige zum Ehemann. Viele Kinder sahen im Onkel mütterlicherseits einen verständnisvollen, gütigen Freund, im Gegensatz zum oft strengen und fordernden Vater. Für die Gesellschaft stellten diese informellen, „geheimen“ Beziehungen eine Bedrohung dar, weil sie den offiziellen sozialen und politischen Strukturen genau zuwiderliefen. Aus diesem Grund mußte der Einfluß der Frauen schon aus allgemein gesellschaftlichem Interesse möglichst klein gehalten werden.

Soweit das Erklärungsmodell von Backer (1983). Es stellt meiner Meinung nach eine Möglichkeit unter vielen dar und reiht sich ein in eine ganze Fülle von Theorien über die Ursachen von männlicher Dominanz und weiblicher Unterordnung, die auf der ganzen Welt, (nicht nur im Kosovo!) festgestellt wird.

Tatsache ist, daß die Frauen in der traditionellen albanischen Gesellschaft wenig zu sagen hatten. Es herrschte eine strikte Trennung zwischen männlicher und weiblicher Sphäre, und der Bereich der Frau blieb vorwiegend auf das Haus beschränkt. Die Arbeitsgebiete von Männern und Frauen waren weitgehend getrennt, so daß eine Zusammenarbeit oder eine Absprache über Fragen des täglichen Lebens zwischen Eheleuten kaum nötig war. Während die Ehemänner der Autorität des männlichen Familienoberhauptes unterstanden, mußten sich die Frauen den Anweisungen der Haushaltsvorsteherin unterziehen. Diese Position hatte meistens eine ältere Frau inne, welche oft, aber nicht immer, die Ehefrau des Familienchefs war. Sie bestimmte die innerhäußlichen Angelegenheiten weitgehend und beaufsichtigte auch die Kinder, während deren Mütter bei der Arbeit waren.

In brief, I would categorize the marital tie in Gheg society as one based on economic and social factors, involving little power of one partner over the other, few areas of joint decision-making (since both partners were subject to external authority), and containing little emotional dependence. (Whitaker, 1976, S. 199).

Heiraten wurden von den Familienoberhäuptern im Interesse des ganzen Clans geschlossen und es bestand deshalb weder eine Notwendigkeit noch eine Toleranz für Kontakte zwischen jungen Burschen und Mädchen.

Indeed, intermarriage was one of the devices by which the bloodfeud was resolved, generally in addition to a mutually agreed truce In this way an unmarried male (und weiblicher! Anm. d. Verf.) Gheg might find himself as much the victim of clan politics as the hapless members of the royal houses in the Middle Ages. (Whitaker, 1976, S. 198).

Für eine Braut wurde Jungfräulichkeit beim Eintritt in die Ehe absolut gefordert, und die Ehre des ganzen Clans hing in entscheidendem Masse von der Keuschheit und Treue der Frauen ab. Diese starke Betonung des Konzeptes der „Ehre“ und deren Verknüpfung mit Sexualität ist im ganzen mediterranen Raum weitverbreitet. Eng verknüpft mit dem Ehrkonzept war die Blutrache, welche durch eine schwerwiegende Ehrverletzung ausgelöst werden konnte und sich oftmals über mehrere Generationen hinweg zog. Schon seit längerer Zeit gibt es jedoch Bemühungen, diese alten Fehden beizulegen. Einerseits, weil sie vor allem von jüngeren Albanern als anachronistisch und unmenschlich empfunden werden, andererseits auch, weil die zunehmende Repression von außen eine allgemeine Solidaritätsbewegung ausgelöst hat, die auch zwischen den einzelnen Familien und Clans zu spielen beginnt.

Die Stellung des Familienoberhauptes war zumindest früher unangefochten und seine Einflußgewalt so eindrucklich, daß ich im folgenden einige Beispiele aus dem Kanun, dem traditionellen Gewohnheitsrecht, zitieren möchte. (Der Kanun oder auch Lek genannt ist eine Sammlung mündlich überlieferter Rechtsätze, welche die Regeln des sozialen und wirtschaftlichen Leben zum Teil bis in Einzelheiten genau festlegten).

Rechte und Pflichten des Herrn des Hauses

Die Familie begreift die Leute des Hauses.

Die Regierung des Hauses obliegt dem Ältesten unter einem Dach oder dem ersten Bruder.

Der Herr des Hauses hat das Recht,

- über das Verdienst der Mitglieder des Hauses, ihres Lohnes, ihrer Geschenke
- zu kaufen, verkaufen oder tauschen das Land
- die Leute im Haus an die Arbeit oder auf den Weg zu schicken
- die Leute im Haus zur Arbeit auszuleihen oder gar zur Arbeit ohne Ersatz
- die Leute des Hauses zu strafen, wenn sie nicht so gehen wollen, wie das Gedeihen des Hauses es erfordert.

Pflicht und Verbindlichkeit des Herrn des Hauses ist es, sich einzusetzen für Glück und Gedeihen der Hausbewohner.

Der Herr des Hauses ist verantwortlich für jeden Schaden, den seine Leute irgendwem zufügen.

Rechte und Pflichten hinsichtlich der Heirat

Hat der Jüngling Eltern, hat er nicht das Recht, seine Heirat zu bedenken.

Wenn das Mädchen auch keine Eltern hat, so hat es doch kein Recht, sich mit der eigenen Heirat zu befassen; das Recht ist in der Hand des Bruders oder Vettern.

Das Mädchen hat kein Recht, den eigenen Gefährten zu wählen, sie wird mit dem gehen, mit dem sie sie verloben.

Bei der Verlobung des Mädchens wird in Betracht gezogen, daß weder Blutsverwandtschaft noch Familienzusammengehörigkeit sei;

- daß die zu Verlobenden nicht der gleichen Sippe seien;
- daß sie keine entlassene Frau sei

Das geraubte oder entflohenen Mädchen, wenn es einen Mann findet, wird nicht als Braut geschmückt.

Wenn das Mädchen nicht gehorcht und nicht zu dem Gatten ging, der sich mit ihr verlobt hatte, werden sie sie ihm auch mit Gewalt geben. Am Tag der Treuebindung bricht das Hochzeitsgeleite auf, und wüßte es, daß die Braut im Sterben liegt; sie auf dem Boden schleifend, kriechend, wird es sie ins Haus des Bräutigams bringen.

Die albanische Frau hat kein Erbteil der Eltern, weder Grund noch Haus. Der Kanun hält die Frau als einen Überschuß, ein Anhängsel im Hause. Die Eltern haben keine Aussteuer zu bedenken, der sie nimmt, wird für sie sorgen.

Wirkungen der Ehe

Der Mann kauft die Pflicht des Lebensunterhaltes der Frau, aber nicht ihr Leben.

Sie ist „shakull“ (der Schlauch), in dem die Ware transportiert wird, d.h. sie ist dazu bestimmt, die Kinder eines fremden Mannes zu tragen, sonst aber, dem Blute nach, gehört sie ihrem Elternhause, wohin sie als (kinderlose) Witwe wieder zurückkehrt.

Führte sich die Frau beim Manne nicht so auf, wie es sich gehört, so gestattet der Kanun, ihr die Quaste (Frans) abzuschneiden und sie zu entlassen.

Für Untreue und Verletzung der Freundschaft tötet der Gatte die Frau und ihr Blut wird nicht gefordert, denn die Eltern der Getöteten senden ihm den Bürgen (daß sie ihn nicht verfolgen werden).

Der Mann hat das Recht

- die Frau zu tadeln und zu beraten
- die eigene Frau zu schlagen und zu binden, wenn sie seinen Anordnungen Spott bietet.

Der Vater hat das Recht

- über Leben und Lebensführung der Kinder
- zu schlagen und zu binden, gefangenzusetzen und zu töten, Sohn wie Tochter, der Kamun zieht ihn nicht zur Rechenschaft, vor ihm gilt dies als tötete er sich selbst.
- den Sohn in Dienst zu geben so oft er will; weil, solange der Vater lebt, der Sohn als Fronknecht (Leibeigener) gilt.
- über den Verdienst des Sohnes, seinen Lohn, oder was immer er einnimmt
- den Sohn aus dem Hause zu verbannen ohne Anteil, wenn er sich seinen Anordnungen widersetzt.

Die Frau hat keinerlei Recht, weder über die Kinder noch über das Haus.

Pflicht und Verantwortlichkeit der Kinder fordert

- den Eltern Gehorsam und Unterwürfigkeit zu bezeigen
- sie bleiben unter dem Befehl des Vaters bis zu dessen Tode
- sie dürfen an ihn nicht Hand legen noch dawiderreden
- für jede Angelegenheit werden sie sich mit dem Vater verständigen
- ohne Erlaubnis des Vaters können sie nirgendwohin gehen.

Dem erstgeborenen Sohn steht die Herrschaft im Hause zu nach dem Tode des Vaters.

Der älteste Bruder wird bei allen Angelegenheiten innerhalb und außerhalb des Hauses gefragt.

Aus: Freiin v. Godin, (1953), Das albanische Gewohnheitsrecht.

Diese Beispiele veranschaulichen recht deutlich, welche geringe Bedeutung das einzelne Individuum für sich allein hatte und in welchem Masse es in das Familiensystem eingebunden und der Befehlsgewalt des Haushaltsvorstandes unterstellt war. Darüber wie sich der einzelne Mensch, ob Mann oder Frau, in dieser Situation erlebt und wahrgenommen hat, läßt sich heute wenig in Erfahrung bringen, denn es wird sich kaum mehr eine Familie finden, in der diese Traditionen noch in dieser urtümlichen Form weitergelebt werden. Aus den literarischen Darstellungen in den Romanen und Erzählungen des albanischen Schriftstellers Ismail Kadare lassen sich Lebenseinstellung und Gefühlslage der damaligen Menschen etwas erahnen. Inzwischen hat auch im Kosovo ein sozialer Wandel stattgefunden, und obwohl sich durchaus Reste der alten Verhältnisse finden und vor allem im Unterbewußten der Menschen noch lange weiterwirken mögen, so haben doch die meisten Kosovo-Albaner heute eine gemäßigte Einstellung in Bezug auf die familiären Beziehungen. Dies gilt insbesondere für jüngere Menschen aus städtischen Gebieten, die eine höhere Schulbildung genossen haben.

Großfamilien gibt es auch heute noch. Ibrahim & Gretler (1991) erwähnen gegen 40 000, die in den 70er Jahren noch existierten. Für den Fortbestand dieser Familienform nennen sie sowohl wirtschaftliche und gesellschaftlich-historische als auch demografische und ethnopsychologische Gründe. Unter letzteren verstehen sie die Tatsache, daß die Albaner in ihren Lebensformen und Traditionen eher konservativer sind als andere Balkanvölker. Die jahrhundertelange Unterdrückung und das Fehlen einer politischen Identität führten dazu, daß sich das einzelne Individuum stärker an der Familie und der Stammeszugehörigkeit orientierte (Ibrahim & Gretler, 1991, S.1). Dieser Rückzug auf den familiären Bezugsrahmen und die fehlende Außenorientierung läßt sich auch als regressive Tendenz verstehen, die unter der ständigen potentiellen Bedrohung genährt und innerhalb der albanischen Gesellschaft gestützt und weitergegeben wurde.

In der Schweiz gehören der extreme Paternalismus und die autoritären familiären Strukturen mit zum Feindbild, das über die Kosovo-Albaner aufgebaut wird. Da die meisten von ihnen Muslime sind, werden sie gleich auch noch mit islamischen Extremisten in einen Topf geworfen. Natürlich eignet sich der Islam genauso wie das Christentum oder das orthodoxe Judentum dazu, patriarchale Strukturen zu legitimieren. Die Ursachen für dieselben liegen aber laut Ibrahim & Gretler (1991) weniger in der Religion als solcher, als vielmehr in einem ausgeprägten Männlichkeitskult. Heute haben insbesondere die jüngeren Albaner eine sehr pragmatische Einstellung zur Religion, die sich mit den hiesigen Formen des praktizierten Christentums vergleichen läßt.

Sowohl Islam wie Katholizismus haben mit ihrer autoritären Struktur zur Erhaltung der alten Stammesordnung beigetragen. Als religiöser Glaube spielen sie heute wohl eine Nebenrolle, in Mentalität und Moralvorstellungen ist ihr jahrhundertalter Einfluß jedoch deutlich spürbar. (Ibrahimi & Gretler, 1991, S. 201).

Obwohl die traditionellen albanischen Familienverhältnisse für uns eher befremdlich anmuten, denke ich, daß wir uns dabei davor hüten müssen, die eigene Problematik auf andere zu projizieren. Manches Element dieser patriarchalen Lebensform wurde vor nicht allzu langer Zeit auch bei uns aktiv gelebt und ist heute noch unterschwellig wirksam. Andererseits geht es auch darum, besonders eindruckliche und tragische Familienschicksale nicht zu verallgemeinern und ausschließlich mit einer kollektiven, patriarchalen Brutalität der Kosovo-Albaner zu erklären. Diese Tendenz zum Kulturalismus oder Ethnizismus ist auch bei aufgeschlossenen und ausländerfreundlichen Schweizern recht weit verbreitet.

Der Begriff Ethnizismus verweist auf Denken in ethnizierenden Kriterien der Zuordnung. Ethnisierung bezeichnet den Vorgang der gesellschaftlichen Etikettierung aufgrund einer Zuschreibung (in unserem Fall von „Kranksein“) auf die Zugehörigkeit zu einer Ethnie oder Bevölkerungsgruppe mit spezifischen kulturellen Symbolsystemen wie Sprache und Religion. Ethnizität läßt sich umschreiben als die gesellschaftliche Konstruktion oder das Ergebnis der Selbst- und Fremdzuschreibung zu einer sich ethnisch definierenden Gemeinschaft. (Verwey, 1994, S. 28).

Die Aussage von Verwey bezieht sich auf die Deutungsmuster und den Umgang mit Migrant/innen im medizinischen Bereich. Sie läßt sich aber genauso gut auf andere soziale Zusammenhänge übertragen. Ein solches Denken, das andere Menschen aufgrund eines meist recht rudimentären Wissens über deren Kultur vorschnell beurteilt, hat mit echtem Verständnis und Einfühlungsvermögen für Migrant/innen wenig zu tun. Die Berichterstattung in den Medien fördert einen solchen Ethnizismus oftmals, indem sie über spektakuläre Einzelfälle berichtet und bei der Information ganz bestimmte Einzelaspekte herausgreift.

Dazu ein Beispiel:

Ein kosovo-albanischer Großvater versuchte in der Schweiz, seine Tochter zu töten, weil sie angeblich eine Affäre mit einem anderen Mann hatte. Ihr Ehemann tötete den Liebhaber und kam deswegen ins Gefängnis. Der Vater fühlte sich offenbar in seiner Ehre verletzt und trachtete nun seiner Tochter gewissermaßen stellvertretend für den „entehrten“ Ehemann nach dem Leben. Dabei tötete er aus Versehen aber seine Enkelin. Er wurde verhaftet und mußte sich vor Gericht für seine Tat verantworten. Als mildernde Umstände wurden von der Verteidigung neben seinen Alkoholproblemen auch die traditionelle Herkunft des Mannes angeführt. Ein beigezogener Ethnologe bestätigte, daß der Mann gemäß den Regeln seiner Gesellschaft

völlig verständlich und folgerichtig gehandelt habe. (Tagesanzeiger, 21.3. 1995).

In dieser Darstellung wird das einzelne Individuum zum bloßen Vollstrecker archaischer Traditionen, wobei alle weiteren menschlichen und sozialen Aspekte (wie etwa derjenige des Wandels von Tradition) ausgeblendet sind. Ein weiteres Anzeichen für die unzulässige Verknüpfung von ethnischer Zugehörigkeit und einem ganz spezifischen kriminellen oder pathologischen Verhalten ist die Bezeichnung des Vaters als „gläubiger Muslim“. Damit wird implizit der Islam als weitere Rechtfertigung herangezogen, was nur schon deshalb nicht stichhaltig ist, weil der Mann als konsequenter Angehöriger dieser Religion kaum Alkoholiker gewesen wäre. Obwohl seine Tat natürlich vor dem Hintergrund der albanischen Familientradition besser verstanden werden kann, ist diese doch keine hinreichende Erklärung. Ich vermute, daß die wenigsten der hier lebenden Kosovo-Albaner seine Tat gutheißen würden, die übrigens in der Heimat nach offiziellem Recht genauso verboten wäre.

Wenn eine amerikanische Zeitschrift die Nachricht, daß ein Schweizer Ehemann regelmäßig den Wahlzettel für seine Frau ausfüllt und abgibt, damit kommentieren würde, dies sei völlig normal und verständlich, da die Schweizer Frauen traditionellerweise keine politischen Rechte hätten, würden sich vermutlich die meisten Schweizer/innen genauso unverstanden fühlen.

Mit diesen Ausführungen möchte ich die recht krassen Aussagen über die albanische Familienstruktur etwas relativieren und für eine subtilere Erfassung und Einschätzung der spezifischen Situation einer kosovo-albanischen Migrantenfamilie plädieren.

1.6. Das albanische Kind

Wie die meisten bäuerlichen, vorindustriellen Gesellschaften haben die albanischen Familien traditionellerweise viele Kinder. Einerseits war man für das Gedeihen der bäuerlichen Wirtschaft auf ihre Mithilfe angewiesen. Andererseits existiert bis heute keine geregelte staatlich organisierte Altersvorsorge. Die alten Menschen müssen damit rechnen können, von ihren Kindern ausreichend versorgt zu werden. Ähnlich wie in der dritten Welt ließ es die hohe Kindersterblichkeit, welche bis in die Mitte dieses Jahrhunderts vorherrschte, notwendig erscheinen, so viele Kinder wie möglich zu gebären, damit wenigstens einige überlebten. Schließlich ist die Existenz von Verhütungsmitteln auch heute noch längst nicht allen Frauen bekannt und vertraut. Die Akzeptanz von Geburtenregelung hängt stark von der Schulbildung der Frauen ab. Nach einer Statistik von 1981 gebaren ungebildete Frauen im Durchschnitt 7,04 Kinder, Frauen mit höherer Bildung jedoch nur 2,18 (Ibrahimi & Gretler, 1991).

Die hohe Kinderzahl der albanischen Familien wurde in jüngster Zeit auch zum Politikum: Die Serben sehen darin eine Strategie der Albaner, ihre bevölkerungsmäßige Überzahl im Kosovo noch weiter auszubauen. Ihrer Meinung nach liegt in der großen Kinderzahl eine der Hauptursachen für die allgemeine Rückständigkeit der Provinz. Tatsächlich beträgt der jährliche Bevölkerungszuwachs im Kosovo 25,1% (zum Vergleich: in Kroatien liegt er bei 3,8%) (Kohl & Libal, 1992). Daß dieses enorme Bevölkerungswachstum für die Wirtschaft eine außerordentliche Belastung darstellt und vielerlei negative Konsequenzen nach sich zieht, wie mangelhafte Bildungschancen, überlastete Gesundheitsversorgung und höhere Arbeitslosigkeit, liegt auf der Hand.

Die Albaner wiederum vermuten, hinter den Bemühungen der serbischen Behörden, die An-

zahl der Kinder pro Familie zu reduzieren, stecke die Absicht, die albanische Bevölkerung zu dezimieren. Viele Frauen mißtrauen serbischen Ärzten und Spitälern, weil sie befürchten, gegen ihren Willen unfruchtbar gemacht zu werden. Die Einsicht, daß wenige Kinder größere Chancen auf eine erfolgreiche Zukunft haben, geht einher mit einem individualistischeren Menschenbild, daß sich erst durch den intensiveren Kontakt mit der mitteleuropäischen Kultur und Denkweise auch unter den Albanern durchzusetzen beginnt.

Dieses individualistische Menschenbild bringt auch eine andere Erziehungseinstellung mit sich. Nach Nauck (1988) hat die Dominanz von Nutzenerwartungen der Eltern an ihre Kinder unterschiedliche Auswirkungen auf die Erziehungseinstellung. Nutzenerwartungen können eher ökonomisch-utilitarisch bestimmt sein, oder aber sie sind stärker psychologisch gefärbt. Erstere wirken sich dahingehend aus, daß „*Behütung*“ und „*Kontrolle*“ dominante Einstellungen sind. Letztere betonen eher die Selbständigkeit des Kindes als „*autonome Persönlichkeit*“ und bringen eine stärkere *Permissivität* mit sich. Meiner Meinung nach sind die Übergänge zwischen diesen Formen der „Nutzenerwartung“ fließend, wobei in nicht industrialisierten Gesellschaften ökonomische Überlegungen sicher eine wichtigere Rolle spielen als in der Wohlstandsgesellschaft.

Die klassischen psychoanalytischen Theorien über die Vater-Mutter-Kind-Beziehung sind im Umfeld der europäischen Kleinfamilie entstanden und können wohl auch nur für diese als gesichert gelten. Zentrale Themen wie Ablösung des Kindes von der Mutter, Ödipuskomplex etc. laufen in der Großfamilie vermutlich anders ab. Bukow & Llaryora (1988) betonen allerdings, daß man den Begriff „Großfamilie“ jeweils sehr genau fassen muß. Sie rechnen beispielsweise auch türkische Einwanderungsfamilien eher zum Typus der Kleinfamilie, und somit halten sie auch die Problematik des Ablösungsprozesses nicht für grundsätzlich anders. Unterschiede zwischen türkischen, italienischen und deutschen Familien äußern sich nach ihrer Beobachtung nur in der Form, wie der Ödipuskomplex für die Knaben inszeniert werde. Das Beschneidungsritual in den muslimischen Familien stellt eine zeichenhafte Kastration dar, die einer dramatischen Inszenierung gleichkommt, während in europäischen Familien dieselben Inhalte eher symbolisch repräsentiert werden. Auch in den meisten albanischen Familien wird die Beschneidung vollzogen, was darauf hindeutet, daß die Gemeinsamkeiten zwischen Türken und Albanern auch in diesem Bereich recht groß sind. Zentraler scheint mir aber die Frage der Familiengröße zu sein.

Das Verhältnis zwischen Eltern und Kind hängt stark davon ab, ob das Kind eines unter vielen ist, oder ob sich die Fürsorge und Liebe, aber auch Erwartungen und Ansprüche der Eltern auf ein oder zwei Kinder konzentrieren. Das Vorhandensein von Geschwistern, seine Stellung in der Geschwisterfolge und der Umgang mit ihnen prägt den Alltag eines Kindes ganz entscheidend. Nach Schmidt-Denter (1988) erfüllt die Beziehung zu den Geschwistern eine ganze Reihe von Funktionen. Darunter scheint mir insbesondere die Betreuungs- und Lehrfunktion eine wichtige Rolle zu spielen. Ältere Schwestern werden häufig für die Versorgung und Pflege ihrer jüngeren Geschwister herangezogen, während der älteste Bruder oftmals eine stellvertretende Autoritäts- und Kontrollfunktion für den Vater übernimmt. Knaben wie Mädchen geben für ihre jüngeren Geschwister vor allem auch im Bezug auf geschlechtsspezifisches Verhalten ein Leit- und Orientierungsbild ab, mit dem sich diese mehr oder weniger stark identifizieren. Des weiteren bietet die wechselseitige Regulierung in Geschwisterinteraktion auch ein Übungsfeld für Beziehungen zwischen relativ Gleichberechtigten. (Schmidt-

Denter, 1988). Inwieweit Geschwisterrivalität in albanischen Familien eine Rolle spielt, ist schwer zu beurteilen. Ich nehme an, daß sie wegen der ausgeprägten Hierarchie innerhalb der Familie nicht in derselben Weise auftritt, wie das bei eher partnerschaftlich orientierten Familien der Fall ist. Ein weiterer Faktor, der einer ausgeprägten Rivalität vermutlich entgegenwirkt, ist die Loyalität unter Geschwistern. Schmidt-Denter (1988) erwähnt eine Untersuchung von Bank & Kahn (1982), wonach diese insbesondere in größeren Familien zum Tragen kommt, in denen das einzelne Kind wenig elterliche Aufmerksamkeit erhalten kann.

In der traditionellen albanischen Familie ist die Beziehung zwischen den Kindern und ihren Eltern, insbesondere zum Vater durch klare Hierarchie- und Autoritätsverhältnisse geregelt. Die Eltern selber waren wiederum in die übergeordneten Familienstrukturen eingebunden und schuldeten dem Hausherrn oder Clanchef Respekt und Gehorsam. In welcher Weise die familiären Regeln durchgesetzt wurden, ob mit Gewalt oder subtileren Formen der Einflußnahme und Überzeugung war vermutlich von Familie zu Familie recht verschieden und hing sowohl vom allgemeinen Umgangsstil ab als auch von der Persönlichkeit des Familienoberhauptes. Vermutlich war jedoch der Spielraum an individualistischen Entfaltungsmöglichkeiten für das einzelne Kind nicht besonders groß.

Mit zunehmendem Alter und Fähigkeiten wurden die Kinder zur Mithilfe im familiären Haushalt herangezogen und ab einem bestimmten Zeitpunkt wechselten die Knaben vom weiblichen, häuslichen Bereich in die Betreuung und Anleitung durch den Vater über. Die Rollen- und Arbeitsverteilung in der traditionellen albanischen Familie entspricht weitgehend dem Muster aller agrarischen Gesellschaften. Danach ist es vor allem die Mutter, welche sich um die Kinder kümmert, während der Vater der außerhäuslichen Arbeit in der Landwirtschaft nachgeht. Früher mußten aber oftmals auch die jüngeren Frauen auf den Feldern arbeiten, und die Kinder blieben unter der Obhut der Großmutter oder anderer weiblicher Verwandter. Die Aufzucht von Kindern erfolgte eher nebenher, es existierten keine ausformulierten Erziehungskonzepte, und es blieb vermutlich wenig Zeit und Interesse, um über die kindliche Entwicklung zu reflektieren. Entwicklungspsychologische Erkenntnisse und die Ansicht, daß Kindheitserlebnisse prägend auf die Persönlichkeitsbildung wirken, waren weitgehend unbekannt.

Diese Verhältnisse haben sich bis heute zumindest in den Dörfern erhalten. Danach gibt es praktisch keine Trennung in Kinder- und Erwachsenenwelt. Wenn die Kinder nicht in der Schule sind, oder mit leichteren Arbeiten beauftragt sind, spielen sie vorwiegend im Freien.

Diese spezifische Form der räumlichen Bewegungsfreiheit hat für die kindliche Erlebniswelt große Bedeutung, denn nach Claessens (1970) bilden die Raumverhältnisse, denen das Kind in der Familie ausgesetzt ist, ein wesentliches Stilelement. Innerhalb des Hauses gibt es zwar kaum einen Raum, den das Kind für sich beanspruchen kann, das Raumgefühl wird aber durch die Außenräume, die der Familie zur Verfügung stehen, wie Feld, Garten etc. ebenso mitgeprägt, wie das „emotionale Ausdehnungsvermögen“ (Moreno) des Menschen bestimmt werden kann, durch die Anzahl der näher- und fernerstehenden Menschen, mit denen die Familie gewohnt ist zu verkehren. *So kann die „Raum-Bilanz“ bei einem Kind aus sehr verwandtschaftlich oder nachbarschaftlich, resp. überhaupt solidarisch orientiertem Milieu, trotz ev. enger Wohnverhältnisse, sehr günstig aussehen. (Claessens 1970, S. 162).*

Ein solches Milieu stellt die albanische Kultur zweifelsohne bereit. Bei den zahlreichen ge-

gegenseitigen Besuchen sind die Kinder selbstverständlich zugegen und nehmen zumindest passiv teil an der Unterhaltung. Die Gespräche der Erwachsenen und die darin zutage tretenden Beziehungen bieten für die Kinder reiches Anschauungsmaterial und die Möglichkeit, das eigene Beziehungsverhalten zu erweitern. In jüngerer Zeit übernehmen allerdings Fernseher und Videogeräte einen Teil dieser Sozialisierungsfunktionen.

Eigentliche Spielsachen gibt es dagegen wenige. Die Kinder haben vielleicht einen Ball oder eine Puppe, allenfalls ein paar Spielzeugautos, sogenannte pädagogische Spiele, wie Bauklötze, Puzzles, Legos und ähnliches sind weitgehend unbekannt (Gretler, 1991, S.54). Nach der herkömmlichen Lebensweise bestand keine Notwendigkeit, die Kinder frühzeitig mit solchen Formen logischen und abstrakten Denkens vertraut zu machen. Neben praktischen Fertigkeiten waren ein flexibles, differenziertes Beziehungsverhalten und die Kompetenz, sich in spezifischen sozialen Situationen adäquat zu verhalten, viel wichtigere Voraussetzungen für ein erfolgreiches Bestehen in der Gesellschaft als intellektuelle Fähigkeiten. Im übrigen bestand eine erfolgreiche Sozialisation in einer möglichst vollständigen Übernahme der Werte, Normen und Verhaltensweisen der vorangegangenen Generation. Die Art und Weise wie Kinder aufwuchsen und erzogen wurden, war in dieser gesellschaftlichen Grundhaltung eingebettet.

Die heutigen albanischen Familien haben vieles von der alten Organisationsform behalten. Doch findet seit den letzten zwei Jahrzehnten ein starker gesellschaftlich-familiärer Umwandlungsprozeß statt, im Laufe dessen sich viele Widersprüche auf tun, so daß heute nicht mehr einfach von „der“ albanischen Familie gesprochen werden kann. Dieser Prozeß wurde maßgeblich von der Eröffnung der Universität 1970 beeinflusst, von der großen Zahl Albaner (und vermehrt Albanerinnen), die im Ausland arbeiten, und neue Ansichten und Kenntnisse, neue Maßstäbe mit nach Hause bringen, sowie vom Einbruch der Massenproduktionskonsumwelt, die bis vor kurzem noch lebendige und notwendige Handwerke mit samt ihrer Ästhetik ins Abseits gedrängt hat. (Ibrahimi & Gretler, 1991, S. 196).

Die Migration ist ein Vorgang, welcher diesen familiären Umwandlungsprozeß in besonderer Weise fordert und beschleunigt. Unter Umständen können die dabei auftretenden Ängste und Schwierigkeiten aber auch so stark werden, daß sich die betroffenen Familien einer internen Veränderung teilweise oder gänzlich verweigern und erst recht an herkömmlichen Werthaltungen und Lebensmustern festhalten, um nicht gänzlich die Orientierung zu verlieren. Eine Beschreibung dieses Prozesses der Neuorientierung und Umstrukturierung ist Gegenstand des folgenden Kapitels.

2. Die Migration

2.1. Gründe für die Migration: Arbeitsemigranten versus Flüchtlinge

Die Motive, welche einen Menschen oder eine Familie bewegen, ihre Heimat, ihr bekanntes und vertrautes Umfeld, ihr Land und ihr ganzes soziales Beziehungsnetz zu verlassen, um sich einer mehr oder minder ungewissen Zukunft zu stellen, mögen sehr unterschiedlicher Natur sein. Grundsätzlich kann man davon ausgehen, daß Menschen, die einen solchen Schritt überhaupt wagen, über ein gewisses Maß an innerer Unabhängigkeit, Offenheit und Entwicklungsbereitschaft verfügen. Die Entscheidung, wegzugehen und sein Glück in der Fremde zu suchen, setzt eine innere Haltung voraus, die sich nicht einfach mit den gegebenen Umständen abfindet und diese passiv erduldet, sondern den Mut und die Überzeugung beinhaltet, selber etwas zur Verbesserung der eigenen Situation beitragen zu können. Es sei denn, jemand befinde sich in einer derart ausweglosen Lage, daß ihm buchstäblich keine andere Wahl mehr bleibt.

Allerdings macht es einen grundsätzlichen Unterschied, ob der Migration eine autonome Entscheidung aufgrund von freien Wahlmöglichkeiten zugrunde liegt, oder ob es ein aus der Not geborener, letzter Versuch ist, seine persönliche Würde oder sogar die nackte Existenz zu retten. Für die Verarbeitung der Ablösung von der Heimat und die Auseinandersetzung und eventuelle Integrierung in die neue Umgebung ist es von entscheidender Bedeutung, ob eine Rückkehr praktisch jederzeit möglich ist, oder ob sie aus politischen Gründen verbaut ist. Rückwärtsgewandte Gefühle und Erinnerungen, sowie zukunftsgerichtete Phantasien und Pläne werden gänzlich anders gestaltet sein, wenn ein Mensch sich als autonomes Wesen mit einem gewissen Handlungsspielraum erlebt, als wenn er sich in seinen persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten von Mächten bestimmt sieht, auf die er keinerlei Einfluß nehmen kann. Schließlich gehen einer erzwungenen Migration meistens bereits traumatische Erlebnisse in der Heimat voran, die im Exil oftmals nicht aufgearbeitet werden können und mitunter ernsthafte gesundheitliche Probleme und psychische Störungen nach sich ziehen, unter denen insbesondere auch die Kinder zu leiden haben.

Von Schumacher (1989) betont, wie wichtig die individuellen Erfahrungen vor dem Exil, bzw. vor der Migration für die weitere Lebensentwicklung sind. Traumatische Erlebnisse wie Verfolgung, Folter und Mißhandlung, welche eine Bedrohung der physischen Integrität eines Menschen beinhalten, haben dabei einen ganz besonderen Stellenwert und unterscheiden sich in ihren Auswirkungen von allen anderen menschlichen Erfahrungen, seien sie noch so mißlich.

Kein Mensch wird freiwillig zum Flüchtling: Angst vor Verfolgung, Folter, Haft, Unterdrückung, Tod und wirtschaftlichem Elend zwingen ihn, in einem anderen Land - sei es vorübergehend oder für immer - Zuflucht und Schutz zu suchen. Darin unterscheidet sich der Flüchtling vom Gastarbeiter, der sich (relativ) freiwillig aus unpolitischen oder wirtschaftlichen Gründen in einer vorbereiteten Aktion dazu entschlossen hat, seine Heimat zu verlassen. Während Hoffnung auf ein besseres Leben den Gastarbeiter in ein anderes Land treibt, wird der Flüchtling aus Lebensangst dazu gezwungen. (Von Schumacher, 1989, S. 17).

Auch die Reaktion im Aufnahmeland fällt ganz anders aus, ob ein Migrant als Verfolgter oder als Arbeitsuchender ankommt. Ersteren begegnet man je nach politischer Konstellation eher mit Wohlwollen, Verständnis und Mitleid (z.B. Flüchtlinge aus Tibet, Ungarn, CSSR), oder

aber mit Mißtrauen und Ablehnung, wie es in jüngster Zeit vermehrt zu beobachten ist. Arbeitsemigranten hingegen sind von der aktuellen Konjunkturlage und der Situation auf dem schweizerischen Arbeitsmarkt abhängig, ob ihr Angebot auf Arbeitsleistung ernst genommen und akzeptiert wird. Berta (1993) zeigt auf, wie sich das Migrantensbild im Laufe der Zeit verändert hat und wie sich der Schwerpunkt der problemzentrierten Aufmerksamkeit sukzessive von den Arbeitsemigranten zu den Asylsuchenden verschoben hat. Eine Tendenz, die sich nicht nur in der allgemeinen Öffentlichkeit sondern auch schwerpunktmäßig in der relevanten Fachliteratur widerspiegelt. Die Dynamik dieses Wandels in der Wahrnehmung und Interpretation der Fremden folgt dabei der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Aktualität in der Schweiz.

Aus der Optik der kosovo-albanischen Migranten selber erscheint die Differenzierung zwischen Flüchtling und Gastarbeiter jedoch in einem anderen Licht: Wirkliche Freiheit und Menschenwürde lassen sich nur unter sozial und wirtschaftlich einigermaßen ausgeglichenen Verhältnissen realisieren. Politische Rechte und demokratische Strukturen bleiben reine Theorie, solange die Menschen gar keine Zeit und Energie haben, diese wahrzunehmen, weil sie sich im täglichen Kampf ums Überleben aufreiben müssen. So zeigt sich am Beispiel der Kosovo-Albaner, daß politische, wirtschaftliche und soziale Aspekte als Motiv für die Migration kaum zu trennen sind. Wie im letzten Kapitel dargestellt wurde, sind die wirtschaftlichen Verhältnisse im Kosovo schon seit längerer Zeit so schlecht, daß ein gesicherter Lebensunterhalt und die Realisierung von expansiven Zukunftsperspektiven in der Heimat völlig unrealistisch erscheinen. In den letzten fünfzehn Jahren erfolgte eine gezielte Diskriminierung der Albaner auf dem Arbeitsmarkt, die mit zunehmender politischer Repression einher ging. In den staatlich kontrollierten Wirtschaftsstrukturen des jugoslawischen Kommunismus war grundsätzlich die Möglichkeit angelegt, die politische Gesinnung und ein staatstreues Verhalten der Bürger über Anreiz bzw. Verweigerung von Arbeits- und Verdienstmöglichkeit direkt zu steuern.

Diese Strukturen sind auch im heutigen Ex-Jugoslawien noch weitgehend erhalten. In der aktuellen Situation im Kosovo bedeutet allein die ethnische Zugehörigkeit ein Ausgeliefertsein an die Willkür der serbischen Behördenorgane, welche von demütigenden Schikanen über Verfolgung und Bedrohung bis zu Folter und Mord reichen kann. In diesem Sinne erscheint die aktuelle Unterscheidung zwischen Wirtschaftsflüchtling und „echtem“ Flüchtling eine ziemlich abstrakte Konstruktion der reichen Industrieländer, welche mehr dazu dient, die eigenen Ängste vor einem allzu großen Ansturm von Fremden zu bannen als die realen Nöte und Beweggründe der Migranten zu beschreiben.

2.1.1 Arbeitsemigranten

Man kann davon ausgehen, daß bis Ende der achtziger Jahre die wirtschaftlichen Gründe im Vordergrund standen, wenn sich vor allem junge Männer, aber auch Frauen dazu entschlossen, den Kosovo zu verlassen und im Ausland eine Arbeitsstelle anzutreten. Die Politik des jugoslawischen Sozialismus stellte mit der Öffnung der Grenzen die Möglichkeit einer solchen temporären Ausreise ins Ausland zur Verfügung, und die Devisen, welche die Ausgewanderten nach Hause schickten, stellten einen wichtigen und willkommenen Beitrag zum volkswirtschaftlichen Einkommen dar. Seit die Serben den Kosovo wieder als ihr ureigenes Gebiet betrachten und die Bevölkerungszusammensetzung zu ihren Gunsten verschieben

möchten, kommt ihnen natürlich jede Ausreise einer albanischen Familie gelegen. Neben all diesen Aspekten vermute ich jedoch, daß bei jedem Migranten irgendwo auch ganz spezifische, individuelle Wünsche mitspielen, auch wenn sie nicht unbedingt bewußt formuliert werden: Sei es nach größerer individueller Freiheit, nach Unabhängigkeit und Expansion, oder nach Erweiterung des eigenen Handlungsspielraumes.

Mit diesen persönlichen Wünschen und Absichten begegnet der Migrant der aktuellen Bedürfnislage und der allgemeinen gesellschaftlichen Stimmung im Aufnahmeland. Während der Zeit der Hochkonjunktur waren die Jugoslawen geschätzte und gesuchte Arbeitskräfte in der Schweiz. Sie galten als fleißig und zuverlässig und wurden vielerorts sogar gegenüber manchen anderen Fremdarbeiternationen vorgezogen. Eine Unterscheidung nach ethnischer Zugehörigkeit wurde damals noch nicht gemacht. Daß der jugoslawische Staatenbund eigentlich verschiedene Völker unter sich vereinigte, wurde den meisten Schweizern erst mit Ausbruch des Krieges bewußt. Erst seit 1994 wird im zentralen Ausländerregister des Bundes und des Kantons eine separate Statistik über Kosovo-Albaner geführt. Bis anhin wurden diese zusammen mit den verbleibenden Provinzen Rest-Jugoslawiens aufaddiert.

Die meisten Kosovo-Albaner kamen zunächst über einen Saisonniervertrag in die Schweiz. Das heißt, ihr Aufenthalt in der Schweiz war von vornherein begrenzt: nach neun Monaten Arbeit und Verdienst reisten die Menschen wieder in ihre Heimat zurück, mit der keineswegs gesicherten Aussicht, nach drei Monaten für eine weitere Arbeitssaison angestellt zu werden. Das Saisonniestatut beinhaltet kein Recht auf Familiennachzug, was notwendigerweise eine familiäre Trennung mit sich brachte, wollte die Familie nicht das Risiko der Illegalität, mit all ihren Nachteilen und Gefahren auf sich nehmen (Siehe Kap. 2.4). Für die Albaner, die sehr stark in ihren Familien verwurzelt und diesen eng verbunden sind, müssen diese Trennungserfahrungen besonders schmerzhaft gewesen sein. Zum Teil wurden diese etwas abgemildert, indem einzelne Familienmitglieder gemeinsam auswanderten, oder zumindest in der Schweiz sofort den Kontakt zu Verwandten suchten.

Der Aufenthalt in der Schweiz war also zunächst nur als temporäre, vorübergehende Lebensphase angelegt. Obwohl die Saisonniers nach einer gewissen Anzahl von erfüllten Saisonarbeitsverträgen das Recht auf eine Jahresaufenthaltsgenehmigung, mit Erlaubnis zum Familiennachzug, erhielten, war bei kaum einem Albaner der Entscheid zu einer Arbeitsaufnahme in der Schweiz mit dem Gedanken an eine definitive Auswanderung verbunden. Wie bei allen Arbeitsemigranten war die zentrale Idee, im fremden Land möglichst schnell soviel Geld zu verdienen, um sich in der Heimat eine bessere, gesicherte Existenz aufzubauen. Für den Bau eines eigenen Hauses, den Kauf von Land oder den Aufbau eines eigenen Geschäftes, kurz einer Zukunftsperspektive, von der nicht nur die Elterngeneration, sondern auch die Kinder noch profitieren können, sind diese Menschen bereit, große persönliche Opfer und eine hohe Leistung zu erbringen. Nach Bukow & Llaryora (1988) entspricht diese Einstellung im Grunde genau dem urkapitalistischen Prinzip, wonach es jeder zu Reichtum und Wohlstand bringen kann, wenn er nur leistungswillig und bereit ist, genügend Opfer zu bringen.

Der Wanderer arbeitet nicht nur wie jeder andere auch, er hat vielmehr mit seiner Migration demonstriert, wie wichtig, ja wie existentiell bedeutsam ihm die Arbeit ist. Oft ist es nicht nur der Wunsch, seine Berufstätigkeit irgendwie fortsetzen zu können, sondern eine ausgeprägte Aufstiegsmentalität, die ihn dazu führt, sich anwerben zu lassen bzw. als EG-Angehöriger ansprechen zu lassen. Diese Feststellung gilt nicht nur für die Bundesrepublik, sondern auch für die Einwanderer in anderen EG-Staaten (und der Schweiz! Anm. der Verf.) Bei den

zugewanderten Menschen ist stets eine besonders hohe Leistungsmotivation zu beobachten, die zu einer Leistungsbereitschaft und zu einem Arbeitsverständnis beiträgt, was im Prinzip gut in die hiesige betriebliche Gemeinschaft passen dürfte. (Bukow & Llaryora, 1988, S. 51).

Bei der Arbeitsaufnahme in der Schweiz verzichteten viele Kosovo-Albaner auf eine Tätigkeit, die ihrer Ausbildung und ihren Fähigkeiten entsprach. Manche von ihnen hatten im Kosovo eine höhere Schule oder sogar die Universität besucht und verrichten nun hier einfachste Hilfsarbeiten im Baugewerbe oder in der Industrie. Andere hatten bereits im Kosovo keine Chance, einen Beruf zu erlernen, finden aber auch hier kaum eine Möglichkeit, sich aus- oder weiterzubilden. Viele Albaner gehören deshalb zu den sogenannten „unqualifizierten Arbeitskräften“ und müssen bei einer Verschlechterung der Lage auf dem Arbeitsmarkt als erste mit dem Verlust ihrer Stelle rechnen.

Auch zu Zeiten der Hochkonjunktur, als sich eine solche Entwicklung noch keineswegs abzeichnete, verstand die Schweiz als Arbeitgeberland die zusätzlichen, willkommenen Arbeitskräfte keineswegs als neue Mitbürger, sondern als temporäre Aufenthalter, die unser Land nach getaner Arbeit wieder verlassen. Lange Zeit hielt sich deshalb auch der Begriff des „Gastarbeiters“, eines Menschen eben, der nur vorübergehend, ausschließlich zum Zwecke der Arbeit, anwesend ist. (Nach albanischem Verständnis hat ein Gast allerdings eine ganz herausragende, fast heilige Position und ist alles andere als jemand, der arbeitet!). Bukow & Llaryora (1988) zeigen auf, daß es fast ausschließlich ihre Arbeitskraft ist, was an den Migranten interessiert, und so konzentriert sich die soziale Einweisung auch bloß auf den Arbeitsbereich. Daß ein Mensch natürlich nicht nur seine Arbeitsleistung mitbringt, sondern seine ganze Persönlichkeit, seine Familie und seinen Anspruch auf ein würdiges Dasein, drückte Max Frisch mit seinem berühmten Satz aus: „*Wir riefen Arbeitskräfte und es kamen Menschen*“.

Im Laufe der letzten Jahre erhielten viele Kosovo-Albaner in der Schweiz eine Jahresaufenthaltsbewilligung und nach einigen weiteren Jahren eine Niederlassung. Ihre Familie konnten sie aber zumindest im Kanton Zürich erst nachziehen lassen, wenn sie über eine geeignete Wohnmöglichkeit verfügten, was angesichts des knappen Wohnungsangebotes und oftmals skeptischen Vermietern eine weitere Hürde darstellte. Angesichts der desolaten Zustände im Kosovo und unter dem massiven Leidensdruck durch die familiäre Trennung setzten viele Kosovo-Albaner dennoch alles daran, ihre Familie in die Schweiz nachkommen zu lassen, nicht zuletzt auch in der Hoffnung, den Kindern hier eine bessere schulische Ausbildung zu ermöglichen. Damit rückte auch der Gedanke, nun doch längere Zeit im Ausland zu verbringen, ins Bewußtsein und wurde nach und nach vertraut. Wie viele Emigranten formulieren auch die Kosovo-Albaner, zumindest diejenigen der ersten Generation, aber ganz klar die Absicht, irgendwann wieder zurückzukehren. Wobei sich dieses „irgendwann“ bei den Albanern vorläufig an dem imaginären Zeitpunkt festmacht, in dem sich „die Verhältnisse zu Hause gebessert haben“.

Nach Angaben des Bundesamtes für Ausländerfragen lebten am 31. Dez. 1994 in der Schweiz 9262 Menschen aus dem Kosovo mit einer Jahresaufenthaltsbewilligung und 2669 Niedergelassene. Im Kanton Zürich waren es 306, resp. 146. In anderen Kantonen beispielsweise in Bern, Aargau und Schwyz ist der Anteil weit höher. Dagegen sind die Zahlen für Basel, Glarus und Uri äußerst gering. Ob dahinter spezifische Bedürfnisse des schweizerischen Arbeitsmarktes stecken, oder die Tendenz der Kosovo-Albaner in der Nähe von Familienange-

hörigen, Verwandten und Bekannten zu wohnen, geht aus den statistischen Erhebungen nicht hervor.

Interessant ist ein Vergleich mit Angehörigen anderer jugoslawischer Volksgruppen. Allerdings lassen sich daraus nur Tendenzen ablesen, denn bei den folgenden Angaben handelt es sich jeweils um die Gesamtanzahl von Niedergelassenen und Jahresaufenthaltern zusammen. Da die Daten erst seit 1994 nach Herkunftsregionen getrennt erfaßt werden, ist die Mehrzahl der betroffenen Menschen noch unter der alten Bezeichnung Ex-Jugoslawien registriert.

Tab.3:Auszug: Bestand der Ex-Jugoslawen nach Herkunftsregionen Stand 31.12.1994

Kroatien	37218
Slowenien	3109
Bosnien-Herz.	20402
Serbien	13156
Montenegro	333

Mazedonien	24818
Kosovo	11931
Wojwodina	352
Ex-Jugoslawien	161127
Total	272446

Quelle: Bundesamt für Ausländerfragen

Die Saisonarbeiter sind im zentralen Ausländerregister nur unter der Gesamtbezeichnung Jugoslawien aufgeführt. Am 31. August 1994 arbeiteten gemäß diesen Angaben 61102 Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien in der Schweiz. Entsprechend den saisonalen Schwankungen auf dem schweizerischen Arbeitsmarkt, waren es am 31. Dezember 1994 nur noch 19461. Wie viele davon aus dem Kosovo stammen, ist aus diesen Angaben nicht ersichtlich. Wenn das zahlenmäßige Verhältnis zu den übrigen jugoslawischen Volksgruppen etwa ähnlich ist wie bei den Jahresaufenthaltern und Niedergelassenen, dürften es im letzten Sommer etwa 3000 gewesen sein.

Seit die schweizerischen Behörden das sogenannte Drei-Kreise-Modell entwickelt haben, das eine reguläre Arbeitstätigkeit in der Schweiz nur noch für Angehörige der EG-Nationen vorsieht, besteht kaum mehr eine Möglichkeit für Kosovo-Albaner, neu in ein Arbeitsverhältnis als Saisonnier einzusteigen und sich im Lauf der Jahre gewissermaßen bis zur Niederlassung hochzudienen. In gewissen Branchen soll es allerdings Ausnahmewilligungen geben, die es bisherigen Saisonniers ermöglichen, für eine weitere Saison angestellt zu bleiben.

2.1.2. Flüchtlinge

Die gezielte Verfolgung und Repression durch die serbischen Behörden veranlaßten in den letzten Jahren viele Albaner aus dem Kosovo zu fliehen und in der Schweiz um Asyl nachzusuchen. Darunter sind viele Menschen mit einer höheren Bildung. Reuter (1982) weist darauf hin, daß der albanische Nationalismus in Kosovo stets von der gebildeten Mittelschicht getragen wurde. Personen, denen es in der Autonomen Provinz Kosovo gelungen war, sich als Ärzte, Lehrer und Verwaltungsfachleute eine Existenz aufzubauen und die während dieser Zeit aktiv am politischen und gesellschaftlichen Leben teilgenommen hatten, sehen sich nun zunehmender Verfolgung ausgesetzt, und die Flucht bietet sich ihnen als letzte Möglichkeit,

um einer Verhaftung und Verurteilung zu entgehen. Manche von ihnen bringen einen ganz anderen Hintergrund mit als die „klassischen“ Arbeitsemigranten, die meistens aus bescheidenen, ländlichen Verhältnissen stammen und deshalb auch den alten Traditionen tendenziell stärker verbunden sind, als der gebildete Mittelstand aus den Städten.

Die Eröffnung der ersten eigenen Universität hatte großen symbolischen Wert für das nationale Identitätsgefühl der Albaner, und in den achtziger Jahren besuchten unverhältnismäßig viele männliche Jugendliche entweder eine Hochschule oder eine höhere Fachschule. Die Ausbildungsbedingungen an diesen Instituten waren aber häufig mehr als prekär und die Chance, später eine entsprechende Anstellung zu finden gleich null. Wie vielerorts in Zeiten gesellschaftlicher Spannungen wurde auch die Universität Pristina zur Keimzelle und zum Kristallisationspunkt für Protestbewegungen. Im Aufruhr des Jahres 1981 weitete sich der Protest gegen die Zustände an der Hochschule selber zur allgemeinen Forderung nach gesellschaftlicher Veränderung und vollständiger Autonomie aus.

Ohne Rücksichtnahme auf die tatsächlichen Bedürfnisse und Kapazitäten der Provinz war der Versuch unternommen worden, gravierende Probleme auf dem Arbeitsmarkt kurzfristig durch ein Umleiten des Stroms arbeitssuchender Jugendlicher an die Hoch- und Fachschulen Kosovos zu überdecken. (Reuter, 1982, S. 79).

Der Ausbruch des Krieges hat die Situation der Kosovo-Albaner zusätzlich verschlechtert. Als formelle Angehörige der serbischen Republik wurden und werden die jungen Albaner auch zum Militärdienst ins serbische Heer eingezogen. Seit Beginn des Krieges versuchen viele junge Männer sich der Einberufung zu entziehen. Sie sehen keinen Sinn darin, gegen ihre bosnischen Glaubensbrüder zu kämpfen und müssen zudem befürchten, als Angehörige einer mißliebigen Volksgruppe als erste an die Front geschickt zu werden. Viele von ihnen verstecken sich zunächst und flüchten dann ins Ausland, beispielsweise in die Schweiz. Seit 1993 wurden gegen 1800 Deserteure und Dienstverweigerer aus dem Kosovo in der Schweiz vorläufig aufgenommen. (Presserohstoff des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements vom 12. Jan. 1994).

Im allgemeinen sind die Kosovo-Albaner jedoch von der zunehmend restriktiven Asylpraxis in den letzten Jahren betroffen. Die Gründe dafür sind in erster Linie innenpolitischer Natur, in dem die Behörden keine Akzeptanz mehr finden in der Bevölkerung für eine großzügigere Asylgewährung (Siehe Kap. 3) Es ist für Kosovo-Albaner deshalb nicht leicht, ihre persönliche Bedrohung den schweizerischen Asylbehörden stichhaltig klarzulegen, und viele erfahren eine Abweisung ihres Asylgesuches. In der oben erwähnten Presseerklärung heißt es dazu:

Der Bundesrat und die Asylbehörden sind sich bewußt, daß die Lage im Kosovo gespannt und die allgemeine Menschenrechtssituation schlecht ist. Es steht fest, daß Repressionen durch serbische Behörden, serbische Institutionen und nationalistisch-paramilitärische Gruppierungen gegenüber Kosovo-Albanern in vielfältiger Form vorkommen, so z.B. Beschimpfungen, Schläge, Mißhandlungen, Kontrollen, Beschlagnahmung von Geld und Wertgegenständen. Diesen Benachteiligungen fehlt indessen in der Regel die vom Asylrecht geforderte Gezieltheit und Intensität. (Presserohstoff des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements 12. Jan. 1994).

In der Asylstatistik des Bundesamtes für Flüchtlinge werden Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Mazedonien und Slowenien und Jugoslawien als einzelne Rubriken geführt. Von den 16486 Asylsuchenden aus Jugoslawien stammen 95% aus dem Kosovo. Die Anerkennungsquote lag für 1993 bei 6,8%. 1994 stieg sie auf 8,4%. Insgesamt leben heute 1765 Kosovo-Albaner als

anerkannte Flüchtlinge in der Schweiz, haben eine Arbeitsbewilligung und können damit rechnen, für längere Zeit hier bleiben zu können. Für 5453 albanische Flüchtlinge wurde eine *vorläufige Aufnahme* verfügt, d.h. diese Menschen erhalten eine provisorische Aufenthaltsbewilligung, die in einem speziellen Ausweis dokumentiert ist und gleichzeitig eine Arbeitsbewilligung beinhaltet. Etwa 5000 Gesuche sind in erster oder zweiter Instanz hängig. Diese Menschen dürfen während der ersten sechs Monate keine Arbeit annehmen und sind vollständig auf die Unterstützung der Fürsorgebehörden angewiesen.

Bei weiteren 6000 Kosovo-Albanern wurde das Asylgesuch *definitiv abgelehnt* und 4000 von ihnen müßten die Schweiz eigentlich sofort verlassen. Seit dem 28. Nov. 1994 haben die jugoslawischen (d.h. serbischen) Behörden jedoch sehr restriktive Einreisebestimmungen für eigene Staatsbürger erlassen, die eine Rückführung von abgewiesenen Asylbewerbern aus der Schweiz praktisch verunmöglichen. Die Wegweisungsfristen für diese Menschen wurden von den schweizerischen Behörden deshalb zunächst auf den 31. Jan. 1995, dann auf den 31. Mai 1995 und schließlich auf den 31. Januar 1996 verlängert. Falls bis dahin noch keine Regelung des Problems mit den serbischen Behörden zustande kommt, müßte eine vorläufige Aufnahme ins Auge gefaßt werden. Hilfswerksvertreter fordern hingegen, diese Aufnahme aus humanitären Gründen unverzüglich vorzunehmen. Es sei unverantwortbar, diese Menschen noch länger in einer derart ungewissen Situation hängen zu lassen.

Tatsächlich bedeutet diese widersprüchliche Lage für die betroffenen Menschen eine enorme psychische Belastung. Sie müssen, oder dürfen, sich nach wie vor in der Schweiz aufhalten, obwohl sie offiziell abgelehnt sind, andererseits ist eine Rückkehr in die Heimat unmöglich, selbst wenn sie diese wollten. Sie haben keine Arbeitsbewilligung, sind von Fürsorgeleistungen abhängig und müssen jederzeit damit rechnen, daß die angedrohte Ausschaffung nun doch vollzogen wird. Sie besitzen keinerlei gültige Papiere, ihr Status und damit ihre rechtliche Lage ist völlig ungeklärt. Für die schweizerische Rechtslage sind sie ein Sonderfall: eigentlich dürfte es sie gar nicht geben.

Daß unter dieser ständigen Ungewißheit weder ein innerer Abschied von der alten Heimat noch eine aktive Auseinandersetzung mit der neuen Umgebung möglich ist, versteht sich von selbst. Nur schon die erzwungene Arbeitslosigkeit des Vaters bedeutet eine enorme Belastung für die ganze Familie. Auch Schweizerkinder leiden darunter, wenn ihr Vater keine regelmäßige Arbeit und kein gesichertes Einkommen hat. Für die kosovo-albanischen Flüchtlingskinder kommt aber eine ganze Reihe von zusätzlichen Unsicherheitsfaktoren hinzu: Sie werden in Schweizerschulen geschickt und sollten hier Deutsch lernen, obwohl man ihren Eltern gesagt hat, daß man sie hier eigentlich nicht haben will. Von den Kindern wird damit eine Integration in hiesige Verhältnisse gefordert, die man den Eltern explizit verwehrt. Im besten Fall können sich die Kinder einige Kompetenzen erwerben, die die Eltern nicht haben, was aber die familiäre Hierarchie vollkommen über den Haufen wirft und das Gleichgewicht in der Familie empfindlich stört. In anderen Fällen können die Kinder aus Loyalitätsgründen zu den Eltern mit dem hiesigen Angebot der Schule nichts anfangen und entwickeln verschiedenste Symptome von körperlichen Beschwerden über Verhaltensauffälligkeiten bis zu psychischen Störungen. Für männliche Jugendliche kann das auch ein Abrutschen in die Kriminalität bedeuten, was dann in der schweizerischen Bevölkerung leider als Bestätigung dafür angesehen wird, daß diese Menschen bei uns nichts zu suchen haben.

Am letztgenannten Beispiel der abgewiesenen Asylbewerber, die nicht mehr in ihr Land zurück können, zeigt sich die ganze Dramatik der Asylsuchenden und auch der Saisoniers in ihrer krassesten und extremsten Form. Zwar gibt es rechtlich gesehen verschiedene Abstufungen und Aufenthaltskategorien, diese werden aber in erster Linie den schweizerischen Verwaltungsabläufen und dem zugrundeliegenden politischen Klima gerecht, nicht aber den betroffenen Menschen. Die grundsätzliche Situation der Ungewißheit, der Unüberblickbarkeit der Situation und der Abhängigkeit von irgendwelchen Behördenentscheidungen stellt sich für alle ähnlich. Manche dieser Menschen sind auch noch der Skrupellosigkeit gewisser Vermieter oder Arbeitgeber ausgeliefert, die ihre rechtlose Stellung ausnutzen. Andere erhalten Hilfe und Unterstützung von albanischen Freunden und Verwandten, aber auch von Schweizern. Alle jedoch leben sie in einem Schwebestadium der Unsicherheit, längerfristige Pläne, konkrete Zusagen und feste Verbindlichkeiten, seien sie innerer oder äußerer Art, müssen aufgeschoben werden.

Hinzu kommt noch die Tatsache, daß sich die gegenwärtige Erfahrung von Hilflosigkeit und Ohnmacht den Behörden gegenüber mit den früheren traumatischen Erlebnissen im Heimatland kumulieren. Hier wie dort sehen sie sich einer undurchschaubaren Willkür ausgeliefert, werden kontrolliert und eingeschränkt, wobei dies im fremden Land Schweiz noch zusätzlich in einer unverständlichen Sprache geschieht, und das gewohnte soziale und familiäre Netz nicht mehr vorhanden ist. Die folgende Aussage von Schumachers (1989) trifft sicher das Erleben der betroffenen Menschen:

Meiner Meinung nach ist die Zeit des Asylverfahrens, welche für die Flüchtlinge mit ständiger Angst und Unsicherheit ausgefüllt ist, und aufgrund ihrer früher erlebten Traumatisierung, mit einer psychischen Folter vergleichbar. (Von Schumacher, 1989, S.87).

Fast das einzige, was diesen Menschen noch bleibt an Sicherheit und Stabilität, sind ihre familiären Beziehungen, sofern sie diese in der Schweiz leben können. Daß sie unter diesen Umständen in einem Maß daran festhalten, welches für uns eher befremdlich wirkt, ist angesichts der großen psychischen Belastung verständlich. Leider ist es bis heute eine gängige Praxis der schweizerischen Asylbehörden, erwachsene Familienmitglieder, die ein Asylgesuch stellen, in verschiedenen Kantonen unterzubringen. So kann es vorkommen, daß ein junger albanischer Kriegsdienstverweigerer, dessen Onkel mit seiner Familie im Kanton Zürich lebt, den Kanton Genf als Aufenthaltsort zugewiesen bekommt. Damit soll eine, aus Schweizer Sicht negative, Clanbildung verhindert werden. Der junge Mann fühlt sich aber ohne familiäre Beziehungen und ohne eine ältere Autoritätsperson, an die er sich mit Rat und Tat wenden kann, unter Umständen so verloren und isoliert, daß er leicht in Gefahr kommt, sich einer kriminellen Vereinigung anzuschließen, die ihm den Halt bietet, den er vermißt.

Nicht verschwiegen sei, daß auch vereinzelt junge Kosovo-Albaner in die Schweiz einreisen, ohne ein Asylgesuch zu stellen und die geltenden Gesetze verletzen, sei es in Unkenntnis der Lage oder in einer bewußten Mißachtung hiesiger Normen. Da es sich dabei aber um Einzelfälle handelt, die junge Erwachsene betreffen, welche nicht mehr im Familienverband leben, möchte ich in dieser Arbeit nicht näher darauf eingehen.

Sowohl die Situation der Saisonniers wie diejenige der Asylbewerber stellt je auf ihre Weise eine psychische Belastung dar, die nicht nur eine Aufarbeitung und Integration früherer Traumas verunmöglicht, sondern zusätzlich ein neues schafft. Ihre rechtlose, ungeklärte Stellung versagt diesen Menschen jenes Maß an äußerer Sicherheit, das jeder Mensch braucht, um auch seine innere Stabilität aufrechtzuerhalten. Eine Klärung ihrer Situation erfolgt erst mit einem definitiven Aufenthaltsstatus in der Schweiz, sei es als anerkannte Flüchtlinge, als Jahresaufenthalter oder Niedergelassene. Erst dann können sich die Betroffenen auch aus einem inneren Zustand der Vorläufigkeit und Instabilität lösen und wirklich in einen aktiven Dialog mit ihrer neuen Umwelt treten, der eine Integration in der neuen Lebensumwelt ermöglicht.

2.2. Migration als kritisches Lebensereignis

Das Phänomen der Migration ist keine neue Erscheinung der modernen Zeit. Schon immer gab es einzelne Menschen, Familien, Volksgruppen oder auch ganze Völker, die ihren ursprünglichen Lebensraum verließen, um sich dauerhaft oder vorübergehend in einer neuen Umgebung niederzulassen. In der Geschichte der Menschheit erscheint das Wandern als gleichwertige Alternative zur Sesshaftigkeit, und vielerorts ergänzen sich beide Lebensformen notwendigerweise in sozialer und ökologischer Hinsicht. Solche Wanderungen beinhalten meistens auch ein Aufeinandertreffen verschiedener Kulturen und die Begegnung zwischen Menschen, die sich bisher fremd waren. Der Kontakt mit dem Fremden, Anderen kann je nachdem als Bereicherung oder als Bedrohung empfunden werden. Dementsprechend ziehen sich auch zwei völlig gegensätzliche Formen des Umgangs mit Fremden durch den Lauf der Geschichte: Da ist einerseits die lange Tradition des Gastrechtes, das einen Fremden mit Hochachtung und Ehrerbietung empfängt. Auf der anderen Seite ist die lange Kette blutiger Bekämpfung und Vernichtung bis heute nicht abgerissen. (Herzka, (1994).

Migration gehört genauso zur Menschengeschichte wie Sesshaftigkeit. Im Alltagsverständnis unserer westlichen Welt hat sie jedoch einen pathogenen Anstrich bekommen und scheint nur eine Eigenschaft der anderen zu sein. (Berta, 1994, S.7).

Berta (1994) kritisiert die „Pathologisierung der Migration“ als gesellschaftlichen Prozeß, der darauf ausgerichtet ist, das Fremde zu neutralisieren und klare Machtverhältnisse zu schaffen, die aber gleichzeitig vertuscht werden. Wenn von den Problemen der Migranten die Rede ist, von Schwierigkeiten der Integration und zerrissenen Identitätsgefühlen, geht dabei oftmals vergessen, daß es auch die sozialen Zustände im Herkunfts- wie im Migrationsland sein können, welche die ganze Problematik auslösen oder verschärfen und nicht so sehr die Migration als solche. Bukow & Llaryora (1988) bezeichnen das sogenannte Migrantenproblem generell eher als Problem von Minoritäten, das primär unter dem Aspekt von Macht und Kontrolle betrachtet werden muß.

Katz-Bernstein (1995) weist darauf hin, daß es immer wieder Menschen zwischen verschiedenen Kulturen gewesen waren, die in Kunst und Wissenschaft kulturübergreifende, menschheitsumfassende Themen aufgriffen und in eine neue, weiterentwickelte Form brachten. Auch Herzka (1994) bezeichnet das Aufeinandertreffen von unterschiedlichen Kulturen als Basis für den kulturellen Fortschritt in Kunst und Wissenschaft. Die Leistung, die Migration positiv zu verarbeiten und den Zustand zwischen zwei Kulturen nicht nur als Orientierungs- und

Wurzellosigkeit, sondern auch als eine Freiheit der Wahl und der Entwicklungsmöglichkeit wahrzunehmen, setzt allerdings eine gesunde Ich-Entwicklung vor der Migration voraus.

In diesem Fall hängt es meines Erachtens davon ab, ob ein Mensch jemals eine Verwurzelung, einen Rhythmus, eine Familientradition, kollektive Wurzeln erfahren hat, die über die grundlegenden Bedürfnisbefriedigungen hinausgehen. Wurzeln, die ihm einen Verweis über die übergeordneten Gesetzmäßigkeiten der Gesellschaft, den Sinn der Welt überhaupt, mitgegeben haben, . . . (Katz-Bernstein, 1995, S.166).

Dennoch bedeutet Migration für jeden Menschen und jede Familie eine hohe Belastung, die als „kritisches Lebensereignis“ bezeichnet werden kann. Der Begriff „kritisches Lebensereignis“ (life events) wird in der klinischen Literatur zwar recht unterschiedlich gefaßt und kann vom relativ unbedeutenden Alltagsereignis bis zu persönlichen Katastrophen vieles beinhalten. Allen Konzeptualisierungen gemeinsam ist jedoch die Idee, daß

... kritische Lebensereignisse als solche, im Leben einer Person auftretende Ereignisse verstanden werden, die durch Veränderungen der (sozialen) Lebenssituation der Person gekennzeichnet sind und mit entsprechenden Anpassungsleistungen durch die Person beantwortet werden müssen. (Filipp, 1990, S. 23).

Grundsätzlich spielt es keine Rolle, ob das Ereignis eher positiven oder negativen Charakter hat und ob es in irgendeiner Form selbst induziert wurde oder als unerwartet, von außen herantretend erlebt wird. Hingegen wird angenommen, daß all diese Ereignisse für die betroffene Person einen „Streß“ bedeuten, dem mit spezifischen Bewältigungsstrategien begegnet werden muß. Filipp (1990) nennt drei Merkmale, die für diese Ereignisse kennzeichnend sind:

- die raumzeitliche, punktuelle Verdichtung eines Geschehensablaufs:
Auch wenn viele Ereignisse ihre eigene Vorgeschichte haben und eine lange Reihe von Folgewirkungen nach sich ziehen, kristallisiert sich doch ein bestimmter Zeitpunkt heraus, der als zentrales Moment der Veränderung erlebt wird.
- ein Stadium des relativen Ungleichgewichts im Person- Umweltgefüge:
Dahinter steht die Annahme, daß es ein bestimmtes Maß an Übereinstimmung zwischen der eigenen Person und der Umwelt gibt, das individuell oder allgemeingültig festgelegt ist. Wird dieses Gleichgewicht gestört, muß entweder bei der betroffenen Person selber oder in der Umwelt eine Veränderung erfolgen, um es wieder herzustellen.
- das unmittelbare mit Affekten verbundene Erleben des Ereignisses durch die Person:
Gerade durch ihre gefühlsmäßige Färbung heben sich solche Ereignisse aus dem Strom der Alltagserfahrungen heraus. Die erfahrenen Gefühle müssen nicht unbedingt negativ sein, sie können auch widersprüchlich oder sogar eindeutig positiv sein.

Alle diese Aspekte treffen für die Migration zu: Ähnlich wie Geburt oder Tod eines Familienmitgliedes, Arbeitsaufnahme oder -verlust, Unfall oder Krankheit bringt auch sie eine tiefgreifende Veränderung der bisherigen Lebensumstände mit sich, die von den Betroffenen gleichzeitig Abschied vom Alten und Auseinandersetzung mit dem Neuen verlangt. Wenn man kritische Lebensereignisse nach dem Ausmaß der Veränderungen beschreibt, die sie auslösen, gehört die Migration sicher mit zu den gravierendsten Formen. Nach Fischer & Fischer (1990) stellt schon der Wohnortwechsel innerhalb der gleichen Kultur ein Lebensereignis dar,

dem Krisenhaftigkeit innewohnt.

Indem die Ablösung vom alten Wohnstandort und die Anpassung an eine neue Wohnumgebung über komplexe intrapsychische Prozesse gesteuert sind, die sich wechselseitig beeinflussen und über längere Zeiträume hin erstrecken, bieten sie störenden Einwirkungen eine weite Angriffsfläche. (Fischer & Fischer, 1990, S. 141).

Jeder Wohnortwechsel bedeutet auch eine Neudefinition der „Ortsidentität“ (Proshansky, 1978). Damit sind das innere Bild und die damit verbundenen Gefühle gemeint, welche ein Mensch von seiner persönlichen, nahen Umgebung in sich trägt. Häufig sind es ganz alltägliche Dinge wie der Arbeitsweg, die Einkaufsmöglichkeiten oder die Verkehrsverbindungen, welche diese „Ortsidentität“ mitbestimmen. Bestimmte Gerüche, visuelle Eindrücke und nachbarschaftliche Begegnungen sind so vertraut, daß sie erst mit einer Veränderung bewußt werden. Am neuen Wohnort muß diese „Alltäglichkeit“ erst wieder aufgebaut werden und es hängt auch von den sozialen Strukturen der neuen Umgebung ab, wie schnell dieser Prozeß gelingt. Verläuft er positiv, ist meistens schon ein erster Schritt in Richtung Integration getan.

Für die meisten Menschen bildet sowohl der aktuelle Wohnort als auch die ursprüngliche Herkunft einen Teil der persönlichen Identität, über die sie sich selber definieren und auch andere Personen einschätzen. Deshalb ist mit der Frage „woher kommst du?“ oftmals dasselbe gemeint wie „wer bist du?“ Ob die Antwort nun lautet „aus Oerlikon“, „aus dem Emmental“ oder „aus dem Kosovo“, immer löst sie beim Angesprochenen und beim Fragenden ganz konkrete Bilder aus, die auch als Charakteristika der individuellen Persönlichkeit verstanden werden. Je unbekannter die Herkunft des anderen allerdings ist, desto verschwommener sind auch diese Bilder, und desto weniger stimmen die damit verknüpften Vorstellungen überein. Eine echte Begegnung verlangt in diesem Fall von den beteiligten Menschen ein sorgfältigeres, offeneres Eingehen auf den anderen und eine klarere Definition der eigenen Identität. Gerade die Notwendigkeit, ein Verständnis von sich selbst und seiner Umgebung herauszubilden, das sich nicht auf (vermeintliche) Selbstverständlichkeiten stützt, kann jedoch auch eine Chance bedeuten.

Wohnortwechsel als einschneidende Veränderung von Umweltbeziehungen zwingt zur Mobilisierung von Anpassungsreserven, mit der prinzipiell eine Erweiterung des Kompetenzreservoirs einer Person einhergehen kann. In welcher Konstellation welche Bedingungen zusammentreffen müssen, damit der Wechsel des Wohnstandortes Kompetenzerweiterungen und nicht psychosoziale Beeinträchtigungen zeitigt, bleibt eine durch die psychologische Forschung bisher äußerst unzureichend aufgeklärte Frage. (Fischer & Fischer, 1990).

Als wichtigen Faktor für die Bewältigung von kritischen Lebensereignissen erwähnt Filipp (1990) die Frage, inwieweit die betroffenen Personen das Gefühl haben, solche Ereignisse kontrollieren zu können. Dieser Faktor kann subjektiv sehr unterschiedlich erlebt werden. Die einzelnen Familienmitglieder werden nicht alle in gleicher Masse in den Entscheidungsprozeß für die Migration einbezogen. In albanischen Familien wird es in erster Linie der Ehemann sein, der diesen Entscheid fällt, in Absprache mit seinen männlichen Verwandten. (Vgl. die Überlegungen von Güç (1990) bzgl. türkischer Migrantenfamilien). Die Ehefrau ist an der eigentlichen Entscheidung nicht unbedingt aktiv beteiligt. Sie kann und wird die ganze Auswanderung jedoch nur mittragen und auch den Kindern gegenüber positiv vermitteln, wenn sie damit einverstanden ist.

Die Frage der Freiwilligkeit, bzw. der Kontrollierbarkeit wurde schon im letzten Abschnitt angesprochen. Hier stellt sie sich noch in einem anderen Zusammenhang: Auch wenn sich eine albanische Familie freiwillig und bewußt zur Migration entschieden hat und dieser Ent-

scheid mit vorwiegend positiven Erwartungen verknüpft war, sehen sich die Menschen in der Schweiz mit Sachzwängen konfrontiert, die sie keineswegs vorausgesehen haben, und durch welche die ursprünglich gegebene, freie Kontrollierbarkeit weitgehend aufgehoben wird.

Im übrigen betont auch Filipp (1990), daß kritische Lebensereignisse nicht ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Belastung gesehen werden dürfen, welche sie für die betroffenen Menschen mit sich bringen, sondern daß diese auch einen Entwicklungsaspekt beinhalten. Deshalb bedeutet eine ausschließliche Konzentration auf die Analyse der *pathogenetischen Wirkung* eine unnötige Perspektivenverengung. Lebenskrisen können für einen Menschen auch eine Chance der Bereicherung und Weiterentwicklung bedeuten, wobei der Faktor Zeit eine wichtige Rolle spielt:

Die grundsätzliche Möglichkeit, kritische Lebensereignisse als Chancen für Lerngewinn und Wachstum zu begreifen, schließt zudem die aus entwicklungspsychologischer Sicht wohlbekannte Forderung nach einer Differenzierung proximaler und distaler Ereignisfolgen ein. Erhöhte Depressivität zu einem bestimmten Zeitpunkt nach einem Ereigniseintritt (als „frühe Folge“) schließt keineswegs den zu einem späteren Zeitpunkt erfaßten „Zugewinn“ in individuellen Bewältigungsfertigkeiten aus. (Filipp, 1990, S. 317).

Auch die Migration mag zunächst eine Phase der Trauer und Orientierungslosigkeit mit sich bringen. Solche Phasen des Überganges gehören mit zum menschlichen Leben, und die meisten Menschen verfügen auch über die Fähigkeit, sie zu bewältigen. Allerdings ist nach den jeweils spezifischen Bewältigungsstrategien zu fragen, die einem einzelnen Menschen oder einer ganzen Familie zur Verfügung stehen. Für die meisten albanischen Menschen gehört der Rückzug auf das Private, die Suche nach Unterstützung bei anderen Familienmitgliedern wohl zu den naheliegendsten Versuchen, eine streßreiche Situation zu bewältigen. Das Gespräch unter Gleichen, seien es Gleichgeschlechtliche oder Gleichaltrige (Geschwister!), hat eine große, entlastende Wirkung. Daneben darf aber auch die ganz konkrete, handfeste Hilfestellung, z.B. finanzieller Art, nicht vergessen werden. Für einen Kosovo-Albaner macht es einen großen Unterschied, ob diese bei einer Tasse Kaffee ausgehandelt wird, oder indem man ein Formular ausfüllt.

Die gefühlsmäßige Reaktion auf die psychische Belastung durch die Auswanderung ist nicht so leicht zu erfassen: Unkontrollierte, intensive Gefühlsäußerungen finden selten in einem Rahmen statt, der für Fremde zugänglich ist. Bei Frauen ist aber oftmals eine latente Trauer spürbar und zeichnet sich auch im Gesicht ab. Jüngere Männer reagieren auf die verworrene, unkontrollierbar erlebte Situation eher mit unterdrückter Wut und erhöhter Aggressionsbereitschaft. Gerade letzteres ist für Schweizer wiederum schwer verständlich und wird als bedrohlich erlebt.

Sowohl im Alltag als auch in der Wissenschaft existieren ausgesprochene und unausgesprochene Normen über die „richtige“ Bewältigung von kritischen Lebensereignissen. Je nachdem welche Formen der Trauer, aber auch der Hoffnung und Freude die betroffene Person zeigt, reagieren andere Menschen darauf mit Verständnis und Unterstützung oder aber mit schroffer Ablehnung. Von besonderer Bedeutung ist insbesondere die zeitliche Dauer des Verarbeitungsprozesses. Es herrschen ganz bestimmte, unausgesprochene Normen darüber, wie lange beispielsweise die Trauerphase nach einem Todesfall dauern darf oder sogar muß. Wird diese Zeit überschritten, verliert der Trauernde schnell einmal die Sympathie seiner Mitmenschen.

Genauso räumt man einer Migrantenfamilie im allgemeinen eine bestimmte Phase der Orientierung und Eingewöhnung ein. Ist diese jedoch abgelaufen, erwartet man eine möglichst schnelle und reibungslose Anpassung, beispielsweise den Spracherwerb und eine Angleichung der Lebensgewohnheiten. Erfolgt dies nicht oder nur verspätet, wird den Migranten Unfähigkeit und mangelnde Bereitschaft zur Integration vorgeworfen. Daß solche negativen Reaktionen die Motivation der Betroffenen, sich aktiv mit den neuen Gegebenheiten ihres neuen Umfeldes auseinanderzusetzen, nicht gerade fördern, liegt auf der Hand. Häufig kommt es zu einer Art Rückzug auf eigene, mitgebrachte Lebensformen aus der Heimat und einer eigentlichen Verweigerungshaltung dem Neuen gegenüber.

Bei den Einheimischen wiederum löst dieses Verhalten Verachtung, Angst oder Aggressionen aus. Eine respektvolle, anerkennende Aufnahme andererseits und echtes Interesse für die Herkunft des Migranten kann die Überwindung der Trauer erleichtern. Von besonderer Bedeutung scheint mir dabei schon das bloße Akzeptieren von Gefühlen der Trauer über Verlorenes und Zurückgelassenes zu sein. Dies ist keineswegs selbstverständlich, gehen die Einheimischen doch davon aus, daß die Migranten freiwillig aus ihrem Land weggegangen seien, weil die dortigen Verhältnisse eben schlecht sind, die hiesigen dagegen unvergleichlich besser. Wozu also trauern, wenn man aus der Hölle ins Paradies kommt? Auch die Migranten selber gestehen sich solche Gefühle des Schmerzes und des Verlustes oftmals nicht ein, denn dadurch könnte ihre Entscheidung grundsätzlich in Frage gestellt werden. Solche verdrängten Gefühle äußern sich mitunter erst zu einem späteren Zeitpunkt in körperlichen Schmerzen und psychosomatischen Beschwerden. In Familien sind es oftmals die Frauen und Mütter, welche stellvertretend für die ganze Familie Trauerarbeit leisten, weil es ihnen aufgrund ihrer Sozialisation eher erlaubt ist, Schwächen zu zeigen. (Güç, 1990).

Der Migrationsprozeß läuft also im ständigen Wechselspiel zwischen Ansässigen und Neuzugezogenen ab, wobei sich beide Seiten gegenseitig beeinflussen und schließlich zu einer ganz spezifischen Form des Umganges miteinander finden. Ist dieser erst einmal eingeschliffen und festgelegt, ist eine Veränderung oftmals nur noch schwer möglich. Ich möchte im folgenden Kapitel auf einige spezifische Lebenserfahrungen und psychische Grunddispositionen eingehen, welche viele Kosovo-Albaner mitbringen und die ihre Art, wie sie mit dem kritischen Lebensereignis Migration umgehen, mitbestimmen. In Kapitel drei sollen dann die Reaktionsmuster thematisiert werden, welche die Schweiz als Antwort auf das gezeigte Verhalten der Kosovo-Albaner bereithält.

In diesem Zusammenhang soll noch einmal betont werden, daß es sich dabei um allgemeine Tendenzen handelt, die zwar beobachtet werden können, aber keinesfalls jeden Einzelfall umfassend beschreiben. Die folgende Aussage von Herzka (1989) bezieht sich speziell auf Flüchtlinge, hat meiner Meinung nach aber genauso Gültigkeit für Arbeitsemigranten.

Bei allen wichtigen Analogien der Auswirkungen von Verfolgung darf man die existentiellen Unterschiede verschiedener Flüchtlings- und Exilsituationen nicht übersehen oder verharmlosen. (Herzka, 1989a, S.6).

Auf Seiten der Albaner wie auf Seiten der Schweizer unterscheidet sich jedes Individuum in größerem oder kleinerem Masse von den hier beschriebenen Schemata, und sein Verhalten kann demjenigen der Mehrheit sogar gänzlich zuwiderlaufen.

2.3. Bewältigungsformen der Migration

Im vorgehenden Kapitel wurde bereits angesprochen, welche tiefgreifende Bedrohung die Migration für die Identität eines Menschen bedeuten kann. Mit dem Verlassen der Heimat müssen nicht nur sämtliche freundschaftlichen und familiären Beziehungen aufgegeben werden, sondern auch eine ganze Reihe von Sicherheiten und Gewohnheiten, die bislang als selbstverständlich galten. Ich möchte deshalb den Migrationsprozeß im folgenden unter diesen beiden Aspekten betrachten, nämlich unter demjenigen des *Verlustes der Selbstverständlichkeit der eigenen Ich-Identität* und demjenigen des *Verlustes von ursprünglichen Bindungen und Beziehungen*.

2.3.1. Der Verlust der Selbstverständlichkeit der eigenen Ich-Identität

Im Laufe unserer Kindheit und Entwicklung, aber auch durch die Erfahrungen, welche wir im späteren Erwachsenenleben machen, bilden wir uns ein inneres Bild von uns selber aus, das wesentlich davon mitgeprägt ist, wie uns die anderen sehen. Nicht nur Kinder, auch Erwachsene brauchen ein bestimmtes Maß an Bestätigung dafür, daß sie so, wie sie sind, „richtig“ sind, daß man ihre Äußerungen erkennt und versteht, auch wenn sie vielleicht nicht immer alle gutgeheißen werden. Kohte-Meyer (1993) spricht von einem sozialen Über-Ich, welches das Verhalten der Menschen in einem gemeinsamen Kulturbereich regelt. Die Anpassung an dieses soziale Über-Ich ermöglicht es einem Menschen, in den meisten Situationen ohne groß nachzudenken, ganz intuitiv diejenige Verhaltensweise aus seinem Repertoire auszuwählen, welche auch von seinen Mitmenschen als angemessen empfunden wird. In einer anderen Umgebung sind auch diese Über-Ich-Strukturen anders geprägt. Gerade weil es sich dabei um unbewußte Vorstellungen und Normen handelt, kann die fehlende Übereinstimmung derselben große Ängste auslösen und die Ich-Identität in Frage stellen.

Ich vermute daß diese heftigen Ich-Erschütterungen so weit gehen können, daß neurotische Symptomatik die Folge sein kann, wenn nämlich dem Ich die bestätigende Spiegelung im Umfeld fehlt oder dem Ich „Bewußtheit“ und Verfügbarkeit von Wissen und Phantasie verlorenging. (Kohte-Meyer, 1993, S.123).

Tselikas (1986) unterscheidet zwischen *individueller* und *sozialer Identität*. Letztere wird im wesentlichen von der gesellschaftlichen Mehrheit geprägt und hat etwas mit der spezifischen Position zu tun, die ein Individuum in der Gesellschaft innehat. Kosovo-albanische Familien bilden in der Schweiz eine Minderheit, welcher eine Position am untersten Ende der sozialen Rangordnung zugewiesen wird. Diese Tatsache hat natürlich einen prägenden Einfluß vor allem auf die Kinder, deren Identitätsbildung erst im Gange ist. Auch wenn sie von zu Hause erfahren, daß die eigene Kultur und Lebensart wertvoll und sogar moralisch höherstehend ist als diejenige der Schweizer, erleben sie doch in ihrer täglichen Umgebung die umgekehrte Bewertung durch die schweizerische Mehrheit. (Auf das besondere Problem der sozialen Diskriminierung wird in Kap. 3 und 4 näher eingegangen.)

Am deutlichsten sicht- und erfahrbar wird die fehlende Übereinstimmung des Migranten mit seiner Umwelt natürlich an der Sprache. Sprache ist das grundlegendste, wichtigste Mittel, über das wir mit anderen Menschen in Kontakt treten können. Sie ermöglicht es zwei Menschen, ihr Verständnis von der Wirklichkeit miteinander zu teilen, Erfahrungen auszutauschen, zukünftige Handlungen abzusprechen und somit der Alltagswelt einen gemeinsamen

Sinn zu geben. (Berger & Lukmann, 1989). Wo es keine gemeinsame Sprache gibt, gibt es auch keine gemeinsame Verständigung, von ganz elementaren Wunschaussagen vielleicht einmal abgesehen.

Für die Menschen aus Kosovo-Albanien hat ihre eigene Sprache eine ganz besondere Verbindung mit ihrer persönlichen und sozialen Identität. Da das Albanische von den jeweiligen Machthabern immer wieder unterdrückt wurde, bedeutet es für sie eine eigentliche Sprache des Widerstandes. Somit existieren für sie zwei grundsätzlich verschiedene Sprachsituationen: Das Serbische, welches man in öffentlichen Situationen sprechen muß und das Albanische, das man im privaten Rahmen zu Hause oder unter Freunden spricht. Grundsätzlich kann man davon ausgehen, daß jeder albanische Erwachsene und jedes ältere Kind bei der Migration in die Schweiz zweisprachig ist. Ich vermute, daß die Kosovo-Albaner aufgrund vorgängiger kollektiver Erfahrungen besonders sensibilisiert sind auf den Gebrauch von Sprache, insbesondere dort, wo er zu Machtzwecken eingesetzt wird.

In der Schweiz treffen die Albaner auf eine wahrhaft babylonische Sprachsituation: Im alltäglichen, nachbarschaftlichen Kontakt mit Schweizern (sofern ein solcher überhaupt stattfindet) wird schweizerdeutsch gesprochen. Auch die Kinder müssen diese Sprache als erstes erlernen, wenn sie Beziehungen zu Gleichaltrigen aufbauen wollen. Manche albanische Familien wohnen aber auch in Gegenden mit einem sehr hohen Ausländeranteil, wo sich das Italienische als eigentliche Sprache der nicht-schweizerischen Subkultur entwickelt hat. Am Arbeitsplatz des Vaters wird mitunter ebenfalls Schweizerdeutsch, eher noch aber Italienisch gesprochen. Viele Kosovo-Albaner erlernen deshalb zunächst diese Sprache wenigstens bruchstückhaft, zumal zwischen dem Italienischen und dem Albanischen auch eine sprachliche Verwandtschaft besteht. Die teilweise Identifikation mit den Italienern, welche in der sozialen Rangordnung der Fremdarbeiter zwar weit höher stehen, aber doch gewisse Gemeinsamkeiten mit den von zu Hause gewohnten Lebensformen haben, erleichtert diesen Spracherwerb vermutlich zusätzlich.

Strebt ein albanischer Migrant einen, irgendwie gearteten, sozialen Aufstieg an, so ist das Erlernen des Hochdeutschen unerlässlich. Im schriftlichen Verkehr mit Behörden, Vermietern und Arbeitgebern braucht er diese Sprache ebenso, wie um sich die nötigen Informationen zu beschaffen, um sich sozial besser orientieren und integrieren zu können. Die gleiche Sprache müssen auch seine Kinder in der Schule gewissermaßen als dritte Fremdsprache erlernen. Zu Hause wird weiterhin das Albanische gepflegt, als Sprache der inneren, privaten Welt, die mit der feindlichen, äußeren nichts zu tun hat.

Die eigene Sprache, die Mutter-Sprache wird niemals so stark libidinös besetzt, als wenn man in einem Land lebt, in dem eine andere Sprache gesprochen wird. All die Kindheitserfahrungen, die Erinnerungen und Gefühle hinsichtlich der ersten Objektbeziehungen sind an Sprache gebunden und durchtränken sie mit besonderen Bedeutungen. (Grinberg & Grinberg, 1990, S. 102).

Viele albanische Frauen, die keine feste Arbeitsstelle haben, lernen kaum Deutsch. Einerseits weil ihnen die dazu nötigen, sozialen Kontakte fehlen und ihr Alltag keine augenscheinliche Dringlichkeit dafür bietet, andererseits weil ihnen im Rahmen des familiären Systems die Aufgabe zufällt, die emotionalen Bindungen zur Heimat aufrechtzuerhalten. Wegen mangelndem Schulbesuch fällt schließlich manchen von ihnen das Lesen und Schreiben schon in der eigenen Sprache recht schwer, so daß ein Fremdspracherwerb im Rahmen von konventionellem Unterricht äußerst beschwerlich ist.

Was hier am Beispiel der Sprache beschrieben wurde, äußert sich jedoch auch in vielen anderen Bereichen, sei es in den Essgewohnheiten, in der Kleidung, in Körperhaltung und Ausdruck und vielen, subtilen Äußerungen und Verhaltensweisen, die selten bewußt sind, ihre Wirkung aber um so direkter entfalten. Jeder alltägliche zwischenmenschliche Kontakt im neuen Land kann somit eine Verunsicherung oder Kränkung beinhalten, denn das eigene Menschsein wird nicht mehr selbstverständlich gespiegelt (Katz-Bernstein, 1994). Auch wenn es noch nicht einmal Ablehnung, sondern nur Staunen und Befremden hervorruft, bedeutet es doch ein Infragestellen der eigenen Existenz.

Die sprachliche und kulturelle Distanz fühlt sich als eine bedrohliche Realität an: Wo sie (die Migranten, Anm. der Verf.) vorher mit dem Selbstverständnis der eigenen Kultur und der eigenen Sprache lebten, erleben sie die gleiche Kultur als fremd, deplaziert, nicht zur Norm passend, die Alltagsorientierung enorm erschwerend. (Katz-Bernstein, 1994, S. 162).

Für Menschen, die sich bisher nicht gewohnt waren, groß über ihre eigene Identität und die ihnen entsprechende Lebensform nachzudenken, und denen auch wenig differenzierte Alternativen vor Augen standen, bedeutet dies eine enorme Verunsicherung. Wie bereits beschrieben wurde, beinhaltet die traditionelle albanische Kultur ein in sich geschlossenes System von Normen, Werthaltungen und Verhaltensvorgaben, die wenig individuellen Spielraum zuließen und nur geringen Wandel erlebten. Dadurch erfuhr das einzelne Individuum ein hohes Maß an gefühlsmäßiger Sicherheit, welches mit der Migration ganz plötzlich zusammenfällt. Die große (vermeintliche) Liberalität und Pluralität in der Schweiz, die alle möglichen Lebensformen zuläßt, bloß (wie es scheint) ihre eigene nicht, erleben viele neu zugewanderten Albaner zunächst als Bedrohung.

Wie bereits erwähnt, besteht die naheliegendste Reaktion der Albaner in Zeiten der Bedrohung in einem Rückgriff auf das traditionelle soziale und familiäre Beziehungsnetz. Dort kann man sich substantielle Unterstützung und emotionalen Rückhalt holen, um so den eigenen Ängsten zu begegnen, seien diese realer oder imaginierter Natur. Gerade dieses Netz besteht aber in der Fremde nicht mehr oder nur noch sehr unvollständig.

Der institutionelle Halt fester Ordnungen, die personifizierten Autoritäten, das soziale Netzwerk, die in der Heimat einen sicheren Boden für soziales Handeln gaben und für ein sicheres, kontinuierliches Selbstgefühl sorgten, entfallen. Der Familienclan, wichtiger Angelpunkt für die Organisation des Alltags, kann nicht mehr selbstverständlich als Bezugsrahmen benützt werden. Die Migration beschädigt seine Struktur und verändert seine Gestalt derart, daß er seine psychodynamische und soziale Funktionstüchtigkeit einbüßt. Die in der Heimat verinnerlichten Denk- und Verhaltensmuster, deren sich das Individuum bedient, um sich mit seiner Umwelt auseinanderzusetzen und bedrohliche Ängste und Triebimpulse zu kontrollieren, sind rissig geworden und für konstruktive Konfliktlösungen nicht mehr einsetzbar. (Hettlage-Varjas & Hettlage, 1989).

Allerdings sind in jeder menschlichen Entwicklung bereits solche Phasen der Verunsicherung und Desorientierung angelegt. Die wesentlichste Lebensaufgabe der Pubertät besteht darin, sich von der kindlichen Ich-Identität, welche im wesentlichen aus introjizierten Elternanteilen besteht zu lösen und in Übereinstimmung mit den jeweiligen kulturellen Vorgaben eine neue Identität auszubilden, welche stärker auf die Gemeinschaft hin orientiert ist, zusammen mit den individuellen Persönlichkeitsanteilen aber auch ein ganz spezifisches Eigenes bildet. *Aus dem von der Familie geprägten Individuum wird ein von der Kultur geformtes Individuum. (Erdheim, 1984, S. 338).*

In dieser individuellen Lebensphase des Wandels ist auch ein potentieller gesellschaftlicher Wandel angelegt, weshalb viele Kulturen auf diesen Prozeß mehr oder minder Einfluß zu nehmen versuchen. Die Schweiz gehört zum Kulturkreis der sogenannten *heißen Kulturen* welche das Potential dieses persönlichen Wandels beim einzelnen Menschen dazu nutzen, um die wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung voranzutreiben. (Erdheim, 1984). Allerdings sind auch bei uns institutionelle Mechanismen vorgesehen, die diesen Wandel in den gesellschaftlich erwünschten Bahnen zu halten versuchen. Dazu gehört beispielsweise der lange und intensive Schulbesuch.

In sogenannten *kalten Kulturen* dagegen, zu welcher die albanische sicher gezählt werden kann, besteht die Bestrebung, diesen Wandel möglichst gering zu halten, um eine größtmögliche gesellschaftliche Kontinuität zu erhalten. Dies wird durch gewisse Initiationsriten (z.B. Beschneidung) zu erreichen versucht, aber auch durch die starke Einbindung des jungen Menschen in die familiären Autoritätsstrukturen.

Diese Verankerung (kultureller Normen, Anm. der Verf.) im Unbewußten ist jedoch nur insofern möglich, als es gelingt, die Strukturen der frühen Sozialisation in der Familie zu reaktivieren und diese Bindungen auszunützen, um die gesellschaftlichen Normen an die frühen Repräsentanten der ersten Bezugspersonen zu knüpfen. Allerdings kann sich die so erreichte Stabilität unter dem von außen kommenden Druck zum Kulturwandel leicht in eine Sprödigkeit verwandeln, die das Individuum einer geradezu unerträglichen Zerreißprobe aussetzt. (Erdheim, 1984, S. 292).

Dieser Druck wird bei der Migration, die ja auch einen Wechsel von einer kalten in eine heiße Kultur beinhaltet, natürlich noch verstärkt. Es könnte sein, daß dabei ungelöste ödipale Konflikte reaktiviert werden. Vielleicht liegt hier mit ein Grund für die teilweise beobachtete, erhöhte Aggressivität albanischer Knaben und Jugendlicher (Siehe Kap. 4). Ardjomandi (1993) weist in seinem Artikel darauf hin, daß der ödipale Konflikt im persisch-sprachigen Raum mit einer ganz spezifischen Abwehrkonstellation bewältigt wird, nämlich dem Respekt der Söhne gegenüber den Vätern und der Wahrung der Etikette. Diese Lösung, die Bindung der Aggressivität im Respekt, hat die Funktion einer Bewältigung der Kastrationsangst. Auch in albanischen Familien ist die Beziehung zwischen Vater und Sohn traditionellerweise von Respekt und zärtlichem Stolz geprägt, so daß ähnliche Muster bei der Bewältigung des ödipalen Konfliktes vermutet werden können. In der neuen Umgebung mag dieser Konflikt erneut aufbrechen und wenn sich die aggressiven Impulse auch nicht unbedingt gegen den eigenen Vater zu richten wagen, so doch an dessen Repräsentanten.

Die Lebensphase der Adoleszenz, in der dieser Prozeß abläuft, ist von großem inneren Aufbruch begleitet, denn die alten Sicherheiten der Kindheit gelten nicht mehr, und bevor das Individuum eine neue stabile Erwachsenenidentität gefunden hat, durchläuft es oftmals eine Reihe von Probeidentifikationen. Erikson (1966) spricht von einem *psychosozialen Moratorium*. Nun ist auch die Migrationserfahrung als solche in einem gewissen Sinne mit der Adoleszenz vergleichbar, denn hier wie dort geht es um ein Infragestellen von zu Hause übernommenen Werten und Vorstellungen und um die Ausbildung eines neuen stabilen Identitätsgefühl, welches frühere Introjekte mit neueren, stärker gesellschaftlich orientierten Ich-Anteilen verbindet. (Kohte-Meyer 1993). Mit diesem Umbau der eigenen Identität einher geht auch ein gefühlsmäßiger Ablösungsprozeß, der ein Verschieben, aber kein Aufheben des emotionalen Schwergewichtes von der Familie weg bedeutet. Jeder Ablösungsschritt des Kindes von den Eltern ist mit großen Ängsten verbunden. Winnicott (1953) beschrieb das *Über-*

gangsobjekt als eine der Möglichkeiten, die sich dem Kleinkind bieten, um sich von der Mutter zu lösen und trotzdem noch ein Stück emotionaler Geborgenheit zu erleben. Erdheim (1984) fordert, daß beispielsweise die Schule ein ebensolches *Übergangsobjekt* für Jugendliche bereitstellen sollte, um ihnen als Abwehr gegen die Verlustängste von der familiären Welt und gleichzeitig als Einführung in die gesellschaftliche Welt zu dienen.

Analog dazu sollte eigentlich auch Menschen, die in ein fremdes Land umziehen, ebenfalls ein solches *psychosoziales Moratorium* eingeräumt werden, welches den schrittweisen Aufbau einer neuen Identität ermöglicht, bevor die Konfrontation mit der vollen Härte der Realität erfolgt. Oder aber es müßte ein *Übergangsobjekt* zur Verfügung stehen, welches die Verarbeitung von Trennung und Verlust erleichtert und das Anknüpfen neuer Beziehungen anbahnt. Ansatzweise können Asylbewerberheime oder Emigrantenvereine eine solche Möglichkeit bieten. Allerdings besteht hier wiederum die Gefahr, daß die Mitglieder erneut in familienähnliche Strukturen eingebunden werden und die sukzessive Auseinandersetzung mit der neuen Umgebung unterbleibt.

Häufig erschöpft sich die Funktion der Assoziation von Migranten (Theatergruppen, Folkloregruppen, Kontaktgruppen) jedoch darin, kollektive Abwehr mit Hilfe von Idealisierungen und Ideologisierungen aufzubauen. Eine Brückenfunktion zum Gastland besitzen diese Verbände nur dann, wenn sie ihre Mitglieder aus der rückwärts gewandten Geschichte befreien. (Hettlage-Varjas & Hettlage, 1989, S. 46).

In Zürich existieren verschiedene albanische Exilorganisationen. Wie z.B. der albanische Elternverein. Inwieweit die oben genannte Problematik auf sie zutreffen, ist für Außenstehende nur schwer zu beurteilen.

2.3.2. Der Verlust von ursprünglichen Bindungen und Beziehungen

Neben der plötzlichen Konfrontation mit einer gänzlich fremden, unvertrauten Umgebung, das von manchen Autoren in Anlehnung an Ticho (1971) als sogenannter *Kulturschock* bezeichnet wird, bringt die Migration auch einen abrupten Abbruch von primären Beziehungen mit sich. *Dieser Bruch kann verglichen werden mit einer ausgedehnten Abwesenheit des vom Kind benötigten Objekts. (Grinberg & Grinberg, 1990).* So wie eine langfristige Trennung von der Mutter für das kleine Kind traumatische Folgen haben kann, können auch durch die Migration starke Verlassenheits- und Verlustängste auftreten. Verschiedene Autoren (Kohte-Meyer, 1993, Grinberg & Grinberg, 1990) vergleichen deshalb die Auswirkungen der Migration mit einem Trauma. Damit ist nicht nur ein akutes Ereignis gemeint, welches die psychischen Kräfte eines Individuums bis an die Grenze fordert oder sogar überfordert, sondern auch eine längerdauernde Folge von Ereignissen, die nur schwer zu verarbeiten und zu integrieren sind.

Der Migrationsprozeß muß als ein Trauma angesehen werden, der das Ich herausfordert zu Kompensationen und Anpassungsleistungen, zum Bewältigen vieler schmerzlicher und ängstigender Gefühle. Die traumatische Erschütterung des Ichs beinhaltet und erfordert eine Neuorientierung der Ich-Identität, über die übliche lebenslange Aufgabe der Identitätsbildung und -veränderung hinaus. . . (Kohte-Meyer, 1993, S. 128).

Eine der Grundannahmen der Psychoanalyse besteht darin, daß jedes derartige Erlebnis eine Reaktivierung von frühen, unbewältigten Konflikten beinhalten kann. Die Art und Weise, wie ein Individuum mit schwierigen und schmerzhaften Erfahrungen umgeht, hängt deshalb stark

von seiner psychischen Prädisposition ab. Grinberg & Grinberg (1990) folgen dieser Argumentation und schreiben, daß eine Migration um so konfliktreicher verläuft, je intensivere oder häufigere Trennungserfahrungen ein Mensch in seiner Kindheit bereits gemacht hat. Natürlich läßt sich das Ausmaß der Problematik einer Trennung nicht nur von äußeren Faktoren bestimmen, sondern dieses hängt immer auch vom individuellen Erleben des betroffenen Menschen ab. Im allgemeinen kann jedoch vermutet werden, daß im Rahmen des traditionellen, albanischen Familienlebens derartige Trennungserfahrungen eher selten vorkamen. Vor diesem Hintergrund müßte eigentlich angenommen werden, daß emigrierende Erwachsene über gute Voraussetzungen für die Verarbeitung der Migration verfügen.

Andererseits kann man aber auch annehmen, daß die erfolgreiche Bewältigung von Krisen und Konflikten das Kind auch in die Lage versetzt, spätere derartige Erfahrungen problemloser zu verarbeiten. Für einen erwachsenen Menschen, der sich zum ersten Mal in seinem Leben einer wirklichen physischen und psychischen Trennung von seinen ursprünglichen Beziehungspersonen ausgesetzt sieht, und der auf keine diesbezüglichen Erfahrungen aufbauen kann, mag dieses Ereignis außerordentlich beunruhigend sein. Auch wenn die bewußten Ich-Funktionen dadurch kaum beeinträchtigt werden, kann es doch massive, unbewußte Ängste, aber auch Schuldgefühle auslösen, die den Menschen völlig unerwartet treffen. Dieser Vorgang läßt sich in gewisser Weise mit einer Kinderkrankheit vergleichen, die im Erwachsenenalter ungleich schwerer abläuft als in der Kindheit.

Wie immer auch die oben aufgeworfenen Frage beantwortet wird, ist es eindeutig, daß jeder Verlust von geliebten Objekten einen Trauerprozeß auslöst, der auch die Trauer um verlorene Anteile des eigenen Selbst beinhaltet. Nicht immer wird diese Trauer allerdings aktiv und bewußt verarbeitet, oftmals wird sie auch durch intensive, äußere Betriebsamkeit verdrängt. Gleichzeitig stellt die ungeklärte, unsichere Situation im neuen Land die Migranten auch vor eine mannigfache Reihe von akuten Aufgaben und Problemen, die ihre ganze Aufmerksamkeit und Energie dermaßen in Beschlag nehmen, daß für regressive Tendenzen schlicht kein Raum mehr bleibt.

Wir nannten dieses Bild das Symptom der „übergangenen Trauer“: Sie scheint erst dann aufzukommen, wenn jegliche manische Abwehr erschöpft ist, die während der ganzen Zeit verwendet wurde, um die erzwungene Anpassung durchzusetzen und aufrechtzuerhalten. Gelegentlich kann die „übergangene Trauer“ ersetzt werden durch eine somatische Äußerung wie beispielsweise Herzinfarkt, Magengeschwür usw. Dies sind häufige Symptome des zweiten oder dritten Migrationsjahres. (Grinberg & Grinberg, 1990, S. 106).

Mitunter wird die Trauer in einer Migrantenfamilie auch gänzlich aufgeschoben und von der Eltern an die Generation der Kinder delegiert. So können noch in der zweiten oder dritten Generation zunächst unerklärliche Symptome von Depressivität oder psychischer Desorientierung auftreten, die sich erst durch genauere Abklärung als eine unbewußte Übernahme der unerledigten Trauer der Eltern um die verlorene Heimat herausstellen.

Eine weitere Möglichkeit, um den Trennungsschmerz zu überwinden und der psychischen Überforderung in der neuen Umgebung zu begegnen, besteht in einer Spaltung oder Dissoziation zwischen Heimat und Fremde, Vergangenheit und Gegenwart, dem gewohnten Ichgefühl und den unvertrauten Umweltreizen. Dabei können beide Bereiche nicht mehr gleichwertig nebeneinander bestehen bleiben, sondern der eine wird zugunsten des anderen abgewertet und verdrängt. Entweder wird die Schweiz als neues Gastland idealisiert und die alte Heimat er-

scheint nur noch als schlecht, rückständig und minderwertig. In diesem Fall wird sich der Migrant bemühen, sich möglichst schnell zu integrieren und diejenigen Verhaltensweisen zu übernehmen, die er als typisch und wichtig für die Schweiz erachtet.

Die einseitige Idealisierung der heimatlichen Kultur beruht in diesem Fall auf der umgekehrten Reaktion. Die neue Umgebung wird nur noch als feindlich und bedrohlich erlebt, sämtliche positiven Gefühle richten sich nach rückwärts und innen, auf den Kreis vertrauter Familienangehöriger oder Angehöriger der gleichen Volksgruppe. Die eigene Kultur und Lebensweise wird als weit überlegen und moralisch höher stehend empfunden, schweizerische Bräuche und Gepflogenheiten erscheinen dagegen als dekadent und verwerflich. Diese Haltung findet sich bei albanischen Migranten der älteren Generation recht verbreitet. Nach außen arrangiert man sich irgendwie mit den äußeren Notwendigkeiten, ohne sich aber innerlich davon berühren zu lassen. Die im Kosovo seit Alters her stark verbreitete, strikte Trennung zwischen Innen und Außen kommt dieser Tendenz noch entgegen. Der Versuch, die materiellen Möglichkeiten in der aktuellen Situation optimal auszunützen und zu profitieren, wird innerlich legitimiert durch die Verwerflichkeit der hiesigen Kultur. In diesem Fall besteht die Gefahr, daß große Teile der schweizerischen Bevölkerung und insbesondere die hiesigen Behörden im psychischen Erleben dieser Menschen mit der verhaßten serbischen Besatzung gleichgesetzt werden. Diese feindseligen Gefühle haben ihren Grund in entsprechenden Erfahrungen im Kosovo.

Dort, wo ethische Grundsätze verletzt worden sind, ist der Sinn der Würde und des Anstandes dermaßen verletzt, daß nur die nackte Existenz zählt, der alltägliche Kampf um die Gewährleistung der eigenen Bedürfnisse nach Nahrung, Besitz und Sicherheit. (Katz-Bernstein, 1995, S. 163).

Bis zu einem gewissen Grade sind alle oben beschriebenen Reaktionen nachvollziehbar und kommen bei jedem Menschen in der einen oder anderen Form vor. Entscheidend ist allerdings, wie lange und dauerhaft ein Migrant darin verharrt und ob später eine Weiterentwicklung in Richtung auf eine flexiblere Auseinandersetzung mit der neuen Umwelt hin möglich ist. Die Migration ist kein einmaliger Akt, der mit der Umsiedlung in die Schweiz abgeschlossen wäre, sondern ein längerdauernder Prozeß.

Grinberg & Grinberg (1990) beschreiben die Verarbeitung der durch die Migration implizierten Trauer in drei Phasen. 1. Einer Phase intensiven Schmerzes, der meistens in einer der oben beschriebenen Formen abgewehrt wird. 2. Einer Phase, in welcher der verdrängte Schmerz wiedererwacht und nach Verarbeitung drängt. 3. Einer Phase, in welcher die Lust an einer aktiven Teilnahme an der Gegenwart wiedererwacht und neue, konkrete Zukunftsperspektiven eröffnet werden.

Die Problematik der Separation ist keine außerordentliche, migrationsspezifische Erfahrung, sondern grundsätzlich in jeder menschlichen Entwicklung angelegt, weshalb die Kindheit auch als ein kontinuierlicher Prozeß der Ablösung von den primären Bezugspersonen angesehen werden kann. Grinberg & Grinberg (1990) beschreiben die psychische Entwicklung des Menschen als migratorische Erfahrung. Umgekehrt kann auch die Migration aus dem Blickwinkel bestimmter kindlicher Lebensphasen gesehen werden. Von Bedeutung ist jedoch, welche dieser Lebensphasen gewählt wird. Die erwähnten Autoren legen den Schwerpunkt ihrer Erläuterungen auf die prägenden Erlebnisse der frühen Kindheit. Erdheim (1984) betont da-

gegen die große Bedeutung der Pubertät für die vollständige Persönlichkeitsentwicklung des Menschen. In der Pubertät werden zwar frühkindliche Konflikte neu aufgelegt, ihre Ausgestaltung und weitere Verarbeitung hängt aber in gleichem Ausmasse von den inzwischen erworbenen Fähigkeiten des jungen Menschen ab, wie auch von den Möglichkeiten, die Familie und Gesellschaft ihm zur Verfügung stellen, diese Fähigkeiten einzusetzen und weiter auszubilden.

Ich vermute, daß die spezifischen innerpsychischen Bewältigungsstrategien für albanische Frauen und Männer wegen der unterschiedlichen Sozialisation nicht unbedingt die selben sind. Während junge Mädchen bei der Heirat eine Trennung von der Ursprungsfamilie erleben und im Laufe ihrer Kindheit wahrscheinlich bewußt oder unbewußt auf diesen Moment vorbereitet wurden, bleiben die Männer ihrer Herkunftsfamilie zeitlebens intensiv verbunden. Das Verlassen der Eltern, die ja in den meisten Fällen zu Hause im Kosovo bleiben, mag darum mit starken Schuldgefühlen verbunden sein. Die erheblichen, finanziellen Zahlungen an die Verwandten in der Heimat kann unter diesem Aspekt auch als Kompensation für diese Schuldgefühle angesehen werden. Es handelte sich in diesem Falle um ein buchstäbliches Loskaufen von der Schuld, die Mutter verlassen und den Vater entthront zu haben. Die ärmlichen, beengten Verhältnisse, in denen manche albanischen Familien hier trotz besseren, finanziellen Möglichkeiten leben, mögen ihre Wurzeln nicht nur in einer möglichst großen Angleichung an die heimatlichen Zustände haben, sondern lassen auch etwas den Charakter von Selbstbestrafung anklingen.

Wenn die Erfahrung der Migration schon in Verbindung mit bestimmten Phasen der kindlichen Ablösung gebracht wird, muß auch betont werden, daß diese ja nicht nur aus passiven Verlassenheits- und Bedrohungsängsten besteht, sondern daß jedes Kind auch aktive, expansive Wünsche hat, die es von der Mutter und später von der Familie wegstreben lassen. In der traditionellen, albanischen Familie werden aber gerade diese Wünsche tendenziell eher unterdrückt oder zumindest wenig unterstützt. Hettlage-Varjas & Hettlage (1989) setzen den Prozeß der Migration in Beziehung mit dem von Mahler, Pine & Bergmann (1980) entworfenen Konzept des Separations- und Individuationskonfliktes in der Kindheit. Das Gastland spielt in diesem Falle die Rolle des Dritten in der Triangulierung.

Die erste Triangulierung spielt sich in den ersten Lebensmonaten ab, wenn der Vater in die Mutter-Kind-Dyade miteinbezogen wird und das Kleinkind seine ausschließliche Bezogenheit auf die Mutter allmählich aufgibt. Boothe (1993) erwähnt eine Reihe von weiteren Triangulierungsphasen, die sich im Laufe der Entwicklung des Kindes abspielen, und die eine sukzessive Erweiterung seines Bezugsrahmens beinhalten.

Die größte und höchst konsequenzenreiche Neuigkeit der genitalen Phase, nach Entwicklung des Über-Ichs und nach Eintritt der sexuellen Reife in der Pubertät, ist die Fähigkeit, sich dem Dritten als dem Neuen und Fremden in einladender Weise aktiv nähern zu können. Diese fünfte trianguläre Konstellation bezeichne ich als „den Entwurf des Anderen“. (Boothe, 1993, S. 301).

Wenn sich schon das kleine Kind damit, daß es im Spannungsfeld zwischen zwei Menschen lebt, im Grunde genommen in einer Position zwischen zwei Kulturen befindet (Herzka, 1989b) bedeutet dies die Chance, daß es lernt, unterschiedliche Lebensauffassungen und Verhaltensweisen gleichwertig nebeneinander bestehen zu lassen und für sich selbst die jeweils gültige Synthese daraus zu bilden.

Diese Leistung, die Spannung der Triangulierung auszuhalten und durch den Bezug der eigenen, autonomen Position zu verbinden, ist die Grundlage der Dialogfähigkeit, die Fähigkeit, Positionen einen Spielraum und Relativität zu verleihen. (Katz-Bernstein, 1995, S. 171)

Im Laufe der Migration wird diese Fähigkeit allerdings einer harten Probe unterstellt. Hängt doch die Ausgestaltung einer solchen triangulären Beziehung wesentlich davon ab, wie sich die beiden Bezugspersonen zum Ich-Individuum verhalten. Da wäre zum einen das „Mutter“-land welches nur noch in introjizierten Bildern weiterbesteht und je nach dem die Erlaubnis zum Weggehen geben kann oder nicht. Auf der anderen Seite steht das Immigrationsland, das den Neuankommenden entweder freundlich und interessiert empfangen kann oder ihn aber feindselig abweist. Mit anderen Worten heißt das, daß die Problematik der Migration nicht einseitig den Migranten zugeschoben werden darf, sondern vor dem Hintergrund der Wechselseitigkeit gesehen werden muß.

Die äußeren Umstände beeinflussen substantiell die inneren Bedingungen für das Herangehen an die Migration wie auch den Charakter, den diese erhält, die Folgen und ihre mögliche Verarbeitung. (Grinberg & Grinberg, 1990, S. XIV).

Hettlage-Varjas & Hettlage beschreiben die Migration als einen Prozeß des Wandels, der nicht nur eine Umgestaltung der Persönlichkeit des Migranten sondern auch spezifische Veränderungen im Aufnahmeland beinhaltet.

Wandel trägt immer einen Doppelcharakter. Es wandelt sich nicht nur die hinzutretende Gruppe; es wandelt sich ebenso, auch wenn sie es nicht wahrhaben will, die Gastberggesellschaft. (Hettlage-Varjas & Hettlage, 1989, S. 32).

Dieser Wandel wird jedoch meistens nur unter der Perspektive eines Wandels bei den Migranten gesehen. Nach gängigen Theorien mündet eine positive Verarbeitung der Migration in einen wie auch immer gearteten Assimilations- oder Integrationsprozeß. Die Wahl des Begriffes ist nicht zufällig, denn hinter der wissenschaftlichen Beschreibung dieses Prozesses steht jeweils ein ganz bestimmtes Menschen- und Kulturbild. So impliziert etwa nach Hettlage-Varjas & Hettlage (1989) der Begriff der Akkulturation oder Assimilation eine Anpassung an gegebene Verhältnisse, die gleichzeitig ein Aufgeben der ursprünglichen Kultur beinhaltet. Dahinter steckt im Grunde genommen eine Ideologie, welche die Kultur der Anderen für minderwertig oder entwicklungsbedürftig hält und es darum naheliegend erscheinen läßt, daß sich Menschen aus einem „unterentwickelteren“ Kulturkreis der moderneren Kultur anpassen.

Infolgedessen wird der Fremde in erster Linie als Defizitträger gesehen, als einer der unsere Sprache nicht kann, unsere Normen und Regeln nicht kennt, eine schlechtere Ausbildung hat usw. Um dieses Defizit auszugleichen, bzw. als gleichwertiger Mitmensch anerkannt zu werden, bleibt nur die Möglichkeit, sich möglichst vollständig den hiesigen Normen anzugleichen. Dieser eingeengten Sichtweise der Migrationsproblematik fehlt sowohl die zeitliche Dimension als auch der wichtige Aspekt der Gegenseitigkeit. Hettlage-Varjas & Hettlage (1989) formulierten dagegen das *Konzept der kulturellen Zwischenwelt*.

Zwischenwelt meint jenen psychischen, sozialen und kulturellen Standort, den ein Mensch bezieht, wenn er unter dem Anspruch eines ganzheitlichen Lebensentwurfes versucht, gegensätzliche Lebenswelten, von denen er abhängig ist, zusammenzufügen.... Da jeder Mensch sein Verhältnis zu den erfahrenen Lebensformen laufend

ändert, ist das Konzept der Zwischenwelt weniger eine einmalige Zustandsbeschreibung, als ein Denk- und Handlungsprozeß. (Hettlage-Varjas & Hettlage, 1989, S. 38)

Die Entwicklung einer solchen Zwischenwelt verläuft in fünf Phasen, die nicht in linearer Abfolge stehen, sondern einem zyklischen Prozeß folgen, der auch einen Rückgriff auf bereits durchlaufene Phasen beinhalten kann. Dieser Prozeß läuft von einer *Phase der interkulturellen Orientierungslosigkeit (1)*, über eine *Phase des Verlustes und der Trauer (2)*, zu einer *Phase der reflektierten Neudefinition (3)* und schließlich einer *Phase der lebensgeschichtlichen Selbstverständlichkeit (4)*. Die letzte Phase, diejenige der *Bikulturellen Reminiszenz (5)*, ist erst den Mitgliedern der zweiten oder gar dritten Generation zugänglich. Dabei sind Aspekte der ursprünglichen und der neuen Kultur soweit verschmolzen, daß sie nicht mehr als getrennt erlebt werden. Die alte Heimat der Eltern lebt zwar in der Biographie der Familie weiter, das Identitätsgefühl basiert aber doch mehrheitlich auf einer Integration in die Kultur der neuen Heimat.

Der Aufbau einer neuen, integrierten Identität bedeutet auch eine Neudefinition der eigenen Existenz. Dies wiederum setzt die Wahrnehmung und Verarbeitung von Verlust und Trauer voraus, ein Bewußtmachen der eigenen Geschichte und ein Akzeptieren der Wandelbarkeit individueller wie kollektiver Lebensmuster. So kann es schließlich möglich werden, *daß der Verlust der Dorfgemeinschaft, des Clans, der Familie sich wenigstens teilweise durch die Chancen des Subjektseins kompensieren lassen. (Hettlage-Varjas & Hettlage, 1989, S. 45)*

2.4. Bedeutung der Migration für die Kinder

Die vorangegangenen Erläuterungen haben ihre Gültigkeit in erster Linie für erwachsene Migranten. Für Kinder stellt sich die Situation aus verschiedenen Gründen anders dar. Wenn sie zusammen mit ihren Eltern in die Schweiz übersiedeln, wird die Erfahrung der Trennung nicht so radikal sein. Zwar mögen auch Kinder den Kontaktverlust zu Freunden, Bekannten und Verwandten schmerzlich empfinden. Das Eingebettetsein in den familiären Bezugsrahmen erleichtert jedoch die Verarbeitung der Trauer um das Verlorene (Grinberg & Grinberg 1990). Zumindest für kleinere Kinder sind im Normalfall die Eltern diejenigen Personen, welche ihnen Sicherheit und Geborgenheit vermitteln und deren Präsenz und Verhalten maßgebend für ihr physisches und psychisches Wohlergehen ist. Ihre weitere, gesunde Entwicklung wird im wesentlichen davon abhängen, wie es den Eltern gelingt, die Migration zu verarbeiten und dem Kind die neue Umgebung in einem positiven, vertrauensvollen Sinn zu vermitteln. Nach Von Klitzing (1983) zieht eine unvollständige Verarbeitung des Migrationstraumas und die fehlende Integration vor allem auch der Mütter ernsthafte Konsequenzen für die Kinder nach sich.

Schwerwiegende frühkindliche Frustrationen und Störungen der Objektbeziehungen werden natürlich nicht nur durch reale, räumliche Trennung oder gar Verlust der Mutter verursacht. Ein wesentlicher ätiologischer Faktor solcher frühkindlicher Störungen stellt zweifellos die Verunsicherung der Mutter selber dar, welche wiederum durch soziale und kulturelle Unsicherheiten verursacht werden kann. Einer Frau, die selbst unter befriedigenden persönlichen Bedingungen lebt, eingebettet in die Sicherheit einer günstigen sozialen Umwelt, in der sie einen festen Platz hat und deren Normen- und Wertemuster sie kennt und auch bejaht, wird es in der Regel leicht fallen, diese ihre Sicherheit auch auf ihr Kind zu übertragen. (Von Klitzing, 1983, S. 159).

Obwohl der emotionale Rückhalt auch für ältere Kinder sehr wichtig ist, werden sie durch die Migration vor eine Reihe ganz konkreter Probleme gestellt. Ihre Schullaufbahn wird unterbrochen und sie müssen sich neben der neuen Sprache auch an einen gänzlich anderen Schul- und Lernstil gewöhnen. Die Verunsicherung in der neuen Lebensumgebung bringt sie zunächst in größere Abhängigkeit von den Eltern und erschwert oder verzögert den Ablösungsprozeß. Esser (1989) bezeichnet das Einreisealter des Kindes als wichtige Determinante für die Fortsetzung der Schulkarriere von türkischen und jugoslawischen Kindern in Deutschland. (Wobei eine erfolgreiche Schulkarriere sicher nicht das einzige Merkmal für eine gelungene mehrkulturelle Identitätsbildung und eine gesunde, psychische Entwicklung darstellt.) Die schweizerischen Bestimmungen verhindern es in den meisten Fällen, daß eine Familie als Ganze emigrieren kann. In vielen Fällen reist der Vater voraus und nimmt für einige Jahre eine Saisonierstelle ein. (Siehe Kap. 2.1.1.) Dies bringt mehrere Jahre der familiären Trennung mit sich. In vereinzelt Fällen kommt es auch vor, daß beide Elternteile zusammen emigrieren und die Kinder zu Hause in der Obhut der Großeltern oder anderer Verwandten lassen. Diese wachsen dann bei anderen Bezugspersonen auf, und wenn sie später zu den Eltern in die Schweiz nachgeholt werden, erleben sie diese als Fremde, zu denen sie kaum eine emotionale Beziehung haben. In albanischen Familien kommt diese Form der Migration allerdings seltener vor als beispielsweise in portugiesischen oder spanischen Familien. Die Vorstellung, daß eine verheiratete Frau außer Haus arbeitet, ist für traditionell denkende Albaner zumindest ungewohnt und gewinnt oftmals erst nach längerer Zeit in der Schweiz realistische Qualität.

Hingegen kommt es öfter vor, daß beim Familiennachzug, d.h. wenn die Ehefrau mit den Kindern zum vorausemigrierten Ehemann in die Schweiz übersiedelt, ein oder zwei Kinder bei Verwandten in der Heimat zurückgelassen werden. Im Rahmen des familiären Systems fällt diesen Kindern die Aufgabe zu, die Wurzeln in der Heimat aufrechtzuerhalten. Mitunter werden sie zu einem späteren Zeitpunkt aber dennoch in die Schweiz nachgeholt. Wenn dies erst in der Pubertät geschieht, haben diese Jugendlichen nicht nur Schwierigkeiten, sich ins Familienleben in der Schweiz einzufügen, sondern sehen sich auch vor großen Problemen bei der Berufswahl. Gerade an diesem Beispiel ist jedoch zu bedenken, daß bestimmte Symptome, wie z.B. eine verschärfte Ablösungsproblematik und Schwierigkeiten bei der Berufswahl, nicht immer eindeutig auf die Migration zurückzuführen sind, sondern in der Heimat genauso auftreten könnten. Nauck (1988) stellt in diesem Zusammenhang fest, daß die Migration generell alle Ereignisse in der Familienkarriere verzögert. Die Situation zurückgelassener oder verspätet nachgeholt Kinder läßt sich nicht pauschal beurteilen. Daher ist es von Fall zu Fall abzuklären, wie die jeweiligen Bedingungen des betroffenen Kindes genau aussahen und welche individuelle Bedeutung die Trennung für es hatte.

Das Alter des Kindes bei der Trennung, die Erfahrung des Kindes mit der Trennung, Art und Dauer der Trennung, das Geschlecht, das Alter, der Erziehungsstil der neuen Bezugspersonen, die Beziehung der Eltern zu diesen neuen Bezugspersonen und die Umgebung des Kindes während der Trennung sind einige der wesentlichen Momente, die ausschlaggebend für die weitere Entwicklung zurückgelassener Kinder sind. Die Kinder erleben genau wie ihre Eltern die mit der Trennung verbundenen Gefühle, wie Trauer, Wut, Verlassenheit und Verlassenheitsängste. (Güç, 1990, S. 91).

Dabei ist anzumerken, daß sich viele albanischen Eltern der Problematik einer solchen Trennung wenig bewußt sind. Sie empfinden sie zwar als schmerzlich; der Gedanke, daß eine zeitgebundene, räumliche Trennung eines Kindes von seinen Eltern auch für die Zukunft des

Kindes negative Folgen haben könnte, liegt jedoch weniger nahe, da die Vorstellungen über die kindliche Entwicklung weniger psychologisch gefärbt sind. (Dagegen werden die schädigenden Konsequenzen einer Scheidung ganz klar formuliert.) Die Feststellung, mit der von Schumacher (1989) Akpinar (1977) zitiert, gilt vermutlich auch für manche kosovo-albanische Migrantenfamilie:

Ausländische Eltern sind sich über die starke Belastung ihrer Kinder häufig nicht im klaren. Sie verdrängen viele Probleme aus Unsicherheit und der daraus resultierenden Angst, sie nicht bewältigen zu können. Diese Verdrängung ist oft der Grund für die Zerstörung von Ehen und Familien und für die mangelnde Sensibilität der Eltern gegenüber den Problemen der Kinder. Um den Familienzusammenhalt zu erhalten, wird die familienzusterstörende Realität ständig geleugnet. (Von Schumacher, 1989, S. 109, zit. nach Akpinar, 1977).

Häufig werden spezifische Probleme der Kinder, seien sie nun durch Trennungserfahrungen oder durch besondere, durch die Migration verschärfte, familiäre Spannungen verursacht, erst in der Schule augenfällig. In der Folge werden sie erst einmal den mangelnden Deutschkenntnissen, schlechtem Willen (und somit einer Charaktereigenschaft des Kindes) oder sogar irgendwelchen kognitiven Defiziten im weitesten Sinne zugeschrieben. (Siehe Kap. 4). Von Klitzing (1990) stellt eine Anhäufung psychischer Krisen und Symptome bei Ausländerkindern als Folge von gehäuften Trennungserfahrungen fest. Dagegen fanden Kreidt, Leenen & Grosch (1989) in einer Untersuchung bei türkischen Migranten in Deutschland, daß die Rate psychischer Erkrankungen und Auffälligkeiten statistisch nicht signifikant höher ist als bei der deutschen Bevölkerung aus einer vergleichbaren psychosozialen Schicht. Hingegen stellten sie pädagogisch relevante Auswirkungen fest, welche sich beispielsweise im oben beschriebenen Rahmen äußern können. Auch nach einer erfolgreichen Sozialisation während der Kindheit können in der Pubertät plötzlich akute Krisen als Spätfolge von familiärer Trennung auftreten. Von Klitzing (1990) sieht diese in erster Linie als eine Reaktivierung ödipaler Konflikte, welche während der Abwesenheit des Vaters ungelöst bleiben mußten.

Von der Psychoanalyse wissen wir, daß Kinder gerade im Vorschulalter wichtige emotionale Reifungsschritte vollziehen, die als Grundlage späterer, insbesondere auch sexueller Reifung bedeutsam sind. Diese Entwicklungen spielen sich im Rahmen der Familie ab. Hier stellen die Eltern wichtige Personen dar, mit denen es auch zu altersspezifischen Konflikten kommt, deren Lösung und Verarbeitung für das weitere Leben von entscheidender Bedeutung sind. Durch die migrationsbedingte Auflösung oder Veränderung familiärer Bezüge in diesem Alter (z.B. durch den Weggang des Vaters) können solche (ödipalen) Konflikte nur ungünstig oder gar nicht verarbeitet werden.... Während im Säuglings- und Kleinkindalter vor allem Mutter-Kind-Trennungen psychopathologische Bedeutung zugemessen werden, kann später auch die Abwesenheit des Vaters für das Kind besonders schwerwiegend sein. (Von Klitzing, 1990, S. 141).

Der Vollständigkeit halber ist noch anzumerken, daß es auch für kosovo-albanische Flüchtlingsfamilien keineswegs selbstverständlich ist, daß sie zusammen fliehen und in der Schweiz an selben Ort Aufnahme finden. Oftmals liegen hier besonders traumatische Trennungserfahrungen vor, die das individuelle Schicksal einer Familie prägen. Das schweizerische Saisonierstatut ist dagegen eine gesellschaftliche Bedingung, welche einer institutionellen Behinderung eines normalen, geregelten Familienlebens gleichkommt. Die Weigerung der schweizerischen Behörden, ausländische Arbeitnehmer mit ihren Familien in der Schweiz zusammenleben zu lassen, bedeutet nicht nur eine Einschränkung der Menschenrechte (weil die Schweiz die entsprechende UNO-Konvention auch nur mit Vorbehalt unterzeichnen konnte), sie bringt es auch mit sich, daß eine Gefährdung der psychischen Gesundheit von Tausenden von Kindern in Kauf genommen wird.

Manche Familienväter ertragen die Trennung von ihren Familien auf die Dauer nicht und holen ihre Kinder ohne Erlaubnis in die Schweiz, wie das folgende Beispiel aus dem Buch von Frigerio Martina & Burgherr (1992) zeigt.

Daut, Memedi (43), verheiratet, vier Kinder

„Eigentlich bin ich seit einem Jahr Jahresaufenthalter. Mein Gesuch, die Familie nachziehen zu lassen, wurde aber mehrmals abgelehnt. Meine Dreizimmerwohnung, hieß es, sei zu klein für vier Kinder. Ich habe lange eine größere gesucht - vergeblich. So habe ich die Hoffnung aufgegeben, meine Familie je legal zu mir holen zu können. Wenn die Situation im Kosovo ruhiger wäre, hätte ich wohl noch ein wenig gewartet. Doch ich könnte es nicht ertragen, meine Frau und meine Kinder allein im Bürgerkrieg zu lassen. Wie kann man denn noch ruhig sein, wenn man nie weiß, wie es ihnen geht? Daher habe ich zwei Kajütenbetten gekauft und meine Familie illegal in die Schweiz gebracht.“ (Frigerio Martina & Burgherr, 1992, S. 10)

Für die Kinder bedeutet das ein Leben in der Illegalität mit allen verheerenden Konsequenzen. Sie müssen sich verstecken, dürfen nicht nach draußen gehen und spielen, keine Kontakte haben zu anderen Kindern. Und sie leben in der ständigen Angst, entdeckt zu werden. Eine häufige Drohung heißt deshalb: „Wenn du nicht still bist, kommt die Polizei und holt dich.“ Eine schlechtere Bedingung für das Aufwachsen eines Kindes läßt sich eigentlich kaum denken. Abgesehen davon, daß der Alltag von ständiger Angst geprägt ist und praktisch jede Selbstäußerung unterbunden ist, das Kind sich also in seiner ganzen Existenz in Frage gestellt sieht, verkümmert auch die kognitive Entwicklung. Altersgerechte Lernerfahrungen in der näheren und fernerer Umgebung sind nicht möglich, ein Schulbesuch ist mit großen Risiken verbunden. Je nach Kanton haben die Schulbehörden sogar die Pflicht, illegal anwesende Kinder der Fremdenpolizei zu melden. Der Kanton Genf beispielsweise stellt das Recht auf Bildung eindeutig über die Ausländergesetzgebung und läßt alle Kinder einschulen, unabhängig davon, ob sie angemeldet sind oder nicht. Im Kanton Zürich stellt man sich auf einen ziemlich vagen Standpunkt: Die Lehrer sind zwar nicht verpflichtet, illegale Kinder anzuzeigen, die Gemeindeschulpflege sollte aber die fremdenpolizeiliche Anwesenheitsberechtigung bei einer Neuanmeldung für die Schule abklären (Frigerio Martina & Burgherr, 1992). Im zürcherischen Schulkreis Limmattal, der die Quartiere mit dem höchsten Ausländeranteil umfaßt, heißt es offiziell, daß die Ergebnisse derartiger Abklärungen nicht an Dritte, also auch nicht an die Fremdenpolizei weitergegeben werden.

Nach Frigerio Martina & Burgherr (1992) läßt sich die Anzahl der betroffenen Kinder in der Schweiz nur schwer bestimmen. Fachleute rechnen gesamtschweizerisch mit Zahlen gegen Zehntausend. Das Bundesamt für Justiz bestreitet jedoch, daß es um Tausende gehe.

Auch wenn die Kinder bei den Müttern im Kosovo bleiben, bedeutet die jahrelange Abwesenheit des Vaters eine empfindliche Schwächung des familiären Systems. Der Vater hat in der traditionellen albanischen Familie eine ganz wichtige Position. Er ist Autorität, Vorbild und Identifikationsfigur für die Knaben, gleichzeitig ist er diejenige Person, welche zwischen der Familie und der Außenwelt vermittelt. Er ist derjenige welcher die Familie nach außen hin schützt und vertritt. Ist seine Stellung nur noch in der Phantasie oder durch einen Stellvertreter besetzt, kann das Selbstwertgefühl und die Identitätsbildung der heranwachsenden Kinder beeinträchtigt werden. Die Funktion des Familienoberhauptes erschöpft sich dann in Geldzahlungen und einer formellen Entscheidungsgewalt, ist aber nicht mehr mit einer lebendigen Beziehung verknüpft. Bei einer späteren Familienzusammenführung muß das familiäre Hierarchiesystem unter Umständen erst neu etabliert werden.

Zunächst einmal hat der Ehemann, welcher bereits seit mehreren Jahren in der Schweiz arbeitete, seiner Frau und seinen Kindern einiges an Wissen im Umgang mit der schweizerischen Realität voraus. Dadurch verstärkt sich das Macht- und Kompetenzgefälle in der Beziehung zwischen den Eltern zusätzlich. Güç formulierte diese Tatsache, welche für kosovo-albanische und türkische Frauen wohl gleichermaßen gilt wie folgt: *Die Frau, die ihrem Ehemann nachreist, erlebt die frühere Ungleichheit zwischen ihrem Mann und sich durch dessen Erfahrungsvorsprung nur noch deutlicher.* (Güç, 1990, S. 91).

Manche Frauen beschränken ihr Leben in der Schweiz fast vollständig auf den häuslichen Bereich, zwischenmenschliche Kontakte finden nur innerhalb der Familie und Verwandtschaft, allenfalls noch zu einem weiteren Bekanntenkreis von emigrierten Kosovo-AlbanerInnen statt. Für die Kinder bedeutet dies, daß ihre Beziehung zur Mutter plötzlich sehr eng und exklusiv wird, was sie im Kosovo keineswegs immer war. In diesem Zusammenhang ist auch noch einmal auf die räumlichen Verhältnisse hinzuweisen: Im Kosovo ist es üblich, daß Kinder die meiste Zeit draußen spielen und dabei wichtige Lernerfahrungen machen. Auch wenn sie sich dabei weiter von der Mutter und dem Hause entfernen, bewegen sie sich dennoch im Aufsichtsbereich von Bekannten und entfernteren Verwandten. In der Schweiz dagegen, wo sie kaum jemanden kennen, erleben viele Mütter auch die unmittelbare Umgebung ihres Hauses als unheimlich und gefährlich. Sie lassen deshalb ihre kleineren Kinder nur ungern oder nur unter Aufsicht draußen spielen.

Die innerliche und äußerliche Ablösung von der Mutter ist deshalb für viele kosovo-albanische Kinder mit Schuldgefühlen verbunden, welche Knaben und Mädchen in unterschiedlicher Form zum Ausdruck bringen (siehe Kap. 4). Eine Hinwendung zur schweizerischen Kultur, der Erwerb der deutschen Sprache und bestimmter hiesiger Gewohnheiten wird dadurch natürlich ebenfalls konfliktrichtig. Durch den Schulbesuch sind die Kinder jedoch unweigerlich dazu gezwungen. Oftmals entsteht die Situation, daß die Kinder ihren Eltern im Gebrauch der deutschen Sprache schnell einmal überlegen sind. Dies bedeutet dann, daß sie bei allen möglichen, offiziellen Gelegenheiten für die Eltern übersetzen müssen. Sei das beim Arztbesuch, beim Gang auf die Behörden oder auch bei Lehrergesprächen. Diese Aufgabe wird mit Vorzug dem ältesten Sohn übertragen. Es kann aber auch ein Mädchen sein, welches sich besonders begabt für den Spracherwerb und entsprechende Übersetzungsdienste erweist.

Zwischen Vater und Kindern bedeutet diese Situation eine Hierarchieumkehr, die dem üblichen Familiensystem völlig zuwiderläuft. Um die „normale“ Ordnung wiederherzustellen, kann es deshalb vorkommen, daß ein Vater seine Autorität auf einem anderen Gebiet um so sichtbarer zum Ausdruck bringen möchte. Ich vermute daß die unterschiedliche Verteilung von Kompetenz und Wissen, aber auch von Hinwendung zur schweizerischen Kultur einen großen Anteil hat an den Spannungen in kosovo-albanischen Familien. Dem Kind bleibt in diesem Fall nur die Verweigerung, weiter zu lernen übrig (womit es aber in massiven Konflikt mit den Leistungsansprüchen von Schule und Eltern gerät), oder es muß sich enttäuscht von den als hilflos und inkompetent erlebten Eltern abwenden (Katz-Bernstein, 1995, Von Schumacher, 1989).

Bei aller Problematik, die sich durch die Migration vom Kosovo in die Schweiz ergeben mag, möchte ich doch darauf hinweisen, daß diese für viele Kinder auch eine große Chance darstellt. Für Kinder aus Familien, die politisch bedrängt und verfolgt wurden, bedeutet der Auf-

enthalt in der Schweiz zunächst einmal ein Wegfallen von unmittelbarer Bedrohung. Gesunde, kindgerechte Ernährungsmöglichkeiten und medizinische Betreuung sind hier selbstverständlicher zugänglich. Der Interessenschwerpunkt einer Familie kann sich vom unmittelbaren Überlebenskampf wieder auf weitere emotionale, materielle und intellektuelle Bedürfnisse richten. Das schweizerische Schul- und Bildungssystem stellt kosovo-albanischen Kindern grundsätzlich einige Möglichkeiten zur Verfügung, die sie bei der aktuellen Lage im Kosovo nicht haben. Und schließlich beschleunigt die Auseinandersetzung mit der hiesigen Kultur und Lebensweise den kollektiven, familiären und individuellen Wandel, der auch im Kosovo stattfindet. Inwieweit sich dieser Wandel als positive Weiterentwicklung herausstellt oder aber als folgenschwerer Verlust von inneren Strukturen der Sicherheit und Orientierung, hängt von der spezifischen Persönlichkeit jedes einzelnen Kindes und den besonderen Lebensumständen seiner Familie ab. Diese Lebensumstände werden wesentlich mitgeprägt von der Reaktion, mit welcher die schweizerische Bevölkerung der Ankunft und Präsenz der Kosovo-Albaner begegnet und den Möglichkeiten, welche sie ihnen offenläßt, die obengenannten Chancen auch tatsächlich wahrzunehmen.

3. Die Reaktion der Schweizer

3.1. Persönliche Erfahrung

Bevor ich auf die allgemeine Muster eingehe, mit denen die schweizerischen Bevölkerung auf die Anwesenheit kosovo-albanischer Menschen reagiert und versuche, mögliche Hintergründe dafür aufzuzeigen, möchte ich diesem Kapitel die Beschreibung einer persönlichen Erfahrung voranstellen.

Die Begegnung mit dem Fremden bündelte und konzentrierte sich für mich an einem ganz besonderen Tag, nämlich dem ersten Schultag unseres Sohnes. Wir begleiteten ihn an diesem Morgen. Schon auf dem Weg trafen wir seinen kosovo-albanischen Freund aus dem Kindergarten, der von seinem Vater auf dem Schritt in den neuen Lebensabschnitt begleitet wurde. Vater und Sohn waren sichtlich stolz über dieses Ereignis. Begeistert erzählten sie vom Urlaub im Kosovo und von den Ferien am Meer in Montenegro. Nur die Autofahrt sei so lang gewesen. Der Vater wünscht sich, daß seine Frau ebenfalls einen Führerschein erwirbt, damit sie sich bei der nächsten Fahrt ablösen können. Diese Vorstellung ist für kosovo-albanische Verhältnisse recht ungewöhnlich, ist mit dem Autofahren doch eine gewisse Autonomie verbunden, die Frauen traditionellerweise nicht zugestanden wird. Diese Familie wohnt jedoch seit längerer Zeit in der Schweiz und scheint recht gut integriert zu sein. Im unverbindlichen Gespräch mit dem Vater empfand ich das Gefühl von Fremdheit nicht mehr und nicht weniger als zu einem schweizerischen Bekannten.

Ganz anders war mein Empfinden, als ein anderer albanischer Vater mit seiner Tochter um eine halbe Stunde verspätet erschien. Der Unterricht, das heißt die ersten Kennenlernrituale, waren bereits in vollem Gange und wurden durch die Ankunft der beiden erst einmal unterbrochen. Vielleicht gab es gute Gründe für diese Verspätung, trotzdem hinterließ sie bei mir ein merkwürdiges Gefühl: „Wie kann man nur den ersten Schultag seiner Tochter derart unwichtig nehmen, daß man sich so stark verspätet?“ Was mag wohl die Lehrerin zu dieser ersten Begegnung mit der Schülerin und ihrem Vater gedacht haben? Eine Schweizer Familie hätte sich genauso gut verspäten können. Dennoch brachte ich diese kleine Normverletzung fast automatisch in Zusammenhang mit der Herkunft von Vater und Tochter und reihte sie ein in einen Katalog von halb-bewußten, übernommenen Vorurteilen.

Der erste Schulumorgen nahm seinen Lauf, und erst nach einer gewissen Zeit fiel mir eine stark gebaute Frau mit langem Rock und bunter Bluse auf, die auf dem Arm ein Kleinkind trug. Sie saß zuhinterst in der Ecke, und ich hatte den Eindruck, daß das ganze Geschehen für sie ziemlich verwirrend war. Als sich die Lehrerin mit ihren Mitteilungen an uns Eltern wandte, schien sie gar nicht richtig zuzuhören, da sie offensichtlich kaum Deutsch verstand. Anschließend erklärte ihr eine serbische Mutter die eben erhaltenen Informationen (Was ich allerdings nur vermute, da ich wiederum dieses Gespräch nicht verstand.) Ihr Sohn saß währenddessen im Trainingsanzug unter lauter fremden Kindern, die ihn offenbar vom Kindergarten her nicht kannten. Neben einer starken Fremdheit und Distanz empfand ich auch ein gewisses Mitleid dieser Frau und ihrem Sohn gegenüber, die in diesem Moment, der ja auch für Schweizer mit einer gewissen Aufregung und Unsicherheit verbunden ist, völlig hilf-

los erschienen. Dieses Mitleid könnte allerdings schnell einmal in ein Gefühl der Hilflosigkeit und Überforderung meinerseits übergehen, denn ich sah in der gegebenen Situation weder Veranlassung noch Möglichkeiten, um diese Frau zu unterstützen.

An diesen Beispielen spürte ich bei mir selber sehr deutlich die unterschiedlichsten Reaktionen, die sich aus der Begegnung mit dem Fremden ergeben können. Diese reichten von freundschaftlicher Annäherung über Irritation und Ärger bis hin zu Mitleid. Daß sich alle drei Episoden am selben Morgen ereigneten, mag einerseits zufällig sein, andererseits habe ich den Eindruck, daß sie mit der besonderen Situation des ersten Schulumorgens zu tun hatten. Dieser bedeutete auch für mich eine gewisse Verunsicherung, die mich wohl empfänglicher und sensibler machte für Signale des Fremden und Anderen. In dem ich mich davon abgrenzen konnte, fand ich ein Stück weit meine eigene Sicherheit und Identität als Mutter eines Schulkindes zurück.

Ich habe dieses Beispiel ausgewählt, weil es einen Teil meiner gefühlsmäßig erlebten Wirklichkeit widerspiegelt, der in den zahlreichen anderen Begegnungen mit Kosovo-Albanern, welche eher in einem „professionellen“ Rahmen stattfanden, weitgehend ausgeblendet blieb. Ähnlich wie wir in unserem Alltag zwischen Verstand und Gefühl hin und her pendeln und je nach Situation beiden Aspekten Rechnung zu tragen versuchen, besteht die Aufgabe der Wissenschaft darin, zwischen Theorie und objektiver Realität eine brauchbare Verbindung zu schaffen. Der folgende Abschnitt unterteilt sich deshalb in einen ersten Teil, der sich mit psychologischen Theorien zum Umgang mit dem Fremden befaßt und einen zweiten Teil, in dem stärker die konkreten Tatsachen ins Auge gefaßt werden, welche diesen Umgang mitbestimmen.

3.2. Der Umgang mit Fremden

3.2.1. Theoretische Konzepte

Nachdem sich fremdenfeindliche Tendenzen in den letzten Jahren zunehmend lautstark und auch gewalttätig äußerten, wurde das Thema „Umgang mit dem Fremden“ vermehrt zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und Publikation. Sowohl von psychoanalytischer, sozialpsychologischer als auch von soziologischer Seite her wird versucht, diesem Phänomen auf die Spur zu kommen. Dabei zeigte sich schnell einmal, daß die Begegnung mit Fremden nicht nur Angst und Ablehnung, sondern auch Faszination auslösen kann. Diese an sich gegenläufigen Tendenzen können durchaus nebeneinander bestehen und sich zu einer ambivalenten Mischung verbinden (Signer-Brandau, 1994). Die Fremden werden entweder zu Projektionsfiguren für eigene Unsicherheiten, Ängste und Aggressionen, oder aber als Träger von narzißtischen Ich-Erweiterungen idealisiert.

Wenn sich mancher Schweizer von der Gegenwart einer größeren Zahl von Ausländern bedroht fühlt, so ist doch das Ausland gleichzeitig ein Ort, der immer wieder aufgesucht wird, um die „schönste Zeit des Jahres“ zu verbringen. Das Fremde und Exotische übt eine Faszination aus, die jährlich Riesenströme von Touristen um die ganze Welt reisen läßt. Ersatzweise läßt sich der Geschmack des Ungewöhnlichen, Besonderen auch hier in der Schweiz in entsprechenden Restaurants, Musik- und Kleiderläden für kurze Zeit genießen. Merkwürdigerweise spielt dieser Reiz jedoch nur, solange dafür bezahlt wird. Es scheint, als

gerweise spielt dieser Reiz jedoch nur, solange dafür bezahlt wird. Es scheint, als ob mit der Geldzahlung gleichzeitig eine gewisse Kontrolle über den Verlauf dieses „Fremdkontaktes“ erworben wird. Findet er gratis und unverhofft in der alltäglichen Begegnung mit dem ausländischen Hausnachbarn statt, kehrt sich die Neugierde auf das Andere schnell einmal in diffuse Ablehnung und weckt latente Ängste.

Dabei stellt die Ablehnung oder in einer stärkeren Ausprägung die aggressive Feindseligkeit oftmals eine Form der Abwehr gegen Angst und Unsicherheit dar, die durch die Begegnung mit dem Fremden und Unvertrauten hervorgerufen werden kann. Was vorher selbstverständlich war, wird durch die plötzliche Erfahrung, daß es auch noch andere mögliche Lebensformen gibt, in Frage gestellt. Tselikas (1986) spricht von einem *Bruch im Machtsystem der Realitätskonstruktion*, der durch die Artikulation des „anderen“ herbeigeführt wird. Sie erklärt die starke emotionale Reaktion auf die Forderungen von Minderheiten damit, daß diese nicht nur den Selbstwert der Mehrheit in Frage stellen, sondern auch deren Realitätsgefühl. Die eigene Lebensweise, Überzeugungen und Wertmaßstäbe können nicht mehr als unabänderliche Naturgesetze bestehen bleiben, sondern erhalten eine gewisse Beliebigkeit, weil es offensichtlich Menschen gibt, für die ganz andere Normen gelten. Natürlich weiß man das längst aus Fernsehen und Zeitungen und hat es vielleicht auch schon einmal auf einer Reise von ferne beobachtet. Wenn diese Realität aber im Alltag ständig präsent ist, erhält sie eine andere gefühlsmäßige Qualität.

Die Möglichkeit einer anderen Identität demonstriert die Nicht-Notwendigkeit der eigenen. Das Bewußtwerden solcher Nicht-Kontingenz kann Angst auslösen, Aggressionen gegen jene erwecken, die uns durch ihr bloßes Sein in Frage stellen. (Anghern, 1994, S. 34).

Kristeva (1990) führt diesen Gedankengang weiter und zeigt auf, wie die Konfrontation mit dem Fremden einen Prozeß auslösen kann, der uns bewußt werden läßt, wie wenig vertraut wir uns im Grunde selbst sind. Die Gefühle und Gedanken, welche bei einer Begegnung mit Fremdem anklingen, berühren auch innere Bereiche, die wir normalerweise sorgfältig meiden. Ganz unvermutet kann uns dabei klar werden, wie wenig heimisch wir uns im Grunde genommen in unserer eigenen Haut fühlen.

Das Fremde ist in uns selbst. Wenn wir den Fremden fliehen oder bekämpfen, kämpfen wir gegen unser Unbewußtes - diese „Uneigene“ unseres nicht möglichen „Eigene“. (Kristeva, 1990, S. 209).

Die bewußte Ich-Identität des Erwachsenen konnte ja nur dadurch entstehen, daß viele Wünsche, Triebe und Strebungen verdrängt werden mußten, weil sie von den Eltern und anderen Instanzen als nicht erwünscht definiert wurden. Andererseits werden wohl den allermeisten Menschen in ihrer Kindheit bestimmte Erfahrungen aufgedrängt, die sie nur schlecht und unvollständig als eigene Anteile integrieren können. Erlebte Gewalt oder Verlust können ebenso wie unbewußt übernommene Schuldgefühle der vorangegangenen Generation zur Entstehung von fremdkörperartigen Introjekten führen. Dabei spielt die Identifikation mit dem Aggressor oftmals eine zentrale Rolle. Auch dieser Mechanismus trägt nach Hirsch (1993) dazu bei, daß jedes Individuum sich selbst ein Stück weit entfremdet wird.

Das Fremde in uns ist etwas, das uns von außen implantiert wurde und das wir dann introjektiv aufgenommen haben. (Hirsch, 1993, S. 23).

Die Möglichkeit, solche innerpsychischen „Fremdkörper“ nach außen zu projizieren und da-

mit ein Stück weit wieder loszuwerden, bedeutet eine große Entlastung. Durch ihre sozial schwache Position werden Ausländer zur bevorzugten Projektionsfigur. Gerade weil das spärliche Wissen über die individuelle Persönlichkeit dieser Menschen noch kaum mit persönlichen Erfahrungen verknüpft ist, werden sie für die Funktion des Sündenbockes herangezogen und für die eigenen Enttäuschungen, Wünsche und Ängste verantwortlich gemacht. Rauchfleisch (1994) nennt verschiedene Quellen für solche Ängste:

- die Angst angesichts tiefgreifender politischer Veränderungen
- die Angst vor sozialer und beruflicher Unsicherheit
- die Angst aufgrund von Orientierungslosigkeit, von Unverbindlichkeit im familiären und weiteren sozialen Rahmen und von zunehmender Anonymität in der Gesellschaft;
- vielfältige aus der individuellen Lebensgeschichte herrührende Ängste aufgrund von emotionalen Mangel Erfahrungen
- die traumatische Erfahrung selbsterlebter Verletzungen und Ausgrenzungen
- die Angst hinsichtlich drohender Umweltkatastrophen unvorstellbaren Ausmaßes

Gerade die Unfaßbarkeit des Problems, bzw. die Unmöglichkeit, eine reale Person zur Verantwortung zu ziehen, macht die Notwendigkeit eines „Sündenbockes“ aus.

Wenn die eigentlichen Ziele für Wut und Enttäuschung unerreichbar (weil zu mächtig oder zu wenig faßbar) sind, ist es für das Individuum entlastend, die Aggression auf Sündenböcke umleiten und an ihnen ausleben zu können. Dies gelingt um so leichter, je mehr der einzelne sich bei seinen aggressiven Reaktionen gegenüber Minoritäten im Schutz der Majorität fühlen darf. (Rauchfleisch, 1994, S. 95)

So löste beispielsweise das Drogenproblem in seiner sichtbaren Ausdehnung bis zur Räumung des „Letten-areals“ bei vielen Schweizern massive Ängste aus. Nachdem sich die Erkenntnis langsam durchgesetzt hatte, daß die drogenkranken, jungen Menschen nicht allein als „Schuldige“ verantwortlich gemacht werden konnten, mußten andere Verursacher der Misere gesucht werden und wurden teilweise in den kosovo-albanischen Drogendealern gefunden. Eine Zeitlang wurde das ganze Drogenproblem in der Öffentlichkeit beinahe so dargestellt, als würde es sich mit der Vertreibung der kosovo-albanischen Dealer von selbst auflösen. Daß dies natürlich eine völlig haltlose Illusion war, stellte sich spätestens mit dem Einsetzen der Zwangsmaßnahmen gegen Ausländer heraus.

Zwar gab und gibt es junge Kosovo-Albaner, die sich teils aus einer finanziellen Notlage heraus, teils aus anderen Gründen im Drogenhandel betätigen. Die meisten albanischen Familien haben damit jedoch nichts zu tun, und verurteilen solche Aktivitäten ihrer Landsleute auch scharf (Heusser, 1994). Inzwischen hat sich das öffentliche Interesse von der ganzen Drogenproblematik eher wieder etwas abgewendet, noch heute leidet jedoch manche kosovo-albanische Familie unter dem Vorurteil, welches in jener Zeit aufgebaut wurde.

Das Beispiel der Drogenproblematik zeigt sehr deutlich, wie ein solcher Prozeß der Stigmatisierung von Ausländern vor sich gehen kann und welche Mechanismen der Abgrenzung und Projektion dabei zum Tragen kommen. Es gibt jedoch auch subtilere Formen, bei denen das Unbehagen über die Präsenz und das Verhalten von Fremden sichtbar wird. Auch wenn sich mancher Schweizer und manche Schweizerin den Kosovo-Albanern gegenüber korrekt verhält, wird doch immer wieder deutlich, daß sie mit deren Lebensform nichts gemeinsam haben wollen. Dabei muß gesagt werden, daß es gar nicht immer um das tatsächliche Verhalten

als solches geht, sondern vielmehr um die Interpretation desselben.

Oft wird am Fremden das erkannt, was man im Eigenen nicht wahrzunehmen wagt. Im Gegensatz zum Anderen, das mir gleichgültig sein kann, löst die Kategorie des Fremden immer eine positive oder negative Betroffenheit aus. Wie ich bereits erwähnt habe, weckt das Fremde im Subjekt Angst und Faszination zugleich. Diese Ambivalenz macht aus dem Fremden eine ideale Projektionsfläche. Was wir auf den anderen projizieren, ist immer etwas Wesentliches, das wir an uns selbst nicht wahrhaben wollen; erscheint es dann am Fremden, so wird dieses - wie Freud in einem bemerkenswerten Aufsatz von 1919 feststellte - auf eine bestimmte Weise angsterregend, nämlich unheimlich. (Erdheim, 1993, S. 168)

Freud führt in dem genannten Aufsatz das Wort „unheimlich“ auf sein Gegenteil, nämlich das „Heimliche“ zurück. Das „Heimliche“ als das, was versteckt wird, ist das ganz Private, das Ureigene, das keinen fremden Blicken zugänglich sein soll. Andererseits umfaßt es all das, was eben nicht „Un-heimlich“, somit also wohlvertraut und bekannt ist. Durch diese Interpretation erhält auch das „Un-heimliche“ eine doppelte Bedeutung: Aus dem Versteckten gezogene, sichtbar gewordene Gedanken, Gefühle und Objekte beinhalten gleichzeitig eine diffuse Bedrohung. Obwohl Freud nirgends explizit vom Fremden als dem Unheimlichen spricht, liegt der Schluß doch nahe, daß der Kontakt mit dem Fremden genau diesen doppelten Aspekt beinhaltet: Der Fremde wirkt dann unheimlich, wenn er uns Aspekte vorlebt, die wir auf dunkle Weise in uns selber erahnen (Kristeva, 1990).

Konkret auf mein Thema bezogen stellt sich die Frage: Welche verdrängten Aspekte leben die Kosovo-Albaner den Schweizern vor? Hier kann ich natürlich nur Spekulationen anstellen, indem ich von dem ausgehe, was mir am häufigsten an negativen Aussagen von Schweizern über Kosovo-Albaner aufgefallen ist und ein Stück weit auch meine eigenen Reaktionen hinterfrage. Ich denke, daß die häufigsten Vorurteile und negativen Zuschreibungen über Kosovo-Albaner vor allem um zwei Themen kreisen: die Geschlechterbeziehungen und die Gewaltbereitschaft, einschließlich erhöhter Kriminalität. Als weitere Punkte wären vielleicht noch die starken familiären Beziehungen zu nennen, welche vielen Schweizern suspekt vorkommen und schließlich eine allgemeine Unzuverlässigkeit; ein Vorurteil, das sich jedoch nicht speziell auf Kosovo-Albaner bezieht, sondern auch vielen anderen Ausländergruppen gilt.

Von beiden der oben genannten Schwerpunkte vermute ich, daß sie für viele Schweizer empfindliche, bis problematische Bereiche betreffen. Offen geäußerte Aggression ist in vielen Schweizer Familien stark tabuisiert. Das heißt nicht, daß sie nicht vorkommt, hingegen ist jede Form von Gewaltanwendung fast immer mit starken Schuldgefühlen verbunden. Während es für viele kosovo-albanische Eltern selbstverständlich ist, daß sie ihre Kinder schlagen, und diese Tatsache nichts damit zu tun hat, ob sie gute oder schlechte Eltern sind, würde ein schweizerisches Elternpaar dies selten in solcher Offenheit zugeben. Auch andere Formen von Unmutsäußerung wie Schreien, Beschimpfen etc. sind bei uns stark verpönt. Schon unter Kindern werden Streitigkeiten nach Möglichkeit unterbunden, und es wird ihnen beigebracht, Konflikte auf sogenannt friedlichem Weg auszutragen. Damit sind natürlich noch nicht alle aggressiven Impulse vom Tisch, sie werden vielmehr verdrängt und äußern sich nur noch in versteckter Form. Oder aber sie werden umgeleitet, beispielsweise auf die Kosovo-Albaner und andere wenig angepaßte Ausländer.

Der zweite Punkt ist die Tatsache, daß in albanischen Familien die Frauen offensichtlich nicht

die gleichen Rechte genießen wie die Männer. Im Kontakt mit Menschen aus dem Kosovo gerate ich an diesem Punkt immer wieder an eine Grenze des Verständnisses. Obwohl ich feststelle, daß nicht alle Frauen unter diesen Verhältnissen leiden, fällt es mir schwer, eine Rollenverteilung, die ich zum Teil als krasse Diskriminierung empfinde, einfach so als kulturell oder religiös motivierte „Eigenheit“ zu akzeptieren. Gerade am Ausmaß meiner inneren Empörung erkenne ich jedoch, daß diese (vermeintliche?) Ungerechtigkeit nicht bloß eine rein albanische Angelegenheit ist, sondern wohl auch etwas mit mir persönlich zu tun hat.

In der Tat ist es bei genauerer Betrachtung mit der sogenannten Gleichstellung der Frau in der Schweiz noch nicht so weit her. Zwar würden wohl nur noch wenige Schweizer Ehemänner offen zugeben, daß sie mit einer außerhäuslichen Arbeit ihrer Ehefrau nicht einverstanden sind. Hingegen wirken sogenannte „Sachzwänge“ letztlich doch dahin, daß viele verheiratete Frauen mit Kindern ein recht isoliertes, einsames Leben zu Hause führen, wobei sie finanziell vollständig von ihrem Ehemann abhängig sind. Nadig et. al. (o.J.) haben diese subtilen Formen der Unfreiheit und der strukturellen Abhängigkeit bei Schweizer Frauen im Zürcher Oberland detailliert aufgezeigt. Chancengleichheit in der Bildung und im Berufsleben werden zwar offiziell angestrebt, bei der Realisierung scheitert der gute Wille aber allzu oft an wirtschaftlichen Überlegungen. Schließlich sind auch die Zeiten noch nicht sehr lange her, in denen Frauen nur unter der Einwilligung ihres Ehemannes ein Bankkonto eröffnen oder einen Vertrag unterschreiben durften und keinerlei politische Rechte besaßen. Auch in Schweizer Familien gibt es immer wieder Fälle von massiver Gewalt gegen Frauen und Kinder. Einer Institution wie Frauenhäusern, die für ausländische wie für schweizerische Frauen zur letzten Zuflucht werden können, fehlt jedoch die entsprechende Unterstützung weitgehend, da man die empörende Tatsache nicht wahrhaben will, daß Frauen und Kinder vor ihren Ehemännern um ihr Leben flüchten müssen. Die Liste der Anzeichen für das Fortbestehen patriarchaler Strukturen in der Schweiz ließe sich beliebig fortsetzen.

Während die meisten Kosovo-Albaner diese Strukturen offen anerkennen, sei es als gottgegebene Tatsache oder als zu lösendes Problem, werden sie von Schweizern oftmals schlicht negiert. Ein wesentlicher Unterschied besteht neben der Nachdrücklichkeit und Unausweichlichkeit weiblicher Diskriminierung auch in deren Rechtfertigung. Etwas pointiert ausgedrückt könnte man sagen, daß bei uns die Gesetze der freien Marktwirtschaft dafür herangezogen werden, während für viele Kosovo-Albaner die Unterordnung der Frau im Koran und zum Teil auch in den überlieferten Gesetzen des Kanun festgeschrieben ist.

Für viele Schweizer, die sich als modern und fortschrittlich verstehen, sind sowohl religiöse wie familiäre Bindungen etwas, das man allenfalls im häuslichen Rahmen pflegt, aber wozu man sich nur ungern öffentlich bekennt. Natürlich bestehen diese Tendenzen nach Anhänglichkeit und emotionaler Verbundenheit mit ihrer problematischen wie mit der befriedigenden Seite dennoch weiter. Weil solche Gefühle jedoch weitgehend der Verdrängung unterliegen, werden sie auf die „fremdartigen“ Kosovo-Albaner projiziert, was um so leichter fällt, als sie dort tatsächlich auf einen realen Kern treffen.

Gerade diese Konfrontation mit dem Ähnlichen, aber nicht Gleichen ist es, welche oftmals die größte Irritation hervorruft. Erdheim (1992) vergleicht diese Irritation mit dem „Fremdeln“ der kleinen Kinder. Auch dort ist es so, daß nicht etwa Tiere oder Figuren die größte Angst hervorrufen, sondern Menschen, die der Gestalt der Mutter zwar ähnlich, aber eben

nicht diese selber sind. Diese Sensibilität für Unterschiede und die Furcht vor dem Fremden treten bei den meisten Kindern mit etwa acht Monaten auf, also gerade zu dem Zeitpunkt, in dem sie zu krabbeln beginnen und sich erstmals autonom von der Mutter weg bewegen können. Die Angst vor dem Fremden steht deshalb in einem inneren Zusammenhang mit der Möglichkeit zur Autonomie und mit der Lust am eigenständigen Entdecken von Neuem. Auch hier findet sich somit die ambivalente Haltung dem Fremden gegenüber wieder: Er ist gleichzeitig Ausgangspunkt für Angst und Faszination.

Wenn in diesem Abschnitt von „dem Fremden“ gesprochen wird, so müssen diese Aussagen eigentlich durch eine Definition präzisiert werden, was tatsächlich als „Fremd“ gilt. Obwohl ein Amerikaner aus einer viel größeren geographischen Distanz hierher kommt und genauso wenig Deutsch sprechen mag, wird er doch in einem ganz anderen Sinn als Fremder wahrgenommen als der Kosovo-Albaner. Die Ausgrenzung von bestimmten Ausländergruppen hat deshalb nicht nur mit ihrem „Anders-Sein“ zu tun, sondern auch mit wirtschaftlichen und politischen Machtstrukturen, die unser Verhalten und unsere Gefühle beeinflussen.

3.2.2. Soziale Wirklichkeit

Wenn Kristeva (1994) schreibt, daß jeder Mensch in sich selbst ein Stück Fremdheit trägt, so läßt sich diese Aussage nicht nur psychoanalytisch nachvollziehen sondern hat auch eine ganz reale, historische Komponente. In fast jeder schweizerischen Familienbiographie findet sich irgendein Vorfahr, der aus dem Ausland zugewandert ist, sei dies ein italienischer Großvater mütterlicherseits oder eine deutsche Urgroßmutter väterlicherseits. Die Schweiz als geographisches Zentrum Europas war schon immer Durchgangsland für Menschen verschiedenster Nationen; für Krieger, Händler, Handwerker, Künstler und Arbeiter. Manche von diesen „Wanderern“ blieben aus irgendwelchen Gründen hier hängen, wurden seßhaft und gehörten schließlich mit zur schweizerischen Bevölkerung. Mit ihrer Tätigkeit leisteten sie oftmals einen wesentlichen Beitrag für den Fortschritt im industriellen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Bereich.

Umgekehrt verließen auch immer wieder zahlreiche Schweizer ihre Heimat, weil sie sich in der Fremde bessere Zukunftschancen, größere Entfaltungsmöglichkeiten oder erweitertes Wissen erhofften. Noch vor einem guten Jahrhundert war die Schweiz ein klassisches Auswanderungsland. Damals sahen sich viele Menschen durch Hunger und Not gezwungen, die Schweiz zu verlassen und versuchten, sich in Nord- oder Südamerika eine neue Existenz aufzubauen. Das Verständnis für diese Sicht der Perspektive ist jedoch innerhalb weniger Generationen verlorengegangen, und heute erscheint vielen Schweizern schon der Wunsch beispielsweise eines Kosovo-Albaners, auch etwas an den Möglichkeiten und Chancen des hiesigen Wohlstandes teilzuhaben, wie ein potentieller Diebstahl.

Rauchfleisch (1994) führt die negative Charakterisierung von Asylsuchenden als „faul“ und „anspruchsvoll“ auf eigene Kränkungen zurück. Aus dem Gefühl, selber im Leben zu kurz gekommen zu sein, wächst schnell einmal Neid und Mißgunst gegenüber anderen, die scheinbar weniger Hemmungen haben, sich das zu holen, was sie wollen. Dieser Prozeß wird von gewissen Medien oder Politikern noch durch Fehl- oder Falschinformationen über die Lebensbedingungen von Asylsuchenden verstärkt.

Bedenken wir, wie stark wir alle in unserer Leistungsgesellschaft auf Wünsche passiven Umsorgtwerdens in

einer Situation, in der uns ohne unser Zutun alles zum Leben Nötige zufällt, verzichten müssen, dann wird verständlich, daß wir diese Wünsche (die wir uns vielfach nicht selber eingestehen) auf Fremde projizieren und an ihnen bekämpfen. (Rauchfleisch, 1994, S. 92).

Neben solchen „Beraubungs-“ und Verlustängsten spielt auch die Angst eine Rolle, durch die ständige Anwesenheit von Menschen aus anderen Kulturkreisen würde die „schweizerische Eigenart“ verlorengehen. Worin diese schweizerische Eigenart jedoch genau besteht, und was denn daran das Schätzenswerte ist, wird oftmals nur ungenau definiert. Die Schweiz ist an sich ein Gebilde, das vier verschiedene Sprachgruppen umfaßt und wohl noch mehr unterschiedliche Lokalkulturen beinhaltet. Die Schweiz deshalb an sich schon als multikulturell zu bezeichnen, ist allerdings etwas problematisch: Weil die einzelnen Kulturen territorial getrennt sind, herrscht nämlich eher ein Nebeneinander als ein Miteinander (Ritschart, 1994). Der Föderalismus unterstützt diese Tendenz noch, da viele lokal bedeutsame Entscheidungen in den Gemeinden und Kantonen direkt getroffen werden und das System nicht zwingenderweise eine gemeinsame Verständigung erfordert.

Die sprachkulturelle Durchmischung der schweizerischen Gesellschaft ist sehr gering und beschränkt sich auf die politische und ökonomische Elite. (Ritschart, 1994, S. 19).

Die schweizerische Bevölkerung weist jedoch nicht grundsätzlich alles Fremde von sich. Wie die öffentliche Diskussion anlässlich der Abstimmung über die „Zwangsmaßnahmen im Ausländerrecht“ gezeigt hat, wird vielmehr unterschieden zwischen „guten“ und „schlechten“ Ausländern. Zu den „guten“ zählen diejenigen, die sich soweit assimilieren, daß sie als Fremde nicht mehr wahrnehmbar sind. Die „bösen“ oder „schlechten“ Ausländer sind hingegen diejenigen, die sich zuwenig aktiv um eine *Assimilation* bemühen oder sich sogar dagegen wehren, *gleich wie* die Schweizer zu werden und auf ihrer Lebensart und Identität bestehen. Auf die Problematik des Begriffes der „Assimilation“ wurde schon in Kap. 2 hingewiesen. Das folgende Zitat aus einer öffentlichen Stellungnahme der „Schweizer Demokraten“ formuliert sehr klar, was damit gemeint sein kann:

Unsere Schulbehörden tolerieren, daß sich ausländische Eltern, besonders aus islamischen Ländern, allerlei „Extrawürste“ für ihre Sprößlinge herausnehmen. Statt die möglichst rasche Assimilation der ausländischen Kinder zu fördern, veranstaltet man für sie „Kurse in heimatlicher Sprache und Kultur“ und erschwert so ihre Anpassung an hiesige Verhältnisse zusätzlich. (Schweizer Demokraten, Tagblatt der Stadt Zürich, vom 21. 12. 1994.)

Durch die Assimilation sollen die Fremden nicht nur ihre ursprünglichen Lebensgewohnheiten, ihre Sprache und Kultur weitgehend ablegen und durch die unseren ersetzen, sie sollen auch ihre ambivalente Position zwischen Heimatland und „Gastland“ aufgeben und sich für ein Leben als Schweizer entscheiden. Erst damit werden sie im wahrsten Sinn des Wortes zu „Niedergelassenen“. Eine so verstandene Assimilation beruht auf einer asymmetrischen Struktur, welche der größeren, länger ansässigen Bevölkerungsgruppe die Macht verleiht, den Neuzugezogenen diejenigen Inhalte aufzudrängen, die sie unbedingt übernehmen müssen, wollen sie akzeptiert werden (Schmid, 1994). Für viele Ausländer ist ein so weitgehendes Aufgeben der ursprünglichen Identität nicht akzeptabel und mag mit ein Grund sein für die spärlichen Einbürgerungsanträge.

Auch unter den Kosovo-Albanern in der Schweiz gibt es viele, die eine Angleichung an schweizerische Lebensformen ablehnen. Ein Aufgeben ihrer Traditionen und Überzeugungen kommt für sie um so weniger in Frage, als sie ihre eigene Kultur auch in der Heimat im Kosovo nicht verwirklichen können, und der Kampf um eigene kulturelle Werte oftmals zu jener Diskriminierung und Verfolgung führte, die schließlich zur Ursache für die Migration wurde. Albaner oder Albanerin zu sein, ist für diese Menschen ein wesentliches Element ihrer persönlichen Identität und ihres Stolzes. Für die Assimilation an schweizerische Lebensart besteht dabei wenig Spielraum, und der Druck, unter dem sie stattfinden soll, fördert die Motivation noch weniger. Die folgende Aussage Erdheims bezieht sich deshalb von der Tendenz her sowohl auf die Schweizer wie auf die hier lebenden Kosovo-Albaner, wobei festzuhalten ist, daß sie sich längst nicht überall in der ausgeprägten Form darstellt.

Das Verhältnis zum Fremden ist in erster Linie ein Macht- und Verteidigungs- Verhältnis. „Kultur“ ist gleichsam zur Festung geworden, und das Fremde ist der Feind, der sie einnehmen könnte. Eine solche Kultur kann sich Geschichte als Wandlung gar nicht mehr vorstellen, ihre Fremdenfeindlichkeit bedeutet, daß sie sich ängstlich am Ende ihrer Geschichte fühlt. (Erdheim, 1993, S. 741).

Wie bereits erwähnt, bezieht sich Fremdenfeindlichkeit auch nicht generell auf alle Kulturen, sondern konzentriert sich vorwiegend auf bestimmte Sprachen und Regionen, die als unterentwickelt und minderwertig gelten. Ein erhöhter Anteil an Ausländerkindern in der Volksschule gilt insbesondere wegen der unterschiedlichen Sprachen fast a priori als großes Problem, wie der bereits zitierte Text der Schweizer Demokraten nahelegt.

Wer es sich leisten kann, zieht aus den betroffenen Quartieren weg, bevor die Kinder ins Schulalter kommen, oder schickt sie in eine teure Privatschule. Dadurch wird die Zusammensetzung der Klassen in der öffentlichen Schule noch problematischer. Die Zeche bezahlen die Kinder aus Familien mit durchschnittlichem oder bescheidenem Einkommen. Sie müssen in einer Schule zurückbleiben, in der regelmäßig Lehrpläne nicht eingehalten werden können. (Schweizer Demokraten, Tagblatt der Stadt Zürich, vom 21. 12. 1994).

Offensichtlich sind es nicht die englisch, französisch, schwedisch oder japanisch sprechenden Kinder, welche als problematisch gelten, sondern Angehörige anderer Sprachgruppen. Die tatsächlichen Schwierigkeiten, die manche Kinder aus dem Kosovo, aus der Türkei oder anderswoher haben, müssen nicht notwendigerweise auf ihrer kulturellen Zugehörigkeit beruhen sondern vielmehr auf schichtspezifischen Problemen, wie schlechte Wohnverhältnisse, tiefes Bildungsniveau der Eltern, Arbeitslosigkeit oder -Überlastung, etc. Interessanterweise gehört in den erwähnten Eliteschulen nämlich gerade die Mehrsprachigkeit und die internationale Zusammensetzung der Schülerschaft zu den besonderen Prädikaten.

Viele der teuren Privatschulen in Zürich und Umgebung, im Engadin oder am Genfersee haben ebenfalls einen sehr hohen Ausländeranteil und rühmen sich gleichzeitig ihrer Internationalität und ihrer Leistungen. (Truniger, 1995, S. 4).

Neben dem unterschiedlichen Prestige, das den einzelnen Staatszugehörigkeiten zugeschrieben wird, spielt auch der Zeitraum eine Rolle, seit dem eine regelmäßige Migration aus einem bestimmten Land in die Schweiz erfolgt. In den sechziger Jahren empfanden viele Schweizer die italienischen Gastarbeiterfamilien noch als sehr fremdländisch und diskriminierten sie entsprechend. Heute gehören die meisten Italiener zu den recht gut integrierten Ausländern, und der italienische Lebensstil wird insbesondere unter Jugendlichen immer mehr zum begehrten Wertmaßstab. (Dies bedeutet allerdings nicht, daß in italienischen Familien keine

migrationsbedingten Probleme mehr auftreten würden.) Während später eher türkische Migranten und zeitweise auch tamilische Flüchtlinge im Zentrum der Aufmerksamkeit standen, sind es heute vor allem die Kosovo-Albaner, die am meisten unter Vorurteilen zu leiden haben. Dies wird auch von ihnen selbst so wahrgenommen. Eine Frau aus Mazedonien drückte es so aus: „Die Schweizer schauen mich so komisch an, ich fühle mich nicht gut hier; irgendwie, wie nicht richtig als Mensch“. Auf die Frage worauf sie diese Reaktion der Schweizer denn zurückführe, zuckte sie die Achseln und sagte: „Wir sind zuletzt gekommen“. Das Leben in der Schweiz erweist sich so als harter Konkurrenzkampf, bei dem die Zuerstgekommenen automatisch die besseren Plätze besetzen, und die Schwächsten erst aufrücken können, wenn wieder neue „Under-Dogs“ angekommen sind.

Diese subjektiv empfundene Diskriminierung äußert sich sowohl in den realen Lebensbedingungen, die zum Teil sehr schlecht sind, zum anderen auch in der kühlen, distanzierten Atmosphäre, die bei den (seltenen) Begegnungen zwischen Schweizer/innen und Kosovo-Albaner/innen herrscht. Zupanic & Ponzio (1993) befragten im Rahmen einer Diplomarbeit an der Höheren Fachschule für Sozialarbeit in Luzern Angehörige verschiedener ex-jugoslawischer Ethnien in der Agglomeration von Luzern nach ihren aktuellen Lebensbedingungen. Dabei stellte sich heraus, daß die Kosovo-Albaner/innen im Vergleich zu den Kroat/innen über ein niedrigeres durchschnittliches Familieneinkommen verfügen, unzufriedener sind mit ihrer Wohnsituation und sich selber als weniger gut integriert erleben. Sowohl Kosovo-Albaner/innen wie Kroat/innen gaben jedoch zur Mehrheit an, daß sie fremdenfeindliche Äußerungen von Schweizern erlebt haben. Diese zeigten sich insbesondere im Zusammenhang mit der Wohnungssuche, teilweise auch am Arbeitsplatz. Nach Aussagen der Betroffenen galten abfällige Bemerkungen oder diskriminierende Behandlung ausdrücklich ihrer Herkunft. Zu gewalttätigen Auseinandersetzungen scheint es jedoch in keinem Fall gekommen zu sein.

Im Rahmen des gleichen Gruppenprojektes setzten sich Kaufmann & Holenstein (1993) vertieft mit den Integrationsproblemen der Kosovo-Albaner/innen in dieser Region auseinander. Als Hauptprobleme stellten sie das Fehlen eines geeigneten Treffpunktes für die Kosovo-Albaner/innen fest, sowie fehlenden Albanischunterricht für die Kinder, ferner mangelnde Kontaktmöglichkeiten mit der schweizerischen Bevölkerung und schließlich die mangelnde Information und Sensibilisierung derselben für die spezielle Situation der Kosovo-Albaner/innen in der Schweiz. Die Projektgruppe initiierte deshalb einen Begegnungsabend für Kosovo-Albaner/innen und Schweizer/innen, der jedoch bei der schweizerischen Bevölkerung auf geringe Resonanz stieß. Die Initiatoren des Projektes zogen die Schlußfolgerung, daß durch einen stärkeren Einbezug der lokalen Vereine und der kirchlichen Strukturen ein größeres Interesse seitens der Schweizer hervorgerufen werden könnte.

In städtischen Verhältnissen, wie in Zürich, wo eine größere Anzahl von Kosovo-Albanern lebt, scheint es ihnen etwas leichter zu fallen, eine soziale Infrastruktur unter sich aufzubauen. So gelang es beispielsweise im Rahmen der Heimat & Kulturkurse einen Unterricht für albanisch-sprechende Kinder aufzubauen, es existiert ein albanischer Elternverein, und der Kontakt unter den Kosovo-Albanern scheint recht gut zu funktionieren. Die soziale Isolierung von der schweizerischen Bevölkerung, Diskriminierung und mißliche sozio-ökonomische Verhältnisse zeigen sich jedoch trotzdem im gleichen Ausmaß, wobei die Gefahr der Ghettobildung, mit all ihren negativen Begleiterscheinungen, größer ist.

Während zwischen den einzelnen Nationalitäten der Ausländer sehr wohl differenziert wird, werden Angehörige der gleichen Volks- und Sprachgruppe oft ganz pauschal beurteilt. Die Kosovo-Albaner werden so als homogene Gruppe einer bestimmten Kultur gesehen und mit entsprechenden Attributen versehen wie: „Patriarchal“, „ungebildet“, „aggressiv“ etc. Diese Tendenz zur Kategorisierung ist zwar grundsätzlich im menschlichen Denken angelegt, doch erweist sie sich für eine echte Begegnung zwischen Menschen unterschiedlicher Kulturen mitunter als großes Hindernis und wird zum Ausgangspunkt schwer auszuräumender Mißverständnisse. Im Rahmen dieser ethnisierenden Beurteilung von Menschen werden kleine, nebensächliche Differenzen völlig verzerrt wahrgenommen und überhöht gewichtet. Bukow & Llaryora zitieren dazu Sowell (1981): *The variations within each ethnic group are many times greater than the variations between ethnic groups*. Nauck (1988) kommt aufgrund soziologischer Studien zum selben Schluß, wenn er feststellt, daß deutsche Familien in ihrem Erscheinungsbild viel homogener sind als türkische Migrantenfamilien. Die Bedeutung, welche ethnischen und kulturellen Elementen beigemessen wird, erachten Bukow & Llaryora (1988) grundsätzlich als einen Atavismus. Ihrer Meinung nach stehen ethnologische Lebenswelttheorien im Widerspruch zu den Grundsätzen der modernen Leistungsgesellschaften, die dem Individuum den Zugang zu gewissen Werten allein aufgrund seiner Leistung zuspricht.

Die Etikettierung aufgrund von kulturellen Kriterien muß nicht unbedingt negativ sein, sondern kann auch eher romantische, verklärende Inhalte haben, wie etwa *die armen, eher einfältigen, aber stets singenden, essenden und trinkenden Menschen aus dem Mittelmeerraum* (Allemann-Ghionda, 1994, S. 178). Dennoch wird eine solche Verallgemeinerung der individuellen Lebenswirklichkeit eines bestimmten Menschen niemals gerecht. Wenn sie nicht ständig auf solche unzulässigen Pauschalannahmen hin überprüft wird, gerät auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Thematik der Migranten immer wieder in Gefahr, theoretische Kategorien aufzubauen, die in dieser Form gar nicht existieren. Auch beim Schreiben dieser Arbeit bin ich mir der Gefahr bewußt, daß einzelne Aussagen ein allzu großes Gewicht auf kulturelle Eigenheiten werfen und die Existenz von individuumsspezifischen Faktoren vernachlässigen könnten.

Die Besonderheiten der albanischen Kultur einerseits und die vielfältigen, einzelnen Möglichkeiten andererseits, mit denen die traditionelle Lebensform weiter gepflegt, umgewandelt oder ganz abgelegt wird, sind den wenigsten Schweizern bewußt. Bis in jüngste Zeit wurden Kosovo-Albaner als Ex-Jugoslawen oder offizielle Angehörige der Republik Serbien behandelt, was für die meisten von ihnen eine große Kränkung bedeutete. Auch ein durchaus wohlmeinendes, vermeintliches Eingehen auf die fremde Kultur kann mitunter mehr Verwirrung stiften als wirkliches Verständnis.

Es wird manchmal von den ausländischen Kindern verlangt, ihre Kultur zur Schau zu stellen (und gemeint sind damit Volkstänze, Volkslieder, Märchen und Festrитуale), weil die Einheimischen eine bestimmte Vorstellung dieser anderen Kultur haben. Die Kinder haben aber vielleicht gar keine Beziehung zu solchen Traditionen und Ritualen, so daß diese Übung nur peinlich sein kann. Wiederum wird so die einheimische Identität unbewußt gestärkt - oder besser gesagt auf die Vorstellung davon - fixiert. (Allemann-Ghionda, 1994, S. 179)

Eine solche Stärkung der einheimischen Identität drängt sich jedoch nicht zu allen Zeiten gleichermaßen auf. Für die zunehmende Fremdenfeindlichkeit wird häufig die gegenwärtige, ökonomische Krise verantwortlich gemacht. Unter der allgemeinen Verknappung der Ressourcen fürchten viele Schweizer um ihren Arbeitsplatz und fragen sich, ob sie letztlich selber

wieder ausreichend von ihren Steuerleistungen profitieren oder ob diese nicht eher den Ausländern zu gute kommen. Der eine fürchtet, keine bezahlbare Wohnung mehr zu bekommen, der andere, daß sein Kind in der Schule neben den vielen Ausländerkindern nicht genügend Förderung erhält und seine Zukunftsaussichten geschmälert werden. Zum Teil sind dies sicher ernst zu nehmende, reale Ängste, meiner Ansicht nach lassen sich deren Ursachen jedoch nur zum kleinsten Teil auf die Anwesenheit von Migranten zurückführen.

Es sind die Zeiten der sozialen Krisen und des Orientierungsverlustes, die eine neue Bestimmung auf das Eigene und das Gesellschaftskonstitutive nötig machen. In diesen Krisenphasen wird das Fremde zu einem zentralen Thema, um das Eigene neu zu bestimmen und damit die Selbstgewißheit neu zu sichern. (Schmid, 1994, S. 8).

Ausschlaggebend für das Bedürfnis nach einer Stärkung der Identität in Abgrenzung gegen Nicht-Eigenes kann neben einer ökonomischen Krise auch eine Sinnkrise sein, wie sie gegenwärtig von vielen Menschen in der Schweiz wahrgenommen wird. Sowohl im öffentlich-politischen, wie im privaten, familiären Bereich können traditionelle Werthaltungen und Überzeugungen längst nicht mehr so klar und eindeutig bestehen. In Fragen der Partnerschaft, Ehe, Familie und Kindererziehung existieren heute so vielfältige Formen und Vorstellungen, daß sich viele Menschen verunsichert fühlen, ob ihre Art der Lebensgestaltung noch die richtige sei. Gefühl und Verstand, Theorie und Praxis, Wünsche und Wirklichkeit klaffen oftmals weit auseinander. Wie immer in Zeiten des Übergangs und des Umbruchs lösen sich alte Sicherheiten auf, bevor neue gewonnen sind. Erleben manche Menschen diesen Pluralismus der Werte und Möglichkeiten als Chance, die sie zur persönlichen Selbstverwirklichung nutzen, bedeutet sie für andere einen bedrohlichen Verlust an innerer Stabilität. In gewisser Weise fühlen auch sie sich fremd in einer Umwelt, in der so vieles beliebig und so wenig wirklich als das authentisch Eigene erlebt werden kann.

In einer solchen Situation ist es naheliegend, daß versucht wird, der eigenen Wirklichkeit wieder klare Konturen zu verleihen, indem man sie gegen außen abgrenzt. Gerade im Bereich von Familie und Erziehung geschieht dies nach meiner Beobachtung sehr ausgeprägt. Wenn man schon selber unsicher ist, wie man sich den eigenen Kindern gegenüber verhalten soll und welche Werte man ihnen mitgeben will, so ist es doch ganz gewiß, daß man es niemals so machen wird wie die Kosovo-Albaner. Die gleiche Abgrenzung erfolgt auch in der umgekehrten Richtung. Ausnahmslos alle albanischen Familien, mit denen ich gesprochen habe, sagten mir, daß sie ihre Kinder auf jeden Fall nicht so erziehen möchten wie die Schweizer. Weitere Gedanken zu den unterschiedlichen Familien- und Erziehungskonzepten von Schweizern und Kosovo-Albanern folgen in Kapitel 4.

In dieser Wechselseitigkeit der gegenseitigen Zuschreibung und Abgrenzung liegt auch die Gefahr, daß aus theoretisch konstruierten Problemen schlußendlich handfeste Konflikte entstehen. Die Sozialpsychologie hat mit dem „Labelling-„ Ansatz dargelegt, wie die Etikettierung eines Menschen dazu führen kann, daß sich dieser letztendlich im Sinne einer „self fulfilling prophecy“ gemäß der sozialen Erwartung verhält. Die Psychoanalyse verfügt mit „Übertragung und Gegenübertragung“, „Projektion“, „Introjektion“ und „Gegenprojektion“ über analoge Konzepte zur Erklärung des gleichen Phänomens. Natürlich verhalten sich nicht nur einzelne Menschen, sondern auch ganze Gruppen nach diesem Prinzip. Wenn die Kosovo-Albaner in den Schweizern bestimmte Bilder und Gefühle wecken, so wird ihnen aufgrund dieser eine entsprechende Position in der sozialen Rangordnung zugewiesen. Entsprechend wird sich auch die soziale Wirklichkeit gestalten, mit der sich beide, Kosovo-Albaner

wird sich auch die soziale Wirklichkeit gestalten, mit der sich beide, Kosovo-Albaner wie Schweizer auseinandersetzen müssen. Daß diese Bestimmung der sozialen Wirklichkeit immer auch eine Frage der Machtverhältnisse ist, wurde bereits angetönt (Erdheim, 1992; Bukow & Llaryora 1988, Berger/Lukmann, 1989).

3.2.3. Kinder unter sich

Bis ins Alter von vier, fünf Jahren begegnen die meisten Kinder ausländischen Menschen noch ziemlich unbeschwert, es sei denn, sie werden von erwachsenen Bezugspersonen ausdrücklich dahingehend beeinflusst. Dies mag einerseits damit zu tun haben, daß sich für das kleine Kind der Kreis von vertrauten, nicht fremden Personen in erster Linie auf die Familie und einige persönliche Bekannte beschränkt. Fremd sind nicht nur die Ausländer, sondern alle Personen, zu denen das Kind keine Beziehung hat.

Ein anderer Faktor für diese relative Offenheit mag sein, daß in dieser Lebensphase das Über-Ich noch nicht vollständig ausgebildet ist, und damit auch die Ich-Grenzen noch flexibler sind. Genauso wie „Gut“ und „Böse“ noch nicht absolut getrennt sind, ist auch die Grenze zwischen Fremdem und Eigenem noch nicht so scharf gezogen. Körperliche Merkmale wie „groß“- „klein“ oder „stark“ - „schwach“ sowie die Geschlechtsunterschiede bilden viel wichtigere Kriterien für die Beurteilung der Mitmenschen.

Im Zusammenhang mit der Über-Ich-Bildung werden bestimmte eigene Wünsche und Ängste verdrängt und deren Inhalt nach außen auf fremde Menschen projiziert. Es ist daher naheliegend, daß etwas ältere Kinder bei fremdländischen Kindern oftmals gerade diejenigen Eigenschaften entdecken, die für sie selbst am verpöntesten sind: sie sind schmutzig, unanständig, streitsüchtig, oder aber sie scheinen unbeholfen und ängstlich, je nachdem welche eigenen Anteile am stärksten verdrängt werden müssen. Katz-Bernstein (1994) schildert einen eindrucklichen Fall von einem ängstlichen Kindergartenjungen, der sich sehr empört äußerte über einen ausländischen Kameraden, welcher so viel weine, nichts könne und einfach unmöglich sei.

Im Verlaufe des Schulalters erweitert sich der Bekanntenkreis des Kindes immer mehr. Es lernt, sich auch unter Menschen zu bewegen, zu denen es keine enge, persönliche Beziehung hat und sich gemäß äußeren Regeln und Normen zu verhalten. In der Auseinandersetzung zwischen eigenen Antrieben, familiären Werten und den Anforderungen der sozialen Welt, die vorerst durch die Schule verkörpert sind, bildet es seine persönliche Identität heraus. Tselikas (1986) hat sich in einer Studie mit der Identitätswahrnehmung von einheimischen und fremdländischen (italienischen, spanischen, türkischen und griechischen) Kindern befaßt. Theoretische Grundlage dafür war das sog. *ego-ökologische Prinzip*. Gemäß diesem Ansatz bilden sich durch die Interaktion mit der Umwelt innere Repräsentationen derselben aus, welche schließlich die soziale bzw. kollektive Identität bestimmen. Das ego-ökologische Prinzip vermittelt zwischen der persönlichen Identität, welche auf individuellen Erfahrungen aufbaut und dem gemeinsamen Wirklichkeits- und Identitätsgefühl, das eine ganze Gemeinschaft teilt.

Danach (nach dem ego-ökologischen Prinzip, Anm. der Verf.) erscheinen die kollektive Identität als soziokulturelle Umwelt und die individuellen Erlebnisse als Erfahrungen und Lebensprojekt im Bewußtsein gleichzeitig,

doch ist einmal das eine bildlicher Ausdruck/Figur und das andere Hintergrund, einmal das andere bildlicher Ausdruck/Figur und das erste Hintergrund, sie werden aber nie beide zusammen erscheinen. Der unbewußte Hintergrund des Privaten funktioniert so als Gedächtnisfilter des Kollektiven und vice versa, wobei dieses memorisierte Kollektive das Selbst nährt und ihm ein Gefühl von Realität und Tatsächlichkeit gibt. (Tselikas 1986, S.79).

Um die beiden Identitätsformen bei den Kindern erfassen zu können, wurde diesen eine ganze Reihe von Fragen zu einzelnen Aspekten der Eigen- und Fremdwahrnehmung gestellt. Bei der Interpretation der Ergebnisse berücksichtigte Tselikas (1986) insbesondere die Tatsache, daß die Ausformulierung beider Identitätsformen vor dem Hintergrund des Verhältnisses zwischen Majorität und Minorität geschieht.

Während Schweizerkinder sich selbst häufig eher kritisch beurteilten und mit ihrem Schweizersein keine besonders positiven Gefühle verbanden, deuteten die Angaben der ausländischen Kinder gerade in die umgekehrte Richtung. Obwohl sie sich der sozialen Nachteile bewußt waren, die mit ihrem Ausländerstatus verbunden waren, zeigten sie sich der eigenen Abstammung und Kultur gegenüber loyal und besetzten diese mehrheitlich positiv. Auf die Frage, wie sie wohl glauben, daß andere sie sehen, beurteilten zwar beide Gruppen das „Ausländersein“ eher negativ. Bei Schweizer Kindern könnte diese Aussage jedoch von dem oben beschriebenen Projektionsmechanismus, in dem eigene Schwächen und Probleme der sozialen Minderheit zugeschrieben werden, mitbestimmt sein. Ausländerkinder können aber offenbar aus ihrer kulturellen Zugehörigkeit auch dann selbstwertstützende Valenzen ziehen, wenn sie sich aufgrund derselben Zugehörigkeit diskriminiert sehen.

Dabei mag ein gewisser Trotz eine Rolle mitspielen oder auch ein resignativer Rückzug auf das Eigene, angesichts der Unmöglichkeit, in der sozialen Welt der Mehrheit einen gleichwertigen Status zu erreichen. Die Untersuchung von Tselikas (1986) legt jedoch nahe, daß für die ausländischen Kinder die soziale Identität, welche durch die Zugehörigkeit zu einer kulturellen, nationalen oder ethnischen Gruppe bestimmt wird, eine ganz wesentliche Rolle zu spielen scheint. Eine solche Gruppe definiert ihre persönliche Identität ähnlich wie ein einzelnes Individuum unter anderem dadurch, daß sie sich selber in Opposition zur Alterität setzt. Der Ausschluß von fremden Attributen zur gleichzeitigen Festigung der Selbstdefinition (sog. binäres Differenzierungssystem) ist ein Grundmechanismus bei der Gruppenbildung und der Interaktion zwischen einzelnen Gruppen.

Soziale Identität ist untrennbar von der Notion der Zugehörigkeit. In und durch Zugehörigkeiten, die ein Differenzierungssystem bilden, praktiziert die Gruppe oder das Individuum Abgrenzungen. (Tselikas, 1996, S. 76.)

Man kann das stärkere Gewicht der sozialen Identität bei ausländischen Kindern als Folge ihres Minderheitenstatus deuten, der eine stärkere Solidarisierung mit den Angehörigen der gleichen Gruppe nahelegt. Ein anderer Grund könnte jedoch auch darin liegen, daß die Kulturen, aus denen die von Tselikas (1986) untersuchten Kinder stammen, ganz allgemein ein stärkeres Gewicht auf soziale Beziehungen legen und der individuelle Bereich weniger im Vordergrund steht. Aus dieser Sicht liegt es nahe, daß sich auch die Definition von Identität und das Selbstwertgefühl weniger auf ganz persönliche Eigenschaften stützt als vielmehr auf die Zugehörigkeit zur gemeinsamen Gruppe.

In diesen Kulturen ist gleichzeitig die Arbeitsteilung und die Wissensaufsplitterung noch nicht so ausgeprägt wie in der unseren. Berger/Lukman (1989) meinen, daß unter solchen Bedingungen die Sozialisation eine Identität hervorbringt, die weitgehend von der Gesellschaft definiert und vorgeprägt ist.

Identität ist dann stark profiliert, und zwar völlig als Repräsentanz der objektiven Wirklichkeit, in der sie ihren Ort hat. Einfacher ausgedrückt: Jeder ist im wesentlichen der, der er sein soll. Identität in einer solchen Gesellschaft ist subjektiv und objektiv leicht erkennbar. Jeder weiß, wer jeder andere und wer er selbst ist. Ein Ritter ist Ritter, und ein Bauer ist Bauer - für andere und vor sich selbst. Es gibt daher kein Identitätsproblem. (Berger/Lukman 1989, S. 175).

Weder der Kosovo noch andere klassische Emigrationsländer befinden sich in dem oben beschriebenen quasi mittelalterlichen Stadium. Dennoch vermute ich, daß sich die Frage nach der individuellen Identität weniger stark aufdrängt, zumal auch der Druck, sich als herausragende Persönlichkeit zu profilieren und von anderen abzuheben, weniger groß ist. Hingegen hat das soziale Verhalten einen großen Einfluß auf die Bewertung des einzelnen Individuums und auf die Zuweisung einer bestimmten, identitätsstiftenden Rolle in der menschlichen Gemeinschaft.

Vermutlich gilt diese Überlegung für kosovo-albanische Kinder sogar in besonders ausgeprägtem Masse. Aus den Erläuterungen in Kap. 1 wird ersichtlich, welche große emotionale Bedeutung die albanische Kultur für diese Menschen hat. Die allermeisten Kinder bekommen von ihrem Elternhaus einen gewissen Stolz auf diese besondere kulturelle Zugehörigkeit mit. Werden sie in der Schule oder anderen außerfamiliären Bereichen ausgegrenzt und sozialem Druck ausgesetzt, verstärkt sich die Konzentration auf die eigene kulturelle Gruppe noch, deckt sie sich doch häufig mit der Erfahrung der Eltern im Kosovo, daß man als Individuum, wie als Familie nur überleben kann, wenn man sich gemeinsam zusammenschließt gegen die anderen. Von anderen Schweizer Kindern oder auch von Lehrkräften wird ein solcher Zusammenschluß unter albanischen Kindern schnell einmal als bedrohliche Bandenbildung empfunden, und gegenseitige Schuldzuweisungen und Ausgrenzungen beginnen sich hochzuschaukeln.

Ein wesentlicher Unterschied ergibt sich daraus, ob ein einzelnes albanisches Kind bzw. eine Geschwistergruppe relativ isoliert unter Schweizerkindern lebt und die Schule besucht, oder ob mehrere Kinder aus dem Kosovo oder aus Mazedonien in einem Quartier oder einem Schulhaus eine eigene Minoritätengruppe bilden. Im ersten Fall geht es gewissermaßen um alles oder nichts. Wenn es dem Kind gelingt, sich durch eine besondere persönliche Anpassungsleistung die relevanten Eigenschaften der Schweizerkinder zu eigen zu machen, oder wenn in seinem Umfeld ein Klima von Toleranz und Großzügigkeit gegenüber Normabweichungen herrscht (wozu unter anderem die Lehrpersonen wesentliches beitragen können), wird es auch Aufnahme in die soziale Gruppe finden. Im Umgang mit Gleichaltrigen verliert dann seine ethnische und kulturelle Herkunft an Aufmerksamkeit und Bedeutung. Auf der anderen Seite kann eine Assimilierung an schweizerische Lebensart jedoch auch einen Konflikt mit seiner Familie auf tun.

Neben schulischen Leistungen und einem Freizeitverhalten, das den Gepflogenheiten im jeweiligen Quartier oder Lebensraum entspricht, haben auch äußere Merkmale, wie Kleidung, Spiel- und Sportausrüstung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß darauf, ob ein Kind oder

ein Jugendlicher in seiner „peer-group“ anerkannt ist oder nicht. Möller-Streitböcker (1995) warnt in einem Artikel davor, daß Armut und fehlende Konsummöglichkeiten gesundheits-schädigende Folgen haben können. Ursache dafür ist nicht die primäre körperliche Vernachlässigung wie etwa mangelhafte Ernährung oder unzureichende Kleidung, sondern der soziale Statusverlust. Wer bei der aktuellen Mode und den „trendigen“ Freizeitvergnügungen nicht mithalten kann, bekommt die Verachtung und Ausgrenzung seiner Mitschüler unter Umständen schnell zu spüren. Viele Kinder verinnerlichen die Standards der äußeren Umwelt sehr intensiv, und wenn die finanziellen Möglichkeiten der Eltern ihnen nicht erlauben, diesen gerecht zu werden, reagieren sie auf die subjektive Benachteiligung mit psychosomatischen Symptomen.

Für kosovo-albanische Kinder, die noch nicht sehr lange hier leben, stellt sich allerdings die Frage, inwieweit sie diese Standards tatsächlich bereits verinnerlicht haben, und inwieweit sie einen Faktor der Fremdheit unter vielen anderen darstellen. Im weiteren hängt die Bedeutung, die ein bestimmtes Konsumverhalten für die soziale Anerkennung hat, stark vom gesellschaftlichen Milieu des jeweiligen Wohnquartiers ab. Während der Konsumstandard am Zürichberg auch für viele Schweizerfamilien unerreichbar ist, bewegt er sich im Zürcher Industriequartier auf einem ganz anderen Niveau. Schließlich muß auch erwähnt werden, daß manche kosovo-albanische Familie bereit ist, Beträge für Spielsachen und Kleider für ihre Kinder auszugeben, die eigentlich nicht ihren finanziellen Möglichkeiten entsprechen. Wie auch in anderen Ausländerfamilien mag dabei der Wunsch eine Rolle spielen, die Kinder wenigstens materiell für die innere Entwurzelung und Heimatlosigkeit zu entschädigen und im sichtbar zur Schau getragenen Wohlstand eine Bestätigung dafür zu finden, daß die Entscheidung zur Migration richtig war. Die Tendenz, eigene Frustrationen, Schuldgefühle und Mißerfolgserebnisse zu kompensieren, in dem man wenigstens den Kindern den „Luxus“ ermöglicht, den man sich selbst nicht leisten kann, findet sich im übrigen auch in manchen Schweizer Unterschichtsfamilien.

Lassen sich die Ursachen für die Ausgrenzung eines albanischen Kindes manchmal klar auf solche äußeren Merkmale oder ein bestimmtes, auffälliges Verhalten zurückführen, so sind sie in anderen Fällen oft sehr diffus und stehen in engem Zusammenhang mit der inneren Dynamik der ganzen Gruppe, in der sich das Kind bewegt. Dabei spielt unter Kindern der gleiche Mechanismus wie unter Erwachsenen: wird ein Sündenbock gebraucht, so wird er meistens im sozial schwächsten Glied gefunden. Wird ein isoliertes kosovo-albanisches Kind in einen Außenseiterstatus gedrängt, so verfügt es, außer in der eigenen Familie, über keine Möglichkeit, sein Selbstwertgefühl über die soziale Identität, also die Zugehörigkeit zur Gruppe der albanischen Kinder, zu stärken. Die Erfahrung des Ausgeschlossen- und Diskriminiert-Seins könnte sich dann verdichten zu einer grundsätzlich negativen Selbsteinschätzung.

Dabei muß Ausgrenzung an sich nicht notwendigerweise zu einem mangelnden Selbstwertgefühl führen. Unter Umständen könnte auch unter diesen Bedingungen eine gesunde, Ich-stärke Entwicklung ablaufen, wenn sich das Kind nämlich in einem individualistischen Rückzug auf eigene Kräfte und Werte konzentrieren könnte. Obwohl damit sicher viele schmerz-hafte Erfahrungen verbunden sind, muß die Tatsache, als Kind ein Einzelgänger gewesen zu sein, nicht unbedingt zu einer psychischen Schädigung führen. Für manche Menschen war gerade diese Erfahrung Anstoß zu einer besonderen persönlichen Entwicklung und führte zu

herausragenden geistigen, künstlerischen oder musischen Leistungen. Neben einer natürlichen Begabung bedingen solche Leistungen auch ein hohes Maß an Individualismus und innerer Unabhängigkeit. Dem traditionellen albanischen Selbstkonzept läuft jedoch eine derartige Konzentration auf individualistische Tendenzen und Strebungen diametral entgegen, weshalb ich vermute, daß eine solche „Lösung“ für ein albanisches Kind nur in Ausnahmefällen möglich ist.

Ganz anders stellt sich die Lage dar, wenn das Kind in einem Umkreis von anderen albanischen Familien mit Kindern aufwächst, die zusammen eine mehr oder weniger stark verbundene Minderheitengruppe bilden. In diesem Fall fällt ein Teil des unmittelbaren Assimilationsdruckes weg, und unter Umständen unterbindet die ethnische Gruppe auch eine allzu weitgehende Anpassung an den schweizerischen Lebensstil. In den Quartieren, in welchen eine größere Zahl von albanischen Familien lebt, wohnen meist auch viele andere Ausländergruppen, und es kann in diesem Fall nicht mehr von einer dominanten schweizerischen Kultur gesprochen werden. In manchen Schulhäusern ist das multikulturelle Nebeneinander und Miteinander zumindest für die Kinder selbstverständliche Realität. Hier sind es fast ausschließlich Erwachsene, welche die schweizerischen Normen und Werte vertreten, beispielsweise Lehrpersonen oder Behördenvertreter. Dies kann vor allem in der Auseinandersetzung und Abgrenzung von Jugendlichen gegen Autoritätspersonen spezifische Bedeutung erhalten.

So positiv die Möglichkeit zu bewerten ist, daß sich verschiedene albanische Kinder gegenseitig unterstützen und helfen können, muß doch auch die Gefahr einer Ghettoisierung erwähnt werden. Obwohl verschiedene Autoren den engen Kontakt und Zusammenhalt einer einheitlichen Ausländergruppe eher positiv bewerten und ihm präventiven Charakter zusprechen, sieht Von Klitzing (1983) in einer solchen Abschottung einer ausländischen Familie von der deutschen Umwelt auch eine Gefahr:

Trotzdem aber muß man davon ausgehen, daß in dieser Situation für die Familie der kulturelle Orientierungsrahmen der Herkunftsgesellschaft nicht so einfach zu erhalten ist. Die meisten Familien unterscheiden sich auf die Dauer sowohl von den mitgebrachten wie auch von den Werthaltungen der aufnehmenden Gesellschaft. Dies und die verunsichernde äußere Umgebung, der die Eltern ja durch den Arbeitsprozeß und die Kinder durch die Schule ausgesetzt sind, führen zu der Bildung einer Minderheitensubkultur, die der Familie und v.a. den Kindern keinen ausreichenden Halt zu bieten in der Lage ist. (Von Klitzing, 1983, S. 47).

Dazu kommt noch, daß die Geborgenheit und das Aufgehobensein in einem Netz von Menschen gleicher Herkunft meistens verbunden ist mit einem gewissen Zwang, diese Gruppe nicht zu verlassen. Eine Auseinandersetzung mit der realen, lebensbestimmenden Umwelt erscheint dann weder naheliegend noch wünschenswert und läßt diese zu einer peripheren Erscheinung werden. So groß der Kreis von albanischen Freunden und Bekannten auch sein mag, bietet er doch nur eine beschränkte Auswahl verschiedener Lebensformen. Die Vielfalt von gelebten Beziehungsmustern, Arbeitsformen, Ideen und Weltanschauungen, die in der Heimat vielleicht vorhanden wären, und die ein Kind oder einen Jugendlichen zur Ausbildung eigener Lebenspläne anregen mögen, ist deshalb nicht gegeben. So kann die emotionale Sicherheit in der Emigrantengruppe auch zur blockierenden Einschränkung und einer Reduktion der Entwicklungsmöglichkeiten führen. Nähere Erläuterungen zur grundsätzlichen Frage, wie weit eine Integration in die schweizerische Gesellschaft auch eine Anpassung an den hiesigen Lebensstil beinhalten muß, und welche Formen der Integration überhaupt erwünscht, beziehungsweise möglich sind, folgen in Kap. 5.

Beobachtet man das Verhalten von Kindern und Jugendlichen untereinander, so fällt auf, daß jüngere Kinder häufiger in gemischtnationalen Gruppen spielen. Dabei mögen sich auch Konflikte und Streitereien ergeben, in deren Verlauf kulturell bedingte Unterschiede aufgegriffen werden. Im allgemeinen werden diese Unterschiede jedoch relativ wertneutral zur Kenntnis genommen und bedeuten keine Barriere für einen gegenseitigen Kontakt. Je älter die Kinder jedoch werden, um so größer scheint das Bedürfnis zu sein, sich mit Freunden und Kameraden der gleichen Nation zusammenzuschließen, was gleichzeitig auch eine Abgrenzung gegenüber Angehörigen anderer Kulturen mit sich bringt. Im Verlaufe der Pubertät prägt sich diese Tendenz allerdings bei kosovo-albanischen Jugendlichen etwas stärker aus als bei Schweizerkindern. Bei jugendlichen Schweizern kann die Öffnung für interkulturelle Kontakte sowohl die Neugierde für anderen Lebensformen beinhalten als auch Ausdruck einer gewissen Protesthaltung und Abgrenzung der familiären Herkunft gegenüber sein. Die paradoxe Haltung rechtsradikaler Jugendliche läßt auf einen pathologischen Hintergrund schliessen (Streeck-Fischer, 1993), auf den an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann.

Wie Erdheim ausführt, beinhaltet gerade die Phase der Pubertät auch eine Distanzierung von übernommenen familiären Werten und eine Öffnung für das Fremde und Andere. In den meisten kosovo-albanischen Familien steht dem jedoch ein starker Druck der Eltern entgegen, die eigene Familie und Kultur nicht zu verraten. Indem sich ein junger Mensch gegen diese Wünsche seiner Familie stellt, würde er nicht nur massive innerfamiliäre Konflikte heraufbeschwören, sondern auch Akzeptanz und Respekt in der Exilgruppe der Albaner verlieren. Der soziale Druck, mindestens beim Eintritt in die Pubertät ein angemessenes, albanisches Identitätsbewußtsein anzunehmen, ist für Mädchen wohl noch ausgeprägter als für Knaben.

Die besondere Form und Gestaltung der familiären Beziehungen unter Kosovo-Albanern wurde bereits in Kap. 1 dargestellt. In der Migration verändern sich diese Beziehungen noch weit stärker, als sie dies auch sonst im Rahmen eines jeden gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses tun würden. Dieser Wandel findet vor dem Hintergrund eines recht massiven Druckes durch die schweizerische Öffentlichkeit statt und kann sich demzufolge oftmals nicht so gestalten, wie er es in einem freieren Umfeld tun würde. Wenn kosovo-albanische Kinder und Familien in der Schweiz unter diesen Umständen leiden und vereinzelt ernsthafte Symptome einer gefährdeten Entwicklung aufweisen, so sind die Ursachen deshalb nicht nur in der innerfamiliären Struktur und allenfalls in kulturell bedingten Anpassungsschwierigkeiten zu suchen, sondern es muß auch nach den belastenden Faktoren gesucht werden, welche die schweizerische Bevölkerung und ihre Institutionen produzieren.

4. Konflikt- und Reibungspunkte

4.1. Unterschiedliche Wirklichkeitskonstruktionen

Spannungen und Konflikte können sich in jeder menschlichen Gemeinschaft aus der Konkurrenz um materielle und immaterielle Ressourcen ergeben. Eine Verknappung der allgemeinen finanziellen Möglichkeiten, drohende Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Umweltverschmutzung und sinkende Bildungschancen wecken in vielen Menschen zunächst einmal jene Art von Selbsterhaltungstrieb, der die eigenen Bedürfnisse auch auf Kosten der anderen durchsetzen möchte. Leider ist im Moment eine gesellschaftliche Tendenz in dieser Richtung durchaus spürbar und akzentuiert Spannungen zwischen der einheimischen Bevölkerung und den Ausländern. Dabei spielt jedoch das Ausmaß einer objektiv vorhandenen Krise eine ebenso große Rolle wie die subjektive Bedeutung, welcher ihr zugemessen wird.

Gesellschaft besitzt tatsächlich objektive Faktizität. Und Gesellschaft wird tatsächlich konstruiert durch Tätigkeiten, die subjektiv gemeinten Sinn zum Ausdruck bringen... Es ist ja gerade der Doppelcharakter der Gesellschaft als objektive Faktizität und subjektiv gemeinter Sinn, der sie zur „Realität sui generis“ macht, ... (Berger/Lukmann, 1989, S. 20).

Mit anderen Worten: Ob die Ausländer für die Schweiz tatsächlich eine Bedrohung darstellen, und ob die Kosovo-Albaner Frieden und Sicherheit gefährden, kann ein reines Phantasiegebilde sein. In dem es aber für manche Schweizer zur Gewißheit wird, erhält es soziale Wirkungskraft und wird zum realen Problem.

Ursache und Anlaß für Konflikte können nicht nur in wirtschaftlichen Problemen, sondern auch in unterschiedlichen Wirklichkeitskonstruktionen, d.h. in einer grundsätzlich anderen Art, die Welt zu betrachten, begründet sein. Nach Berger/Lukmann (1989) folgt die Art und Weise, wie wir uns ein Bild von der Wirklichkeit machen und die äußere Realität in unserem Inneren neu konstruieren, im allgemeinen den sozialen und kulturellen Vorgaben. Dabei werden bestimmte Grundannahmen gewissermaßen a priori als wahr und richtig anerkannt, gewisse Verknüpfungen und Zusammenhänge zwischen einzelnen Phänomenen als logisch gegeben betrachtet, und die einzelnen Konstruktionen werden in eine allgemein verbindliche Hierarchie der Relevanz gesetzt. All das zusammen bildet den in einer Gesellschaft verfügbaren Vorrat an Wissen, und die Teilhabe an diesem Wissen entscheidet über das soziale Überleben. Dabei muß und kann ein einzelnes Individuum nicht ständig alles Wissen präsent haben, es sollte ihm jedoch grundsätzlich verfügbar sein.

Wenigstens in großen Zügen zu wissen, wie der gesellschaftlich zugängliche Wissensvorrat verteilt ist, gehört zu den wichtigsten Bestandteilen eben dieser Gesellschaft. Ich weiß in der Alltagswelt mit einiger Gewißheit, was ich vor wem geheimhalte, an wen ich mich wenden muß, um zu erfahren was ich nicht weiß. Und ich weiß auch im allgemeinen, welche Typen von Menschen über welche Typen von Wissen verfügen sollten. (Berger/Lukmann, 1989, S. 48)

Das heißt, nicht nur das Wissen als solches muß für ein Gesellschaftsmitglied erreichbar sein, auch die Regeln für den Umgang damit müssen ihm bekannt sein. Gerade diese Regeln sind für Kosovo-Albaner und Schweizer offensichtlich nicht immer dieselben, was dazu führt, daß sich die Kosovo-Albaner in der Schweiz in einer benachteiligten Situation befinden, die vielen Schweizern gar nicht bewußt ist, weil es sich für sie um Selbstverständlichkeiten handelt.

Beispiele dafür können das Versicherungswesen sein, Organisation und Aufbau der Volksschule, die Rechte und Pflichten in einem Mietverhältnis oder andere, scheinbar nebensächliche Bereiche.

Ihren starken Einfluß auf das soziale Zusammenleben erhalten diese Wirklichkeitskonstruktionen dadurch, daß es sich nicht um abstrakte, rein kognitive Gebilde handelt, sondern daß diese vielmehr mit intensiven Gefühlen verbunden sind. In einer anderen Kultur, unter anderen Machtverhältnissen und unterschiedlichen ökologischen, sozialen und religiösen Voraussetzungen können diese Wirklichkeitskonstruktionen ganz anders aussehen. Meiner Meinung nach liegt darin, neben den in Kap. 3 beschriebenen psychodynamischen Mechanismen, ein wesentlicher Anlaß für Konflikte zwischen den kosovo-albanischen Migranten und den Schweizern. Religion und Ideologie bilden dabei nur den Überbau für ganz alltägliche Sinnkonstruktionen. Der Kontakt mit anderen Kulturen, für die eine ganz andere Weltsicht die gleiche Gewißheit beinhaltet, stellt nach Berger/Lukmann (1989) für die innere Struktur einer Gesellschaft eine Bedrohung dar und läßt das Bedürfnis der gesellschaftlichen Institutionen wachsen, die eigene Sinnwelt und damit die innere Ordnung durch zusätzliche Konzeptionen zu stützen.

Zwei Gesellschaften, die sich widersprüchlichen Sinnwelten entgegensetzen, entwickeln beiderseits Konzeptionen, um die jeweils eigene Sinnwelt abzusichern. Hinsichtlich ihrer inneren Schlüssigkeit mögen beide Konzeptionen dem unbeteiligten Betrachter wenig Auswahl bieten. Welche gewinnen wird, hängt von der Macht, nicht vom theoretischen Genie ihrer Legitimatoren ab. (Berger/Lukmann, 1989, S. 117).

Dieser Prozeß der Legitimation der eigenen Sinnwelt ist meines Erachtens bei vielen Kosovo-Albanern in der Schweiz zu beobachten, wobei die Frage von Macht bzw. Ohnmacht in vielen Fällen gefühlsmäßig mitschwingt. Die Weigerung mancher kosovo-albanischen Familie, sich einer schweizerischen Sichtweise der Dinge anzunähern, mag in der Furcht begründet sein, wenn einmal einzelne Stücke aus dem eigenen kulturellen Sinngefüge herausgebrochen würden, damit die gesamte persönliche Eigenständigkeit aufzugeben. Dieser Dogmatismus und die Radikalisierung der eigenen Überzeugung beruhen zum großen Teil auf dem Bedürfnis, die große innere Verunsicherung durch ein Festhalten an ganz eindeutigen Positionen auszugleichen. Die Schlußfolgerung, welche Sticht & Fox (1966) aus einer Untersuchung an amerikanischen Studenten zogen, läßt auf eine allgemein menschliche Tendenz schließen, mit der den Angstgefühlen begegnet wird, die ein geographischer Ortswechsel mit sich bringt.

...it seems to us that a logical „defense“ against repeated social and environmental disruptions would be to „cling to“ the only things that are relatively permanent under such conditions - i.e., ones own beliefs. (Sticht & Fox, 1966, S. 171).

Dieses Reaktionsmuster beschränkt sich nicht nur auf die „Wandernden“ selber, sondern findet sich in fast spiegelbildlicher Weise bei der ansässigen, schweizerischen Bevölkerung. Ein beachtlicher Teil der Schweizer versieht beispielsweise nationales Brauchtum und Folklore plötzlich mit einer Bedeutung und Wichtigkeit, die sie lange Zeit nicht mehr hatten. Parallel einher mit dem Ausbau und der Verfestigung der eigenen Sinnkonstruktionen geht eine Abwertung von fremden Sinnkonstruktionen. Die ökonomische Notlage und die Gewalteskalation im Kosovo auf der einen Seite, familiärer Zerfall, eine hohe Scheidungsrate und durch Isolation hervorgerufenen menschliches Leid auf der anderen Seite müssen als augenscheinliche Begründung für die Minderwertigkeit der jeweils anderen Sinnwelt herhalten.

Ausgehend von sehr unterschiedlichen Orientierungs- und Wertmustern und der Unkenntnis über die jeweils andere Wirklichkeitskonstruktion ist die Kommunikation zwischen Schweizern und Kosovo-Albanern oftmals erschwert. Dazu ein Beispiel: Für viele Kosovo-Albaner gehört es zu den Regeln der Höflichkeit, daß man eine fremde Person nicht mit einem ausgesprochenen „nein“ vor den Kopf stößt, da dieses einer Beleidigung gleichkäme. Aus der Art und Weise des „Ja-Sagens“ sollte ersichtlich werden, ob die Zusage auch gilt, oder nur der Höflichkeit zuliebe gemacht wurde. Eine schweizerische Bezugsperson kennt jedoch keine derartige Differenzierung und ist entsprechend brüskiert, wenn eine, ihrer Meinung nach verbindliche, Abmachung einfach nicht eingehalten wird.

In den folgenden Abschnitten sollen einige weitere Bereiche aufgedeckt und erläutert werden, in denen sich sowohl Wirklichkeitskonstruktionen wie Wunschvorstellungen von Schweizern und Kosovo-Albanern unterscheiden. Dabei gehe ich davon aus, daß solche Differenzen nicht a priori Ursache für Konflikte sein müßten, sondern daß diese erst im Zusammenhang mit bestimmten psychischen Grundstrukturen, wie sie innerhalb und zwischen den betroffenen Interaktionspartnern angelegt sind, verhängnisvolle Bedeutung erhalten.

4.2. Das Verhältnis zwischen Familie, Öffentlichkeit und Staat

Jede Gesellschaft hat mit einem gewissen Spannungsverhältnis zwischen Familie und Kultur fertig zu werden. Die Familie ist einerseits der Ort, an dem die zukünftigen Gesellschaftsmitglieder in Übereinstimmung mit bestimmten kulturspezifischen Vorgaben herangebildet werden (Claessens 1979). Andererseits besteht in der Familie auch die Tendenz, daß sie ihre Angehörigen allzu stark an sich bindet und nur ungern freigibt in die übergeordnete, gesellschaftliche Welt. In seinem Werk „Das Unbehagen in der Kultur“ befaßte sich Freud (1930) ausführlich mit dem Antagonismus zwischen Familie und Kultur und lieferte eine umfassende Analyse seiner Hintergründe und Folgen. Basierend auf diesen Gedankengängen stellte Erdheim (1984) fest, daß es vor allem Gesellschaften mit einer hohen Entwicklungsdynamik sind, die diesen Widerspruch zwischen bewahrender Familie und wirtschaftlich-kulturellem Fortschritt akzentuieren. In nicht-industrialisierten Gesellschaften tritt dieser Gegensatz weniger scharf zu Tage, und die wohl wichtigste Aufgabe der Kultur besteht darin, gesellschaftliche Normen für Heirat, Geschlechterbeziehungen und Verwandtschaft aufzustellen und damit die Durchsetzung des Inzestverbotes zu gewährleisten.

Die Schweiz, welche, ob sie es wahrhaben will oder nicht, sicher zu den Kulturen gehört, deren wirtschaftliches Bestehen eine ständige Veränderung und Weiterentwicklung fordert, löst den Konflikt zwischen Familie und Kultur damit, daß bereits ab dem Kindergartenalter eine langsame, aber stetige Ablösung des Kindes von seiner Familie erfolgt. Sowohl die emotionale Bindung wie der Einfluß auf Überzeugungen und Werthaltungen gehen zunehmend von den Familienmitgliedern an andere soziale Gruppen (Schule!) über, auf welche die gesellschaftlichen Institutionen einen wesentlichen Einfluß ausüben. Dazu kommt, daß die ideelle Konstruktion der Schweiz als Staatsgebilde und diejenige der Schweiz als eigenständige Kultur durch die Regierungsform der direkten Demokratie weitgehend übereinstimmen sollte. Über die Verinnerlichung und die starke Identifizierung mit der Demokratie sollte jede einzelne Familie in ihrem Selbstverständnis auch ein Teil des Staates sein und dessen Institutionen sollten demzufolge in ihrem Auftrag und Einverständnis handeln. Mit dieser Konstruktion, welche eine formale und eine innerpsychische Relevanz hat, wird der Konflikt zwischen

Familie und Kultur, bzw. den staatlichen Institutionen, die diese Kultur aufrechterhalten, eigentlich aufgehoben.

Die Kehrseite davon ist, daß die Schweizer Familie unter einem starken Druck steht, nicht nur äußerlich normgerecht zu funktionieren, sondern auch familienintern die Ideale schweizerischer Kultur zu verwirklichen. Analog dazu besteht das Erziehungsziel darin, daß der junge Mensch nicht nur die familiären, sondern auch die gesellschaftlichen Normen soweit verinnerlicht hat, daß sie zu einem Teil seiner eigenen Persönlichkeit geworden sind. Wenn man ihn nicht mehr kontrollieren und beaufsichtigen muß, weil er sich aus eigenem Antrieb so verhält, wie es das gesellschaftliche System vorsieht, gilt er als „mündiger Bürger“. Aufgrund der Ausführungen in Kap. 1 versteht es sich von selbst, daß eine derart starke Identifikation mit staatlichen Institutionen für die Kosovo-Albaner undenkbar ist. Ihr Selbstverständnis gründet sich vielmehr auf die Opposition gegen die (fremden) Staatsorgane. Die Zugehörigkeit zur albanischen Kultur ist dagegen sehr hoch besetzt. Ein Konflikt zu den familiären Bindungen ergibt sich daraus kaum. Die albanische Kultur kann sich weder im Kosovo noch in Mazedonien über eigene staatliche Institutionen ausdrücken und etablieren. Vielleicht erfuhr sie auch deshalb bisher nur geringen Wandel, da sie sich mehrheitlich in idealen Vorstellungen und Gefühlen vollzieht und weniger dem Druck durch die Auseinandersetzung mit den ständig wechselnden Erfordernissen der modernen Weltwirtschaft unterliegt.

Die Mehrheit der Schweizer Bevölkerung identifiziert sich dagegen mehr oder weniger stark mit „ihren“ Institutionen. Die Schule ist beispielsweise nicht einfach eine staatliche Anstalt, sondern ein Stück weit auch „ihre Schule“. Wenn sich deshalb ein/e Schweizer/in an die Behörden wendet, so tut er oder sie dies im allgemeinen mit einem gewissen Respekt, aber auch mit dem Vertrauen, daß die eigenen Ansprüche angemessen berücksichtigt werden. Umgekehrt besteht eine selbstverständliche Bereitschaft, sich behördlichen Anordnungen zu unterziehen oder Ratschläge und Anregungen von dieser Seite sehr ernst zu nehmen. So spürt ein Schweizer Kind, das die Schule besucht im allgemeinen, daß seine Eltern zwar nicht unbedingt mit der Lehrperson, aber doch mit den wesentlichen Inhalten des Lehrplanes einig gehen. Das ganze subtile Gefüge von Einstellungen und Werthaltungen, das zwischen den stofflichen Inhalten mitschwingt, steht selten in einem grundsätzlichen Gegensatz zu dem, was zu Hause vermittelt wird.

Die meisten Kosovo-Albaner haben eine völlig andere Beziehung zu den staatlichen Behörden und deren Vertretern. Diese gründet sich einerseits auf ihre bisherigen Erfahrungen im Kosovo, andererseits auf die Tatsache, daß sie hier in der Schweiz als Nicht-Staatsbürger keinen Einfluß auf die staatlichen Organe nehmen können, und damit weder die Schule noch andere Institutionen die „ihren“ sind. Im Unterschied zu anderen Ausländernationen, die, wie etwa die Italiener, über die Konsulatsvertretung ihres Heimatstaates wenigstens Unterstützung beim Anbringen ihrer Anliegen erhalten, verfügen die Kosovo-Albaner über keinen solchen Rückhalt. Dies hat zur Folge, daß viele von ihnen den Vertretern der Schweizerischen Öffentlichkeit mit einem gewissen Mißtrauen begegnen. Lehrer/innen, Schulpsycholog/innen und Betreuer erzählten mir, daß es oftmals nicht leicht sei, zu albanischen Familien ein Vertrauensverhältnis aufzubauen. Manche von ihnen scheinen die staatlichen Einrichtungen der Schweiz so gut wie möglich für ihre eigenen Zwecke instrumentalisiert zu wollen, ohne die Bereitschaft für einen echten Dialog aufzubringen. Für schweizerische Berufsleute, die an einem vertieften, sozialen Engagement interessiert sind, bedeutet diese Reaktion oftmals eine

große Kränkung. In solchen Fällen wird für sie der Widerspruch zwischen ihrer beruflichen Definition als staatlichem Institutionsträger und ihrem persönlichem Engagement besonders spürbar.

Zusammenfassend glaube ich sagen zu können, daß das Verhältnis zwischen Familie und Öffentlichkeit bei kosovo-albanischen und bei schweizerischen Familien grundsätzlich ein anderes ist, und daß hier einer der wichtigsten Punkte für gegenseitige Mißverständnisse und Konflikte liegt. Die meisten Schweizer mögen zwar formal durchaus eine klar formulierte Privatsphäre beanspruchen, innerpsychisch sind die Grenzen zwischen persönlichem Bereich und politisch-sozialem Bereich jedoch fließend. Das Über-Ich übt seine Funktion infolgedessen nicht nur im familiären Rahmen und in Beziehungen der näheren sozialen Umgebung aus, sondern erstreckt sich auch auf den Umgang mit der abstrakteren Organisation des öffentlichen Lebens.

In der traditionellen kosovo-albanischen Familie wird eine ganz klare Grenze gezogen zwischen verwandtschaftlichen Beziehungen und öffentlichem Leben. Für beide Bereiche gelten je getrennte Regeln des Verhaltens, und im Zweifelsfalle kommt die Loyalität der Familie gegenüber absolut vor gesellschaftlichen Verpflichtungen. Es ist deshalb auch nicht selbstverständlich, daß die Verhaltensnormen, welche für den Umgang mit Verwandten gelten, einfach auf Exponenten des öffentlichen Lebens übertragen werden. Diese müssen sich vielmehr erst durch ein entsprechendes Verhalten als Autorität legitimieren.

Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß der Begriff „Familie“, so wie er in der Umgangssprache gebraucht wird und für die emotionale Beziehungsstruktur eines einzelnen Menschen Bedeutung hat, in der Schweiz und im Kosovo zwei ganz verschiedene Personenkreise umfaßt. In der Schweiz werden im allgemeinen nur die direkten Angehörigen, also Kinder und Eltern, Geschwister und allenfalls noch Großeltern und Enkel dazu gerechnet. Nach albanischem Verständnis umfaßt die Familie, welcher sich das einzelne Individuum zugehörig und verpflichtet fühlt, alle Blutsverwandten in der väterlichen Linie, also auch Cousins und Cousinen, Onkel und Tanten, Großcousinen, Nichten und Neffen etc. Die Familie als unterstützendes Beziehungsnetz, aber auch als Loyalität fordernde Institution hat somit rein zahlenmäßig ein viel größeres Gewicht. Die gefühlsmäßige Verbundenheit zu ihr ist für fast alle Kosovo-Albaner eine Selbstverständlichkeit und wird fraglos respektiert. In der Schweiz werden familiäre Gründe für eine Schulabsenz, verspätetes Erscheinen bei der Arbeit oder bei einem offiziellen Termin hingegen selten akzeptiert. Was den Schweizern in solchen Fällen als Disziplin- und Verantwortungslosigkeit erscheinen mag, empfinden die Kosovo-Albaner umgekehrt als herzlose Härte.

4.3. Autonomie und Abhängigkeit in der Familie

Hinter der unterschiedlichen Bewertung von Familienleben, öffentlich-sozialem Leben und der eigenen Individualität steckt letztlich auch ein anderes Menschenbild. Während in der Schweiz, wie in allen westlichen Industrienationen der individuellen Selbstverantwortung und -verwirklichung des einzelnen Menschen höchste Priorität eingeräumt wird, sieht die albanische Kultur den Menschen viel stärker als Mitglied der Gemeinschaft, welche die Familie und im weiteren Sinne das albanische Volk darstellt. Jede Kultur bildet für sich auch eine Theorie über die Persönlichkeit des Menschen aus und die Reihenfolge, mit der die einzelnen Aspekte gewichtet werden, sagt auch viel über die Werte der entsprechenden Gesellschaft aus.

Für die westliche Industriegesellschaft (und damit die Schweiz) nennt Schlumpf (1992) in Anlehnung an Fend (1991) die folgenden bedeutenden Persönlichkeitsdimensionen:

- die aus der Kindheit stammende Ich-Stärke
- die allgemeinen Fähigkeiten der intellektuellen Problemanalyse und des Verständnisses sozialer Probleme
- die motivationalen Orientierungen an Leistungs- und Disziplinerwartungen
- und schließlich das Gemeinschaftsgefühl, die soziale Bereitschaft bzw. die prosoziale Motivation

Nach albanischem Verständnis würde die Aufstellung dieser Persönlichkeitsmerkmale genau in der umgekehrten Reihenfolge geschehen. Solche Vorstellungen über das Bild des Menschen geben das Erziehungsziel maßgeblich vor. Die Art und Weise wie man sich Kindern gegenüber verhält, was man an angeborenen Anlagen voraussetzt und welche Maßnahmen man allenfalls trifft, um sie zu der gewünschten Persönlichkeit heranzubilden, hängen stark davon ab. Dabei können nur schon die Konzeptionen über den Begriff „Kindheit“ als solche sehr weit auseinandergehen.

Was in einer Gesellschaft noch zur Kindheit gehört, mag in einer anderen Gesellschaft schon als erwachsen definiert werden. Auch die gesellschaftlichen Ansichten über Kindheit variieren stark - so etwa, was ihr an Gefühlen, moralischer Verantwortlichkeit oder geistigen Möglichkeiten zugeschrieben wird. (Berger/Lukmann, 1989, S. 147).

Obwohl gewisse Ideologien mitunter etwas anderes aussagen, läuft das finale Erziehungsziel in der Schweiz darauf hinaus, daß sich die Kinder, resp. die Jugendlichen beim Eintritt ins Erwachsenenalter möglichst weitgehend von ihren familiären Bindungen lösen. Die schweizerischen Erziehungskonzepte sind relativ stark auf Autonomie und Unabhängigkeit ausgerichtet. Das beinhaltet auch, daß man die Kinder schon recht früh als eigenständige Persönlichkeiten betrachtet und ihnen ganz spezifische Bedürfnisse zugesteht. Auf der anderen Seite wird vom Kind eine altersgemäße Leistung erwartet, die sich möglichst durch Eigenständigkeit und Originalität auszeichnen sollte, ohne aber gewisse moralische Tabus zu verletzen. Traditionellerweise wird von Schweizer Kindern zwar ebenfalls Respekt und Gehorsam den Eltern gegenüber erwartet. Mit wachsender Reife wird den Jugendlichen aber immer mehr Selbstbestimmung zugestanden. Auch wenn dieser Ablösungsprozeß keineswegs immer reibungslos verläuft, erwarten die meisten Eltern von ihren Kindern mit dem Erreichen der Volljährigkeit, zumindest aber bei deren Familiengründung eine weitgehende ökonomische und soziale Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Inwieweit dieser Emanzipationsprozeß der Kinder auch eine Lösung von emotionalen Bindungen miteinbezieht, ist nochmals eine andere Frage.

Der Mensch unterliegt (in der modernen Leistungsgesellschaft, Anm. der Verf.) einem fortlaufenden Sozialisierungsprozeß, der in der Jugendphase mitunter kontrafamiliale Werte und Regelungen mit sich bringt und eine Umorientierung des gesamten Verhaltens erfordert. Deshalb muß sich das Fortbestehen der Herkunftsfamilie mit rigiden Kontrollmechanismen und starken emotionalen Abhängigkeiten nach Erreichung eines bestimmten Alters negativ auswirken, weil sich der junge Mensch in außerfamilialen Milieus (Schule, Beruf, Freizeit) bewähren muß, will er nicht als „Muttersöhnchen“ und „Nesthocker“ erscheinen. (Sieder 1991, S. 145)

Die frühe Ablösung von der Herkunftsfamilie hat in der Schweiz eine lange, geschichtliche Tradition. Im Vergleich zu früheren Jahrhunderten leben Jugendliche, bedingt durch die langen Ausbildungszeiten, heutzutage viel länger bei ihren Eltern. In vorindustriellen Zeiten gaben die Familien bestimmter sozialer Schichten ihre Kinder schon mit 10 bis 12 Jahren in fremde Dienste (Mitterauer, 1991). Dabei sei beispielsweise an die jugendlichen Dienstboten, an Mägde, Lehrlinge und Knappen erinnert, aber auch an Internatsschüler. Auch wenn sich diese Verhältnisse weitgehend geändert haben, so könnten sie bis heute ihre Auswirkungen auf das kollektive Unbewußte haben und die Einstellung den Kindern gegenüber mitprägen. Das schließt eine intensive Eltern-Kind-Bindung in der frühen und mittleren Kindheit nicht aus. Die meisten Schweizer Eltern rechnen jedoch damit, daß ihre Kinder sie früher oder später verlassen werden.

Gegenseitige Liebe und Abhängigkeit erscheinen aus dieser Sichtweise als zeitlich limitierter Zustand, der irgendwann einmal wieder abgebaut werden wird. Allein schon das Wissen darum, daß die Liebe zwischen Eltern und Kindern kein unverrückbares Grundaxiom ist, das für immer andauern wird, macht sie ein Stück weit manipulierbar. So ist die elterliche Liebe keine grundlegende Selbstverständlichkeit für manche Kinder, sondern an ein bestimmtes Verhalten geknüpft. Die Erziehung in der Familie richtet sich darauf hin aus, daß das Kind bestimmte Verhaltensmuster, wie Ehrlichkeit, Sauberkeit, Leistungsbereitschaft und Ordnungsliebe soweit verinnerlicht, daß es diese ab einem bestimmten Alter auch außerhalb der familiären Kontrolle aufrechterhält. Die Durchsetzung dieser Erziehungsziele wird über den Appell an die Vernunft, über den Entzug bestimmter materieller Güter und häufig auch über Liebesentzug versucht. Die gezielte Anwendung von Gewalt als Erziehungsmittel kommt vermutlich etwas seltener vor. Wo sie auftritt, ist sie meistens auch Ausdruck psychischer oder psychosozialer Probleme der Eltern, wie beispielsweise eine länger dauernde psychische, und/oder physische Überforderungssituation. Hingegen werden Kinder oftmals unter einen großen emotionalen Druck gesetzt, nicht nur eine bestimmte Leistung oder ein gewisses Verhalten zu zeigen, sondern ihre ganze Persönlichkeit den Wünschen ihrer Eltern entsprechend anzupassen. Mit anderen Worten: Schweizer Eltern wollen nicht nur ein Kind, daß sich in bestimmten Situationen lieb, fleißig oder kreativ verhält, sondern sie wollen ein liebes, fleißiges oder kreatives Kind.

Die gesellschaftliche Umorientierung der 68-er Jahre und die Thesen der antiautoritären Erziehung haben ihre Spuren auch im schweizerischen Erziehungsalltag hinterlassen. Viele junge Eltern stellen an sich den Anspruch, ihren Kindern mit größerem Verständnis und Offenheit zu begegnen als sie dies selber in ihrer Kindheit erlebt haben. Auch die meisten populärwissenschaftlichen Erziehungsratgeber tendieren in dieser Richtung. Daß dieser Anspruch im täglichen Familienleben oftmals nicht eingelöst werden kann, und dennoch wieder alte, repressive Erziehungsmuster durchbrechen, belastet manche Eltern mit Schuldgefühlen, zeichnet doch das schweizerische Erziehungsideal das Bild einer harmonischen, konfliktfreien Familie, in der die Eltern ihre Kinder mit einfühlsamer Liebe begleiten.

Ich vermute, daß solche Idealvorstellungen bei kosovo-albanischen Eltern eine geringere Bedeutung haben. Die meisten orientieren sich in ihrem Erziehungsverhalten stärker an konkreten Handlungen und sichtbarem Verhalten, reagieren situationsbezogen und spontan gemäß ihrer momentanen Gefühlslage. Auf der Basis einer grundsätzlichen Liebe und Anhänglich-

keit erwarten sie von ihren Kindern Respekt und Gehorsam. Die Unterordnung unter familiäre Interessen und der Verzicht auf allzu individualistische Strebungen ist wesentlicher Bestandteil der albanischen Familienkultur. Es wird vom Kind erwartet, daß es sich seiner Familie, ihrer Biographie und ihrer Heimatkultur gegenüber loyal verhält. Vor allem der Vater gilt innerhalb der familiären Hierarchie als oberste Autorität. Traditionellerweise wurde diese Autorität mit einem Wissensvorsprung und der Verfügungsgewalt über alle materiellen Güter legitimiert. In der Schweiz kann diese Legitimation jedoch ins Wanken kommen, wenn die Kinder die wichtigsten Kompetenzen in der neuen Umgebung schneller erwerben, also beispielsweise schneller und besser Deutsch lernen, die Verkehrsverbindungen kennen, den Umgang mit sozialen Institutionen besser durchschauen etc. Auf die Problematik dieser Hierarchieumkehr wurde bereits in Kap. 2 hingewiesen.

In der traditionellen kosovo-albanischen Familie ist ein partnerschaftlicher Umgang zwischen Eltern und Kindern nicht vorgesehen. Die klare Rollenzuweisung innerhalb des familiären Systems gibt dem einzelnen Individuum zwar relativ viel Sicherheit, schränkt es in seinen Entwicklungsmöglichkeiten jedoch oftmals ein. Das ganze System ist relativ rigide und das Risiko ist erhöht, daß es unter der großen Belastung der Migration zusammenbricht. Weil noch wenig Erfahrung mit flexiblen, differenzierten Ablösungsformen besteht, neigen manche Eltern dazu, bei ernsteren Konflikten mit massiven Mitteln die absolute Respektierung ihrer Autorität durchzusetzen. Kommt diese nämlich erst einmal ins Wanken, besteht die Gefahr, daß die Eltern in einer erdrutschartigen Auflösung des Beziehungsgefüges jeglichen Einfluß auf ihre Kinder verlieren. (Siehe Kap. 4.4.3.)

In der Schweiz vermitteln viele kosovo-albanische Eltern ihren Kindern einen doppelten Auftrag: Sie möchten einerseits, daß sie sich in der schweizerischen Leistungsgesellschaft bewähren, gute Schüler sind und einen aussichtsreichen, prestigeträchtigen Beruf ergreifen. Andererseits erwarten sie von ihren Kindern jedoch auch, daß sie die gewohnten familiären Strukturen respektieren und die heimatliche Kultur nicht verraten. Für die Eltern, welche die traditionelle Lebensform noch stark internalisiert haben, besteht kein Widerspruch zwischen Selbstverwirklichung und Loyalitätsverpflichtungen gegenüber der Familie und deren Kontext. Persönliches Glück läßt sich für sie nur über das Eingebundensein im sozialen Netz der Großfamilie erleben und ein Ausbruch aus diesem bedeutet für alle Beteiligten ein großes Unglück. Diesbezügliche Ängste wurden auch in den Gesprächen mit fortschrittlich eingestellten Familien deutlich.

Während die Eltern in dem Masse Akkulturationsleistungen erbringen, wie es die berufliche Tätigkeit erfordert, verlangen sie von ihren Kindern Gehorsam und Anerkennung gegenüber den traditionellen Werten und Verhaltensnormen, um die Entwicklung einer eigenen kulturellen Identität der Kinder zu sichern, die geplante Reintegration in die Heimat zu erleichtern, und die innerfamiliären Konflikte zu reduzieren. Der Wunsch nach Erhalt der eigenkulturellen Identität und der Festigung traditioneller Wert- und Normvorstellungen und Verhaltensweisen (z.B. geschlechtsspezifisches Verhalten, Akzeptanz der hierarchischen intrafamiliären Beziehungen) geraten bei vielen Eltern in Konflikt mit ihren auf die Kinder bezogenen Bildungs- und Aufstiegswünschen. (Trommsdorf, 1989, S. 180).

Dieser Konflikt ist für die Eltern selbst oft weniger deutlich spürbar als für ihre Kinder. Für die Eltern haben die Rückkehrphantasien häufig noch Wirklichkeitscharakter und sie können aktuelle Probleme relativieren, indem sie die Situation als nur vorübergehend definieren. Die Verwirklichung persönlicher Wünsche wird in die Zukunft verlegt und das Leben danach

ausgerichtet. Kinder leben hingegen viel stärker im Hier und Jetzt. Für sie verdichten sich die unterschiedlichen Erwartungen seitens der Eltern und der Schule zu einer massiven Spannung, die nach einer Lösung ruft.

Während die Eltern noch den Versuch unternehmen können, sich ihre kulturellen Eigenarten durch Isolierung von der deutschen Umwelt zu erhalten, sind die Kinder durch das Leben in der Familie einerseits und die Konfrontation mit der deutschen Schule und den Mitschülern andererseits mit sich widersprechenden kulturellen Werten konfrontiert. (Von Klitzing, 1990, S. 143).

Es ist erstaunlich zu beobachten, mit welcher Flexibilität manche kosovo-albanischen Kinder dieser Situation begegnen. Je rigider die Forderungen der Beziehungspartner auf der familiären Seite oder auf der schweizerischen Seite jedoch sind, desto größer ist das Risiko, daß das Kind Verhaltensauffälligkeiten, Lernstörungen oder psychosomatische Symptome entwickelt. Eine erfolgreiche Lösung dieses Konfliktes, oder zumindest ein gelöster Umgang damit, ist gleichzeitig Voraussetzung und Inhalt eines Integrationsprozesses. Thomas (1989) faßt die Bedingungen dafür wie folgt zusammen:

Auf Variabilität, Flexibilität, Selbständigkeit, Eigeninitiative, Offenheit und Toleranz hin orientierte Sozialisationspraktiken erleichtern die Entwicklung von Akkulturationsfähigkeiten. (Thomas, 1989, S. 178).

Leider sind diese Voraussetzungen weder in den kosovo-albanischen Familien noch bei den schweizerischen Interaktionspartnern immer gegeben. Für Erwachsene mag das Festhalten am jeweils eigenen Standpunkt auch zur persönlichen Ich-Stärke beitragen und eine innerpsychisch stabilisierende Funktion haben. Für die Kinder bedeuten die Widersprüche zwischen den unterschiedlichen Sichtweisen und Realitätskonstruktionen der Erwachsenen oftmals eine große Belastung und erschweren eine ungebrochene Identitätsentwicklung. Eine gesunde Beziehung zwischen Eltern und Kindern beinhaltet, daß sich die Kinder mit den Persönlichkeitsstrukturen der Eltern identifizieren können und diese zu einem guten Teil auch übernehmen.

Im Vorschul- und Schulalter kommt das Kind ja erstmals wesentlich mit den kulturellen Normen und Werten seiner Umwelt in Berührung. Um dabei bestehen zu können, ist es darauf angewiesen, in der eigenen Familie, vor allem in den Eltern, Vorbilder zu finden, anhand derer es lernen kann, mit der Umwelt umzugehen. Es ist also in diesem Alter auf das Vorhandensein verlässlicher „Identifikationsobjekte“ (meist die Eltern) angewiesen. (Von Klitzing, 1990, S.141).

Wenn sich kosovo-albanische Kinder mit den traditionellen Werthaltungen und Verhaltensmustern ihrer Eltern stark identifizieren, so wie diese es eigentlich auch von ihnen erwarten, geraten sie schnell einmal in Konflikt mit der schweizerischen Lebenswelt, der sie in der Schule begegnen. Dieser Konflikt muß sich nicht unbedingt an klar definierbaren „Äußerlichkeiten“ wie Zuverlässigkeit, Lerneifer, nicht-aggressives Verhalten, etc. festmachen, sondern kann auch ganz subtile, meist unbewußte Einstellungen und Gefühlsreaktionen betreffen.

4.4. Die Schule

Das schweizerische Schulsystem baut zumindest in den unteren Klassen auf eine nahe, emotional geprägte Beziehung zwischen Lehrer/innen und Schüler/innen auf. Das bedeutet, daß die Lehrperson nicht nur über den kognitiv vermittelten Schulstoff Einfluß auf ein Kind ausübt, sondern auch auf der emotionalen Ebene vieles von ihren Werthaltungen und grundsätzlichen Wirklichkeitskonstruktionen weitergibt. Viele Lehrer/innen möchten nicht als reine Wissensvermittler und Respektspersonen wahrgenommen werden, sondern bemühen sich, zu ihren Schüler/innen eine warme, gefühlvolle Beziehung aufzubauen. Je größer die emotionale Nähe eines Kindes zur Lehrperson wird, desto schwieriger fällt es ihm, sich innerlich von ihr zu distanzieren. Für die schweizerische Realität ist dieser Mechanismus durchaus sinnvoll und vielleicht auch unbewußt beabsichtigt, stellt die Schule, vertreten durch die Lehrperson, dem Kind doch eine Möglichkeit zur Verfügung, sich schrittweise von den Eltern abzulösen und seinen intellektuellen und emotionalen Bezugsrahmen zu erweitern. Eine gute Beziehung mit dem/der Lehrer/in und die teilweise Identifikation mit ihm/ihr übt dabei eine wichtige Brückenfunktion aus.

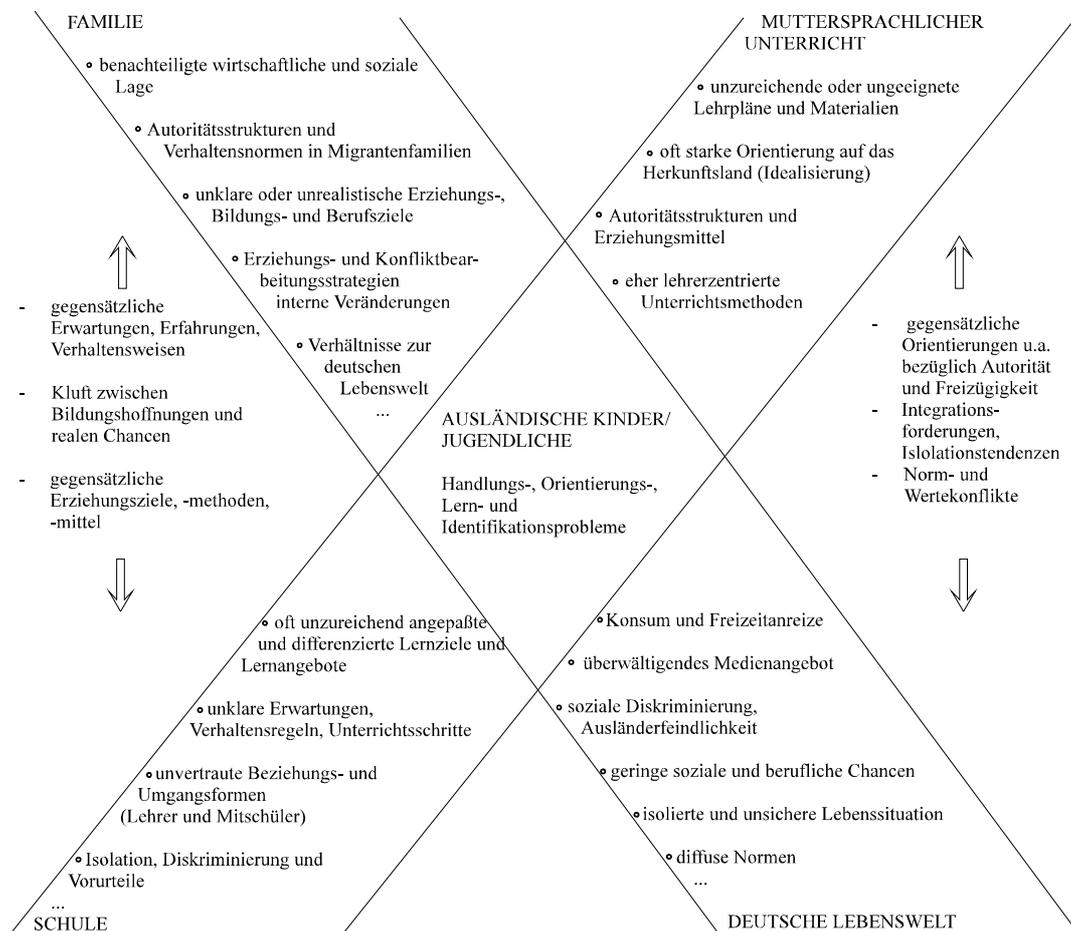
Ein so nahes Lehrer/innen- Schüler/innen- Verhältnis entspricht nicht unbedingt den Erwartungen kosovo-albanischer Eltern. In ihren eigenen Schulerfahrungen haben sie die Lehrperson eher als unnahbare Respektsperson erlebt, der man mit einem klar genormten Verhalten gegenübertrat, welches wenig Spielraum für eine individuelle Beziehung zuließ. So erwarten sie denn auch in der Schweiz von dem/der Lehrer/in in erster Linie eine kompetente Wissensvermittlung, nicht jedoch eine tiefergehende Beziehung zu ihrem Kind.

Für ein kosovo-albanisches Kind kann sich die innere Spannung zwischen Schule und Familie gerade dann verschärfen, wenn es spürt, daß in der Schule von ihm auch eine emotionale Öffnung und Anteilnahme erwartet wird. Damit möchte ich nicht gegen gefühlsmäßige Aspekte in der Lehrer/Schülerbeziehung plädieren. Ich kann mir jedoch vorstellen, daß diese von einem Kind ein differenzierteres Ausbalancieren des inneren Gleichgewichtes verlangen, als wenn die Beziehung zum/zur Lehrer/in rein sachlich orientiert ist.

In jedem Fall stellt die Schule für das Kind die Schnittstelle zwischen den verschiedenen Kulturen, zwischen Familie und neuer Lebensumwelt, zwischen Tradition und Entwicklung dar. Hier treffen die unterschiedlichen Wertsysteme aufeinander, und hier spielt sich der Konflikt zwischen den familiären Erwartungen und den schweizerischen Leistungsanforderungen ab. Diese Leistungsanforderungen beinhalten eben nicht nur das Reproduzieren bestimmter Wissensinhalte oder das Erwerben gewisser Fähigkeiten, sondern meinen auch eine Einstellung dem Leben, der Arbeit und der Gesellschaft gegenüber, wie sie der schweizerischen Wirklichkeitskonstruktion entspricht.

Abbildung 3

Lebensbereiche ausländischer Schüler: Einflüsse, Spannungen, Widersprüche Bereiche mit Dominanz der Herkunftskultur



Nach: Wagner, E. & Schmidke, H.P., (1983)

Die in der obenstehenden Tabelle zusammengefaßten Konfliktpunkte wurden für die Lebenssituation ausländischer Schüler in Deutschland heraus gearbeitet, meiner Meinung nach haben sie ihre Gültigkeit jedoch auch für schweizerische Verhältnisse. Sie akzentuieren sich erstmals beim Schuleintritt und erhalten während entscheidenden Abschnitten in der Schullaufbahn eines Kindes (z.B. Selektion und Übertritt in die Oberstufe, Berufswahl) eine erneute Brisanz, grundsätzlich angelegt sind sie jedoch bereits in der vorschulischen Phase.

4.4.1. Der vorschulische Bereich

Wenn ein schweizerisches und ein kosovo-albanisches Kind in die Schule eintreten, so bringen beide recht unterschiedliche Voraussetzungen mit. In den meisten Schweizerfamilien wird bereits in der frühen Kindheit großes Gewicht auf eine altersgemäße Förderung des Kindes gelegt. Krabbelgruppen, Spielgruppen, Mutter-Kind-Turnen und ähnliche Angebote sollen die Fähigkeiten der Kinder entwickeln und den Müttern zu weiteren Anregungen verhelfen. Mit Ausnahme ausgesprochener Unterschicht- oder auch Oberschichtfamilien nehmen

viele Schweizer Mütter das eine oder andere dieser Angebote wahr. Eine Fülle von Büchern und Zeitschriften bieten weitere Vorschläge, wann und wie das Kleinkind altersgerecht gefördert werden kann. Die meisten Spielzeuge sind so konzipiert, daß sie dem Kind ein spielerisches Lernen erlauben. Ob farbige, geometrische Klötze in entsprechend geformte Löcher gepaßt werden müssen, Legosteine zusammengesetzt oder Puzzleteile zusammengefügt werden, die meisten dieser Spielzeuge zielen auf eine frühe Schulung der kognitiven Fähigkeiten des Kindes ab. Im Kindergarten erfährt die Vorbereitung des Kindes auf die Schule eine weitere Vertiefung. Dabei liegt das Schwergewicht zwar vor allem im sozialen und musischen Bereich, es wird jedoch auch eine Basis von intellektuellem Wissen gelegt, auf das die Schule selbstverständlich aufbaut.

Gretler (1991) weist darauf hin, daß das Bewußtsein in kosovo-albanischen Familien für die Notwendigkeit einer solchen frühen Förderung der Kinder weniger verbreitet ist. In den Mehrkindfamilien nach traditioneller Lebensart fehlt den meisten Müttern die Zeit, sich derart intensiv mit einem einzelnen Kind zu beschäftigen. Hier erhalten die Kinder Förderung und Anregung vermutlich eher über die älteren Geschwister. In Familien ländlicher Herkunft wird das Aufwachsen der Kinder noch stärker als natürlicher Prozeß angesehen, der ausreichende Ernährung, Pflege und Kleidung voraussetzt, im übrigen aber keine speziellen Maßnahmen verlangt. Die Familie sieht sich in diesem Fall für die moralische und religiöse Erziehung zuständig, das Vermitteln intellektueller Fähigkeiten wird ausschließlich der Schule überlassen. Schließlich ist noch einmal darauf hinzuweisen, daß Frauen, die selber nur eine unzureichende Schulbildung erfahren haben, verständlicherweise weniger Kreativität entwickeln, um in ihren Kindern Neugier und Lerneifer zu wecken.

Das Gefühl des Unvermögens, der Hilflosigkeit prägt ganz allgemein das Erziehungsverhalten der Eltern. Sie leben im Empfinden, sie hätten den Kindern sowieso nichts „Wert- oder Sinnvolles“ für ihre „Karriere“ im Emigrationsland zu bieten. (Schuh, 1992, S. 4).

Wie viele Ausländer erleben auch kosovo-albanische Eltern, daß die eigene Sprache und Kultur in der Schweiz nicht sehr angesehen ist, und so verzichten manche von ihnen darauf, sie den Kindern in einer spielerischen, vielfältigen Weise nahezubringen, wie sie es vielleicht in der Heimat tun würden. Die weitgefächerten Sozialkontakte, welche den Kindern zu Hause ebenfalls ein weites Erfahrungsfeld boten, sind in der Schweiz oftmals eingeschränkt. Wenn dann noch, bedingt durch enttäuschte Hoffnungen und die unverarbeitete Trauer um die verlorene Heimat, ein depressives Grundklima in der Familie vorherrscht, kann man tatsächlich von einer benachteiligten Ausgangslage für den Schulbeginn eines Kindes sprechen.

Um dieser Benachteiligung entgegenzuwirken und allfällige Störungen und Schädigungen frühzeitig erfassen zu können, wurde 1994 auf Initiative des Zürcher Sozialamtes ein Müttertreff für albanische Frauen und ihre Kleinkinder ins Leben gerufen. Während die Kinder von einer albanisch sprechenden Spielgruppenleiterin im Sinne einer vielseitigen Förderung betreut werden sollten, sollten sich die Frauen unter der Leitung einer albanischen Kontaktperson und eventuell beigezogenen schweizerischen Fachleuten zu Gesprächen und gegenseitigem Austausch zusammenfinden. Dabei sollten insbesondere Themen der Kindererziehung, aber auch der alltäglichen Orientierung und der Integration in die schweizerische Realität angesprochen werden. Das vielversprechende Projekt mußte aber nach einer anfänglich recht gut laufenden Phase wegen struktureller Probleme wieder eingestellt werden. Die genauen

Gründe entziehen sich meiner Kenntnis, aus Gesprächen mit Betroffenen wurde jedoch spürbar, daß gegenseitige Mißverständnisse und unterschiedliche Ansprüche und Vorstellungen von Schweizerinnen und Kosovo-Albanerinnen eine Rolle spielten. Letztlich scheint das Projekt an einer mangelnden Teilnahme seitens der Kosovo-Albanerinnen gescheitert zu sein. Ob bereits das grundlegende Konzept an ihren Bedürfnissen vorbeiging, oder ob es an der Gestaltung organisatorischer oder inhaltlicher Details lag, ist unklar, eine Neustart des Projektes ist jedenfalls geplant.

4.4.2. Die Volksschule

Auf die enge Vernetzung von Schule und gesellschaftlicher Realität wurde bereits in Kap. 4.2 hingewiesen. An dieser Stelle sei noch erwähnt, daß sich nicht nur Ziele und Inhalte schweizerischer und kosovo-albanischer Schulkonzepte voneinander unterscheiden, sondern auch der methodische Ansatz ein ganz anderer ist. Das traditionelle albanische Schulsystem, wie es die Eltern erfahren haben und wie es Kinder, die erst im Schulalter in die Schweiz emigrierten, teilweise im Untergrund erlebten, zielt vorwiegend auf die Reproduktion von Wissen hin. Lernen wird eher als eindimensionaler Prozeß gesehen, der oftmals nur unter einem gewissen Druck geschieht. Eine ähnliche Schulform war in der Schweiz bis vor wenigen Jahrzehnten weit verbreitet.

Inzwischen haben sich die gesellschaftlichen Prämissen jedoch gewandelt, und in der Schule wird vermehrt auf Selbständigkeit, Kreativität und Eigenverantwortung hingearbeitet. Heute sieht es die Schule als wichtiges Ziel, den Kindern eigene Lernstrategien zu vermitteln, wobei auf die vorgängig erwähnten Vorerfahrungen aufgebaut wird. Von den Kindern wird erwartet, daß sie sich aus eigenem Antrieb mit Aufgabenstellungen beschäftigen und diese möglichst eigenständig lösen. Nicht das fehlerfreie Reproduzieren, sondern ein wirkliches Verstehen von Inhalten wird angestrebt. Neben höheren kognitiven Anforderungen setzen solche Erwartungen auch eine größere innere Teilnahme voraus. Um einen vorgegebenen Text zu rezitieren, muß man sich nicht mit seinem Inhalt identifizieren, das eigenständige Verfassen eines Textes verlangt jedoch eine größere innere Beteiligung. So begrüßenswert eine ganzheitliche Unterrichtsform ist, so stellt sie manche kosovo-albanischen Kinder doch vor große Probleme, weil sie eben auch ein vertieftes Engagement verlangen. Dieses können jedoch nicht alle erbringen, entweder, weil sie nicht über die geforderte Basis verfügen, oder weil sie dadurch in allzu starke emotionale Konflikte verstrickt werden.

Die Schule hier ist auf einen ganz bestimmten gesellschaftlich-familiären Kontext angewiesen. Sie ist nicht ein sauber von den übrigen Lebensbereichen abtrennbarer, in sich allein bestehender Faktor, sondern durch Hunderte von sichtbaren und weniger sichtbaren Verbindungen abhängig von unserem ganzen System. Die augenfälligste, allen bewußte Interdependenz zum System liegt in der Sprache. (Gretler, 1991, S. 53)

Hat ein kosovo-albanisches Kind Schwierigkeiten in der Schule, so werden Sprachprobleme rasch als vordergründige Ursache dafür herangezogen. Für Eltern und Lehrer/innen zeigt sich hier die Differenz und Benachteiligung gegenüber Schweizer Kindern am offensichtlichsten. Mit zusätzlichen Deutsch- und Förderkursen wird versucht, dem Problem zu begegnen. Solche Maßnahmen können natürlich dazu beitragen, ein Wissensdefizit des Kindes aufzufangen, der wahren Problematik des Kindes kommen sie jedoch nicht immer entgegen. So kann es im ungünstigsten Fall geschehen, daß ein Kind von Seiten der Eltern wie von derjenigen des/der Lehrer/in allein gelassen und mißverstanden wird. Manche Lehrer/innen resignieren

nach anfänglichen Integrationsbemühungen und schieben den schulischen Mißerfolg eines Kindes auf seine kognitiven Defizite. Auch wenn die Formulierung etwas freundlicher ausfällt, verstehen die Eltern die Botschaft dahinter sehr wohl und reagieren auf die Beurteilung, ihr Kind sei dumm, mit Empörung. Nach ihrer Meinung fehlt es dem Kind eher am guten Willen, und mit etwas mehr Druck ließe sich das Lernziel schon erreichen. Beide Positionen sind letztlich Ausdruck der Ratlosigkeit und des Unvermögens, die spannungsgeladene, konflikträchtige Lage des Kindes zu begreifen. Die Einsicht in seine Problematik würde es unweigerlich mit sich bringen, daß die eigene Sichtweise der Dinge ein Stück weit hinterfragt und zugunsten der jeweils anderen aufgegeben werden müßte. Die Bereitschaft dazu ist weder auf Seiten aller Kosovo-albanischen Eltern noch aller Schweizer Lehrkräfte gegeben.

Die obenstehenden Ausführungen sind jedoch dadurch zu relativieren, daß längst nicht alle kosovo-albanischen Kinder Schulprobleme haben. Die Anmeldungen etwa beim schulpsychologischen Dienst der Stadt Zürich bewegen sich im durchschnittlichen Rahmen.

Vor allem Kinder, die hier in der Schweiz geboren und aufgewachsen sind und die bereits den Kindergarten besucht haben, sind durchaus erfolgreiche Schüler/innen und werden von den Lehrer/innen als fleißige und pflichtbewußte Kinder geschätzt. Daß auch ein kosovo-albanisches Kind überdurchschnittlich intelligent sein und die entsprechenden Fähigkeiten haben könnte, um das Gymnasium zu besuchen, erscheint zumindest als ungewöhnlich. Wenn eine kosovo-albanische Familie versuchen möchte, ihrem begabten Sohn durch Nachhilfestunden zum Bestehen der Eintrittsprüfung zu verhelfen, wird dies schnell einmal als überzogener Anspruch wahrgenommen. In wohlhabenden Schweizerfamilien ist das gleiche Vorgehen dagegen fast eine Selbstverständlichkeit. Auch hier zeigt sich die subtile aber hartnäckige Diskriminierung der Kosovo-Albaner (und anderer Ausländer), die sich nicht nur in konkreten Maßnahmen äußert, sondern in einer bestimmten Art und Weise der alltäglichen Sinnkonstruktion, die es für Ausländer wie Schweizer schwer macht, daraus auszubrechen.

Für Kinder, die bereits im Kosovo eingeschult wurden und erst im Verlaufe ihrer Schulzeit in die Schweiz kommen, stellt die Integration in das schweizerische Schulsystem natürlich eine viel größere Herausforderung dar. Neben großen Sprachproblemen ist auch der Kulturschock und die Trennung von zurückgelassenen Freunden, Bekannten und Familienangehörigen zu verarbeiten. Häufig finden sich auch in der Biographie der Kernfamilie bereits Trennungserfahrungen. Das Wissen um die individuelle Migrationsgeschichte eines Kindes kann deshalb für die Lehrer/innen, Therapeut/innen und andere Betreuungspersonen von großer Wichtigkeit sein. Neben einfühlsamem Verständnis und kompetenter Hilfestellung brauchen solche Kinder auch ein gutes Maß an Zeit und Ruhe, um die vielen neuen und zum Teil widersprüchlichen Erfahrungen zu verarbeiten und eine neue innere Orientierung zu gewinnen. In unserer hektischen Leistungsgesellschaft steht ihnen diese Zeit jedoch nicht immer im notwendigen Ausmaß zur Verfügung.

Über spezielle Einschulungsklassen und Förderkurse gelingt es in den allermeisten Fällen, diese Kinder zumindest äußerlich dennoch in das schweizerische Schulsystem zu integrieren, und viele kosovo-albanische Kinder durchlaufen letztlich eine unauffällige Schullaufbahn. Im Zusammenhang mit dem inneren Aufbruch in der Pubertät und der Suche nach einer persönlichen Identität können die emotionalen Konflikte, die während der Kindheit durch die intellektuelle Herausforderung und die Suche nach konkreten, handlungsorientierten Lösungen verdrängt wurden, jedoch erneut aufbrechen.

4.4.3. Adoleszenz und Berufswahl

Während der Adoleszenz treten geschlechtsspezifische Konflikte und Spannungen besonders deutlich zu Tage. Wie bereits erwähnt, unterscheiden sich schweizerische und kosovo-albanische Verhaltensnormen und entsprechende Erziehungsziele vor allem auch hinsichtlich der Geschlechterrollen sehr stark. Die meisten kosovo-albanischen Eltern erwarten zwar auch von ihren Töchtern angemessene Schulleistungen und machen sich mit dem Gedanken vertraut, daß diese später einmal, bevor sie verheiratet sind, zum gemeinsamen Familienverdienst beitragen. Gleichzeitig bestehen vielerorts recht große Ängste, daß die Töchter durch schweizerischen Einfluß verdorben würden, daß sie sich womöglich einem nicht-albanischen Freund anschließen würden, und die Ehre der Familie dadurch beschmutzt würde. Vor allem die Mütter sorgen sich diesbezüglich auch um das Wohl der Tochter, denn sie befürchten, daß diese durch einen solchen Verstoß aus dem Kreis der albanischen Exilgemeinschaft ausgeschlossen würde und unter der darauf folgenden Isolation sehr stark leiden müßte.

In der traditionellen albanischen Familie ist eine Ablösung vom Elternhaus weder für Knaben noch für Mädchen vorgesehen. Im Unterschied zu den Mädchen werden den Jungen jedoch eher gewisse außerhäusliche Erfahrungen zugestanden. Einerseits steht nach der patriarchalen Familienstruktur dem jungen Mann ganz allgemein ein höheres Maß an Freiheit zu, andererseits wird von ihm erwartet, daß er früher oder später ins Erwerbsleben eintritt und zum Unterhalt seiner Familie beiträgt. Daß dazu gewisse Kompromisse mit den schweizerischen Lebensumständen notwendig sind, haben bereits die Eltern, zum Teil schmerzhaft, erfahren müssen.

Im Kosovo oder in Mazedonien ist ein solcher individueller Freiraum für Mädchen kaum vorstellbar. Obwohl graduelle Unterschiede zwischen städtischen und ländlichen Verhältnissen bestehen, wird von einem jungen Mädchen ganz allgemein erwartet, daß es bis zu seiner Verheiratung in seiner Ursprungsfamilie wohnt und kein voreheliches Verhältnis eingeht. Auch wenn manche von ihnen eine Berufsausbildung erhalten, so kreisen die Zukunftsvorstellungen doch in erster Linie um Partnerwahl, Heirat und Mutterschaft. Selbst in fortschrittlich eingestellten Familien gilt das Einverständnis der Eltern als selbstverständliche Voraussetzung für eine Heirat. *Für albanische Mädchen steht bei der Partnerwahl weniger die Liebe im Vordergrund, sondern vielmehr die Wünsche und Erwartungen der Familie.* (Schlumpf, 1992, S. 45).

Obwohl der Handlungsspielraum und die Wahlmöglichkeiten hier in der Schweiz für die kosovo-albanischen Mädchen weit größer sind, wagen es nur wenige von ihnen, diese auch wirklich in Anspruch zu nehmen. Zum einen vermutlich, weil ihnen die familiären Bindungen einen solchen Emanzipationsprozeß nicht erlauben, zum anderen jedoch auch, weil ihnen diesbezügliche Vorbilder fehlen. Die eigene Mutter können diese jungen Mädchen nur noch bedingt als Identifikationsfigur wahrnehmen. Andere Lebensmuster oder Rollenbilder stehen ihnen jedoch kaum zur Verfügung und die schweizerische Lebensform wird noch als allzu fremd wahrgenommen, um als reale Alternative zu gelten.

In einer Untersuchung verfolgte Schlumpf (1992) den Selbstfindungsprozeß in den Bereichen Beruf, Geschlechtsrolle, Religion, Politik und Freizeit. Sie führte mehrere Interviews mit jungen albanischen Mädchen, die vor wenigen Jahren, also bereits als Jugendliche, in die

Schweiz emigrierten. Dabei kam sie zum Schluß, daß die Identitätsentwicklung dieser Jugendlichen erschwert, bzw. verzögert ist.

Es zeigt sich eindeutig, daß die Entwicklung in den einzelnen Bereichen unterschiedlich verläuft. Der Berufsbildungsprozeß verkümmert in den Anfängen aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse, ungenügender schulischer Vorbildung und wegen der fehlenden Unterstützung durch die Eltern. In den Bereichen der Geschlechtsrollen-, der politischen und der religiösen Identität ist es den albanischen Mädchen kaum möglich, eigene Wege zu gehen. Familientradition und Religion führen zur bedingungslosen Übernahme der vorgegebenen Werte und Normen. (Schlumpf, 1992, S. 73).

Die starren, patriarchal geprägten Geschlechtnormen der albanischen Kultur mögen tatsächlich ein Hindernis für eine offene, eigenständige Identitätsentwicklung darstellen, zumal sie in einem großen Gegensatz stehen zu den hiesigen Vorstellungen. Die allzu starke Fixierung auf diesen Hintergrund ist meiner Meinung nach jedoch wenig hilfreich. Zum einen liegt in der Migration als solcher bereits genügend Konfliktpotential verborgen, insbesondere unter den Bedingungen, unter denen sie für Kosovo-Albaner/innen häufig abläuft. Die Verarbeitung dieses Ereignisses und der damit zusammenhängenden Verlust- und Trennungserfahrungen ist eine wichtige Voraussetzung für eine gesunde Identitätsbildung.

Zum anderen vollzieht sich auch in der albanischen Kultur ein Wandlungsprozeß, der durch die Migration noch forciert wird. Die damit verbundene Verunsicherung kann zwar als Gegenreaktion einen Rückzug auf alte Werte und ein Festhalten an den überlieferten Lebensformen auslösen. Unter günstigen psychosozialen Bedingungen könnten diese Abwehrmechanismen jedoch schrittweise abgebaut werden. Die Ausgestaltung dieser Bedingungen ist jedoch abhängig von einer ganzen Reihe von Faktoren: Individuelle Familienbiographie, Migrationsgeschichte, Reaktion des schweizerischen Umfeldes und schließlich auch die innerpsychische Disposition des einzelnen Jugendlichen.

Die Entwicklung eigenständiger Zukunftsperspektiven verlangt neben der psychischen Ablösung vom Elternhaus auch ein bestimmtes Maß an realitätsgerechten Fähigkeiten und Handlungskompetenzen, um diese auch verwirklichen zu können. Jugendliche, die neu in die Schweiz einreisen, müssen sich diese erst mühsam erwerben. Wenn der Vater oder beide Eltern bereits längere Zeit in der Schweiz gelebt haben, sind die nachreisenden Jugendlichen zunächst in einem weit größeren Ausmaß abhängig von ihnen als sie dies in der Heimat wären. Diese Abhängigkeit steht jedoch nicht immer im richtigen Verhältnis zur emotionalen Bindung, welche sich durch die lange Trennung unter Umständen merklich gelöst hat. Die Jugendlichen stellen auch schnell einmal fest, daß die Art und Weise ihrer familiären Beziehung in starkem Gegensatz steht zu den Lebensformen, die sie bei den meisten ihrer Alterskameraden finden.

In Schule und peer-groups, welche sonst eine wichtige Brückenfunktion bei der Ablösung vom Elternhaus übernehmen, finden diese Jugendlichen deshalb noch keine tragfähigen Identifikationsangebote. Daß der Identitätsfindungsprozeß dadurch verzögert wird, ist naheliegend. Aus dieser Sichtweise erscheint die Adoleszenz als denkbar ungünstiger Zeitpunkt für eine Migration. Wieso dennoch manche kosovo-albanischen Eltern ihre Kinder erst in diesem Zeitpunkt in die Schweiz nachreisen lassen, ist nicht so leicht zu verstehen. Mein Eindruck ist, daß viele Kosovo-Albaner einerseits die psychische Belastung ihrer Kinder unterschätzen und andererseits die Probleme auf der konkreten Handlungsebene nicht immer in der Tragweite wahrnehmen, wie sie aus schweizerischer Sicht erscheinen.

Noch einmal anders stellt sich die Situation dar, wenn ein Jugendlicher zusammen mit seiner Familie als Asylsuchender in die Schweiz kommt. In diesem Fall wird er oder sie vermutlich sehr stark in die Familiensolidarität eingebunden sein. Unter der Belastung dieser extrem schwierigen Situation wird das familiäre System kaum in der Lage sein, dem Jugendlichen eine flexible, schrittweise Ablösung zu ermöglichen. Die Unsicherheit der gesamten Lebenssituation erschwert die Entwicklung von eigenständigen Zukunftsperspektiven und Lebensplänen noch zusätzlich. Da die Eltern ihnen wenig Orientierungshilfe bieten können, ist es für diese Jugendlichen um so wichtiger, eine tragfähige Beziehung zu einer Verbindungsperson aufbauen zu können, die für sie zwischen den gegensätzlichen Kulturen vermittelt und ihnen hilft, einen eigenen Standpunkt in der kulturellen Zwischenwelt einzunehmen.

In den Integrationskursen für Jugendliche, die in Zürich angeboten werden, wird versucht, diesen Jugendlichen eine solche Brückenfunktion anzubieten. Nach Angaben eines dortigen Lehrers stellen Kosovo-Albaner und Mazedonier zur Zeit ein Drittel aller Teilnehmer. Der Besuch dieser Kurse soll ihnen die Orientierung in der schweizerischen Lebenswirklichkeit und den Einstieg ins Berufsleben erleichtern. Für viele stellt er auch eine erste Möglichkeit zur außerfamiliären Kontaktnahme, und damit zu ersten Integrationsschritten, dar. Die anschließenden, konkreten Berufswahlmöglichkeiten sind jedoch für Mädchen wie für Knaben sehr beschränkt. Viele Lehrmeister schrecken aufgrund negativer Vorurteile davor zurück, einem kosovo-albanischen Jugendlichen eine Chance für eine vollständige Berufslehre zu geben.

Neben Schule und Berufsleben stellt die Freizeit einen weiteren Bereich dar, welcher für die Identitätsentwicklung Jugendlicher eine wichtige Funktion haben kann. Der Einfluß Gleichaltriger und die probeweise Identifikation mit anderen Werthaltungen und Lebensmustern haben eine große Bedeutung für die eigene Selbstfindung. Auch in diesem Punkt unterscheiden sich kosovo-albanische Jugendliche sehr stark von Schweizern. Nach den Aussagen, die Schlumpf (1992) von jungen Mädchen erhalten hat, existiert der Begriff Freizeit für sie gar nicht. Wenn sie nicht zur Schule gehen oder arbeiten, sind die Mädchen meistens im Haushalt oder mit Handarbeiten beschäftigt. Das traditionelle „Spaziergehen“ ist in der Schweiz oft nur eingeschränkt möglich.

Die Knaben genießen diesbezüglich zwar etwas mehr Freiheit, doch fehlt es ihnen oftmals an den finanziellen Möglichkeiten, um beim Freizeitverhalten anderer Jugendlicher mitzuhalten. Die Versuchung zum Einstieg in die Kleinkriminalität liegt deshalb oftmals nahe. Die traditionelle albanische Erziehung zielt weniger auf die Ausbildung eigener starker Über-Ich-Strukturen ab, da sie davon ausgeht, daß das einzelne Individuum zeitlebens in das Autoritätsgefüge der Familie und der sozialen Gemeinschaft eingebunden bleibt. Ist dieses jedoch erst einmal auseinandergebrochen und wird beispielsweise der eigene Vater als Versager wahrgenommen und entsprechend abgelehnt, fehlt manchen Jugendlichen der innere Halt, um die volle Verantwortung für das eigene Leben zu übernehmen. Enttäuschte Hoffnungen und fehlende Zukunftsperspektiven tragen ein übriges dazu bei, daß die innerpsychische Instabilität einiger Jugendlicher ihren Ausdruck in der Delinquenz findet.

Auch an diesem Beispiel zeigt sich eines der Anliegen meiner Arbeit, nämlich aufzuzeigen, daß die individuelle Grunddisposition eines einzelnen kosovo-albanischen Kindes oder Jugendlichen zwar eng verknüpft ist mit kulturell bedingten Persönlichkeitsmerkmalen, daß

diese jedoch wiederum durch die spezifische Lebenssituation und die Reaktion aus dem schweizerischen Umfeld mitgeformt werden. In einem Interview mit Sancar und Gretler sagte Radke (1994) dazu:

Wir haben es bei Kindern mit Individuen zu tun, und wir müssen sie nicht als ethnische Repräsentanten behandeln, sondern schauen, was gut ist für ihren Lern- und Entwicklungsprozeß. (Radtke, 1994, S. 5)

5. Lösungsmöglichkeiten und Perspektiven

5.1. Zusammenfassung der Problematik

Es ist zwar ein wesentliches Ziel meiner Arbeit, die Migration von Kosovo-Albanern in die Schweiz nicht ausschließlich unter pathogenen Aspekten zu beschreiben (was an sich schon eine diskriminierende Grundhaltung implizieren würde). Dennoch geht aus den vorgehenden Kapiteln hervor, daß unter den gegebenen Bedingungen für kosovo-albanische Familien in der Schweiz eine Konfliktlage entstehen kann, die nur schwer zu bewältigen ist, und die eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung der Kinder gefährden kann. Die Ursachen für eine solche Konfliktlage lassen sich meines Erachtens auf drei Hauptfaktoren zurückführen, die sich leider oftmals überschneiden und somit zu einer Kumulation von belastenden Umständen beitragen.

Der erste Faktor beinhaltet den sogenannten „**Kulturkonflikt**“. Es ist nicht zu verleugnen, daß sich die albanische und die schweizerische Kultur in vielen Bereichen wesentlich unterscheiden. Ein sehr unterschiedlicher religiöser, geschichtlicher und geographischer Hintergrund prägte die Werthaltungen und Überzeugungen der Menschen und führte zu einer ganz anderen momentanen Lebenssituation in den beiden Ländern. Die schweizerische Kultur ist von einer langen kleinbäuerlichen Tradition geprägt, die jeweils nur eine beschränkte Anzahl von Familienmitgliedern ernähren konnte und auch im politischen Bereich eine Organisation in kleineren dörflichen Gemeinschaften nahelegte. Heute ist die Schweiz jedoch sehr stark eingebunden in den globalen Entwicklungsprozeß der westlichen Industrienationen, welcher einen ständigen Wertewandel und eine laufende Veränderung der Lebensgewohnheiten mit sich bringt.

Der Kosovo wurde von diesem übergreifenden, gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß trotz, oder vielleicht auch wegen, des jahrzehntelangen kommunistischen Regimes bis heute weniger stark erfaßt, so daß sich die ursprünglichen Feudalstrukturen und die damit einhergehende Organisation in Großfamilien zum Teil erhalten konnten. Eine Beurteilung, inwiefern Entwicklung als solche für die betroffenen Menschen einen positiven Wert darstellt oder nicht, steht im Rahmen dieser Arbeit nicht zur Diskussion. Das große wirtschaftliche Gefälle verleitet jedoch rasch zu einer einseitigen Höherbewertung der schweizerischen Kultur und einer entsprechenden Abwertung der albanischen Traditionen und Lebensformen, die zumindest hinterfragt werden müßte.

Die Auswirkungen dieses Kulturkonfliktes sind differenziert zu betrachten. Zum einen stellt er sich nicht für alle Kosovo-Albaner in der gleichen Weise dar. Menschen, die in städtischen Gebieten in einem liberalen Milieu aufgewachsen sind und eine höhere Schule durchlaufen haben, empfinden ihn vermutlich weniger bedrohlich als Menschen aus sehr ländlichen und traditionsverbundenen Gegenden. Zum anderen verfügt jede Familie über die ihr eigenen Formen, mit einem solchen Konflikt umzugehen, die je nachdem besser oder weniger gut geeignet sind, diesen sinnvoll zu bewältigen. Während sich die einen Menschen in einer solchen Situation aktiv mit den neuen Umständen auseinandersetzen und sich vielleicht sogar in einer gewissen „Flucht nach vorne“ sehr schnell anzupassen versuchen, verharren andere in einer ängstlichen Abwehrhaltung. Oftmals finden sich innerhalb derselben Familie, repräsentiert von einzelnen Mitgliedern, auch ganz gegensätzliche Haltungen. Beteiligt am Prozeß

der Migration und dessen Folgen für die Kinder sind auch die Bezugspersonen im schweizerischen Umfeld, weshalb auch danach zu fragen ist, wie sie mit dem Kulturkonflikt umgehen. Der zweite Faktor, welcher zu einer großen, mitunter generationenüberdauernden Belastung für eine Familie werden kann, sind die äußeren und innerpsychisch erlebten Umstände, die mit der **Migration** verbunden waren, und die je nachdem traumatische Wirkung haben können. Dabei ist unter anderem an die Folgen familiärer Trennung zu denken, aber auch an traumatisierende Erfahrungen vor und während einer Flucht und schließlich auch an die Art und Weise, mit der der Verlust von Heimat und Ursprungsfamilie betrauert und schließlich bewältigt werden kann oder nicht. Auch dafür spielen die persönlichen und familiendynamischen Voraussetzungen einer Familie ebenso eine Rolle wie die sozialen und ökonomischen Gegebenheiten, welche eine Familie hier in der Schweiz vorfindet. Diese können es ihr je nachdem besser oder schlechter erlauben, einerseits eine Art von Trauerarbeit zu leisten und andererseits positive Gefühle zur neuen Umgebung aufzubauen.

Als dritter Faktor ist deshalb die **psychosoziale Lage** in der Schweiz in Betracht zu ziehen. Diese ist leider in vielen Fällen ausgesprochen schlecht und stellt an sich schon eine potentielle Gefährdung für die betroffenen Familien und ihre Kinder dar. Arbeitslosigkeit, Armut, beengte Wohnverhältnisse, Isolation und Diskriminierung, Abhängigkeit und unsichere Zukunftsperspektiven beinhalten immer ein erhöhtes Risiko für psychische und/oder physische Krankheit. In der schweizerischen Wohlstandsgesellschaft sind soziale Integration, Selbstwert und Fremdanerkennung unmittelbar an die materielle „Potenz“ geknüpft. Wer hier nicht mithalten kann, gilt vor anderen, und rasch einmal auch vor sich selbst, als Versager. Armut ist in der Schweiz kein kollektives Schicksal, das gemeinsam ertragen wird, sondern ein individuelles Verschulden, das implizit häufig mit Faulheit oder Unfähigkeit verknüpft wird. Wenn einer kosovo-albanischen Familie der Einstieg in die hiesige Konsum- und Leistungsgesellschaft nicht gelingt, kommt zur „natürlichen“ Trauer um das Verlassene auch noch die Trauer um nicht erreichte Ziele und Hoffnungen. Unter der spürbaren Stigmatisierung als sozial Schwache leiden insbesondere die Kinder sehr stark, weil sie unter Gleichaltrigen oft am unmittelbarsten zum Ausdruck gebracht wird.

Wie bereits erwähnt, sind diese drei Faktoren miteinander aufs Engste verknüpft und hängen oftmals noch mit weiteren, spezifischen Gegebenheiten zusammen. Dennoch soll in den folgenden Abschnitten der Versuch unternommen werden, zu jedem dieser drei Faktoren einzelne, mögliche Lösungsansätze aufzuzeigen.

5.2. Der Kulturkonflikt

Inwieweit der sogenannte Kulturkonflikt als solcher pathogene Wirkung hat und sich auch noch in der zweiten und dritten Generation negativ für die psychische Gesundheit der Betroffenen auswirkt, ist keineswegs gesichert. Im pädagogischen, beraterischen und therapeutischen Alltag werden augenscheinliche Differenzen und Widersprüche zwischen den kulturellen Gepflogenheiten rasch und gerne als Begründung für vielfältige Probleme herangezogen. Hamburger (1984) beispielsweise stellt die zentrale Bedeutung dieses Kulturkonfliktes mit folgenden Begründungen in Frage:

- Zum einen wird der Begriff „Kultur“ recht diffus verwendet und die gravierenden Unterschiede innerhalb der einzelnen Gesellschaften werden zu wenig berücksichtigt.
- Die Schlußfolgerung, daß widersprüchliche Verhaltenserwartungen quasi automatisch Identitätsprobleme nach sich ziehen müssen, ist nicht zwingend.

Widersprüchliche Erwartungen sind normal, die Situationsdeterminanten und die Reaktionen der signifikanten Anderen gleich welcher Nationalität dagegen sind relevant. (Hamburger, 1984, S. 66).

- Die aktuelle Situation von Migranten in einem nordwesteuropäischen Land muß verstärkt unter dem Gesichtspunkt einer „Minderheitensubkultur“ betrachtet werden, wobei auch die sozialen und politischen Aspekte miteinbezogen werden müßten.

Auch Rizza (1992) stellt einen fast inflationären Gebrauch des Wortes „Kultur“ fest, *der Realitäten verschleiert und gesellschaftliche Probleme, Ungleichheiten und Ängste versteckt (S. 62)*. Über mögliche tiefenpsychologische Motive für eine solche Verschleierung und Verdrängung realer Tatsachen wurde in Kap. 3 eingegangen.

Wie Bukow & Llaryora (1988) erwähnt auch diese Autorin die Bedeutung der Machtverhältnisse, welche im Zusammenhang mit der Migrationsfrage und dem daraus entstehenden Kulturkonflikt leider immer wieder außer acht gelassen wird. Ihrer Meinung nach besteht das Problem weniger im Zusammentreffen verschiedener Kulturen als vielmehr in den Bedingungen, unter welchen es zustande kommt.

Kulturelle Lebensweisen von Einwander/innen sind weder nur aus dem Herkunftsland mitgebrachte Tradition, noch nur in der Aufnahmegesellschaft erworbene Verhaltensweisen, sondern eigenständige, vorläufige Antworten auf aktuelle Situationen. (Rizza, 1992, S. 65).

Radtko (1994) verwendet einen ähnlichen Kulturbegriff, wenn er sagt:

Ich fasse Kultur auf als ein Instrument, mit gesellschaftlichen Situationen umzugehen, und ich denke, daß Menschen ihre Handlungen sehr stark ausgehend von konkreten Situationen strukturieren. Menschen verfügen über eine Fähigkeit zu überblicken, was in einer Situation nötig ist und was nicht, und von dem machen sie Gebrauch, sofern es der Problemlösung dient. (Radtko, 1994, S. 4).

Die konkrete Wahl der Problemlösungsstrategie mag zwar für das einzelne Individuum jeweils durchaus naheliegend oder sogar fast zwingend notwendig erscheinen, längerfristig kann sie sich jedoch als keineswegs optimal erweisen. Allenfalls braucht der /die Betroffene sogar Hilfe von außen, um seine Strategien zu überprüfen und neue Möglichkeiten zur Bewältigung anstehender Probleme auszuloten. Hinter jedem Verhalten, selbst wenn es in irgendeinem kulturellen Kontext geschieht, stehen jedoch immer auch individuell geprägte Motive, die wiederum im Zusammenhang mit der subjektiv erlebten Situation im Außen gesehen werden müssen.

Aus dieser Sichtweise erscheint beispielsweise das Festhalten an überlieferten Lebensformen, gerade auch im Hinblick auf die Geschlechterbeziehungen oder das Erziehungsverhalten,

weniger als Ausdruck einer rückständigen, unemanzipierten Persönlichkeits- und Familienstruktur, als viel mehr als ein autonomer Versuch, sich auch unter dominanten, einschränkenden Machtverhältnissen ein Stück persönliche Eigenständigkeit und Identität zu bewahren. Aus diesem Beharren an traditionellen Lebensformen kann sich jedoch ein fataler Teufelskreis ergeben, indem die ablehnende Reaktion der Schweizer zu einer verstärkten Ausgrenzung mit allen psychosozialen und ökonomischen Konsequenzen führt, welche bei den betroffenen Familien wiederum die Tendenz zum regressiven Rückzug unterstützt.

Das Ausmaß der Fremdbestimmung und der Abhängigkeit von fremden, äußeren Institutionen mag sich für manche albanische Familie in der Schweiz zwar in einer anderen Form äußern, inhaltlich und in seiner subjektiven Bedeutung unterscheidet es sich jedoch nicht wesentlich von den Verhältnissen im Kosovo. Vermutlich wären manche von ihnen unter einem geringeren äußeren Druck eher bereit, ihr familiäres Wertesystem schrittweise zu öffnen und gemäß den eigenen, aktuellen Bedürfnissen zu verändern. Von schweizerischer Seite her würde dies allerdings bedeuten, gewisse Verhaltensweisen und Einstellungen zunächst einmal vorurteilsfrei wahrzunehmen und dabei in Kauf zu nehmen, unter Umständen auch mit einem Stück eigener, unbewältigter Vergangenheit konfrontiert zu werden.

Damit plädiere ich nicht für eine gleichgültige Toleranz, die sich innerlich bereits vom Gegenüber abgewandt hat. Das Erkennen von Gewalt und unterdrückenden Machtverhältnissen in einer Familie löst Widerspruch und vielleicht sogar Empörung aus, denen auch Ausdruck verliehen werden muß. Dabei sind die kulturellen Hintergründe solcher Verhältnisse jedoch wirklich nur als Hintergrund zu betrachten. Viel stärker muß die aktuelle Situation einer Familie und die individuelle Problemlage der einzelnen Mitglieder berücksichtigt werden. Daß dies in der professionellen beratenden und therapeutischen Arbeit geschieht, sollte eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein. Dieselbe Haltung sollte sich jedoch vermehrt auch in der alltäglichen, nachbarschaftlichen Begegnung, in der Schule oder am Arbeitsplatz durchsetzen. Der ständige Hinweis auf „kulturelle Unterschiede“, wie er auch in den Medien immer wieder präsentiert wird, unterstützt leider eher die gegenläufige Tendenz. In diesem Sinne fordern Gretler & Sancar (1994):

Sowohl in der Schule wie im Krankenhaus, aber auch in allen anderen Institutionen, welche mit Migration im weitesten Sinn konfrontiert sind, müßte der Akzent weg von Kriseninterventionen und Feuerwehrlübungen auf die Schaffung von Bedingungen, welche Gleichstellung ermöglichen, verlegt werden. Vor allem im Bereich der Aus- und Weiterbildung gibt es hier Ansatzpunkte, wie die Normalität von Migration vermittelt werden könnte. (Gretler & Sancar, 1994, S. 4)

Hinter dieser Forderung steht nicht nur der Ruf nach einem partnerschaftlichen Verhalten einzelner Personen, sondern letztlich auch nach einer Veränderung der sozialen und politischen Verhältnisse. Griese (1984) äußert den Verdacht, daß gerade diese mit einer *Pädagogisierung* und *Pathologisierung* der Migranten unangetastet bleiben sollen. Er warnt davor, daß das Bemühen zahlloser Fachleute in einem institutionellen und professionellen Rahmen um Verstehen und um Durchleuchten aller Hintergründe und Zusammenhänge fremder Menschen schließlich den *gläsernen Fremden* produziert und somit seine *sanfte Kolonialisierung* erlaubt. Letztlich zielt diese Tendenz auf eine Einebnung aller Unterschiede und auf ein Auslösen alles Fremden, Unheimlichen und Unbequemen hin.

Ziel wissenschaftlich-pädagogischer (und psychologischer! Anm. der Verf.) Bemühungen dieser Version ist das Aufdecken von Bewußtseinsinhalten und -formen, die theoretische Durchdringung der Alltagstheorien und Deutungsmuster, der verstehende Nachvollzug der Interpretationen der Lebenswelt der Randgruppen.... Das Problem dabei ist die „Gefahr der Enteignung“, die endgültige Besitznahme des Fremden, des Anderen, des Abweichenden. Das Ziel des völligen Verstehens tendiert zur ideellen Tötung des Anderen und zum Entzug der existentiellen Grundlage dessen, der totalisierend verstehen will, da ihm der Andere, der Gegenüber, der Fremde, das Unbekannte genommen wird, wodurch gleichsam das Spezifische seiner Identität verloren geht. (Griese, 1984, S. 52)

Eine Haltung, die dem Fremden mit diesem Ziel vor Augen begegnet, versucht, den eingangs erwähnten Kulturkonflikt ungeschehen zu machen. Die „Lösung“ des Konflikts geschieht in diesem Fall jedoch auf Kosten des Fremden, denn natürlich machen wir Schweizer weder unsere kulturellen noch unsere persönlichen Hintergründe in der gleichen Weise transparent, wie dies in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Migrant*innen angestrebt wird. Insbesondere in der pädagogischen und therapeutischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen steht hinter dem Bemühen um Aufklärung und Verstehen des kulturellen Hintergrundes eines Kindes kein absichtsloses Interesse. Indem zusätzlich zur innerpsychischen Disposition und der familiären Dynamik auch noch die kulturelle Herkunft des Kindes ausgeleuchtet wird, soll eine breitere Palette von Ansatzpunkten für möglichst umfassende Veränderungs- und Integrationsbemühungen gefunden werden. Viele kosovo-albanische Eltern befürchten, vielleicht nicht ganz zu Unrecht, dass derartige Bestrebungen, auch wenn sie zum Wohle des Kindes deklariert sind, dieses letztlich der Familie entfremden und von ihr wegführen. Die Vorstellung, man könnte ihnen die Kinder wegnehmen, im physischen oder psychischen Sinn, gehört wohl nicht nur für kosovo-albanische Eltern zu den angstvollsten Phantasien.

Als Gegensatz dazu, im Sinne von *rechtem Verstehen*, fordert Griese (1984) dagegen die *Anerkennung, Gültigkeit und Toleranz des Fremden*, die auch die *Akzeptanz von existentiellen Differenzen* beinhaltet. Nicht nur das notgedrungene Dulden von Differenzen, sondern dessen Anerkennen als existentielle Notwendigkeit liegt auch dem Prinzip der *Dialogik* zugrunde, wie es von Herzka (1989, 1994) ausformuliert wurde.

Dialogik hält die Differenz, den Unterschied und die Abgrenzung für notwendig, damit zwei andersartige „Gegenüber“ miteinander ein Ganzes bilden können. Sie versteht Ganzheit als Dual-Entität, als Zwei-Einigkeit von gleichzeitig und gleichwertig gültigen Gegenübern. Die Dialogik beruht demnach auf einer Orientierung, wie sie die Soziologie für interethnische Beziehungen definiert und postuliert. (Herzka, 1994, S. 97).

Auch Brumlik (1984) warnt in demselben Band vor der Tendenz, das Fremde restlos verstehen und erklären zu wollen. Er ist der Meinung, daß es damit seiner Einzigartigkeit und letztlich seiner Existenzberechtigung überhaupt beraubt werde. In Anlehnung an Gadamer und Heideggers Gedankengänge schreibt er, daß *ein recht aufgenommenes Verstehen die Fremdheit seines Gegenübers und somit dessen letztendliche Unverständlichkeit mitbedenken soll. (Brumlik, 1984, S.26).*

Ein solches Grundkonzept von Verständnis ist in der spontanen zwischenmenschlichen Begegnung wohl nicht so leicht bewußt realisierbar. Im wissenschaftlich-professionellen Kontext sollte es jedoch immer wieder reflektiert werden. In meinen Begegnungen mit Kosovo-Albanern machte ich die Erfahrung, daß echtes mitmenschliches Interesse und Anteilnahme durchaus positiv aufgenommen wurden. Wo jedoch hinter dem Interesse bereits die Absicht gespürt wird, einen Ansatzpunkt für Veränderungen im Sinne von Assimilation zu finden,

verschließen sich die Menschen vermutlich zu recht. So redlich die Absicht der jeweiligen Hilfsperson auch sein mag, fühlen sich die betroffenen Kosovo-Albaner doch in ihrem Stolz und in ihrem Selbstbestimmungsbedürfnis verletzt. Das (vorläufige) Scheitern des zürcherischen Projektes für einen albanischen Müttertreff ist vielleicht ein Beispiel dafür, wie gutgemeinte Unterstützungs- und Integrationsangebote wenig fruchtbar aufgenommen werden, wenn sie nicht ganz sorgfältig auf die wirklichen Bedürfnisse der angesprochenen Menschen abgestimmt sind und vor allem, wenn sie diese nicht als gleichwertige Partner miteinbeziehen.

Diese Gleichwertigkeit sollte Ausdruck einer inneren Haltung sein, die den Partner so akzeptiert, wie er ist und nicht erst dann, wenn er so geworden ist, wie man ihn gerne haben möchte. Dies setzt allerdings die Bereitschaft voraus, sich auch mit den unangenehmen und unbequemen Anteilen in sich selbst soweit auseinanderzusetzen, daß sie als die eigenen anerkannt werden können und nicht dem fremden Gegenüber zugeschoben werden müssen. Das Eingeständnis der eigenen Unzulänglichkeiten und inneren Zwänge macht den Weg frei dafür, daß diese auch dem anderen zugestanden werden und ermöglicht es vielleicht sogar, gemeinsame Schritte der Befreiung zu unternehmen.

Es würde sich um einen Kosmopolitismus neuer Art handeln, der quer zu den Regierungen, den Ökonomien und den Märkten, an einer Menschheit arbeitet, deren Solidarität in dem Bewußtsein ihres Unbewußten gründet - einem Unbewußten, das begehrend, zerstörerisch, ängstlich, leer, unmöglich ist. (Kristeva, 1990, S. 209).

Mit der bewußten Auseinandersetzung mit den eigenen, „dunklen“ Anteile einher geht auch die Bereitschaft oder sogar das Bedürfnis nach Veränderung, nach Weiterentwicklung der eigenen Persönlichkeit. Die eigene Identität wird nicht mehr als ein fixer, statischer Zustand angesehen, der irgendwann einmal abschließend geformt und damit erreicht wurde, sondern als fortlaufender Prozeß erlebt. In diesem Sinne fordert Erdheim (1995) sogar ein lebenslanges Andauern der Adoleszenz, denn er sieht in der Umbruchphase der Pubertät eine Chance zur Weiterentwicklung, die nicht nur für das einzelne Individuum von großer Bedeutung ist, sondern auch eine wichtige gesellschaftliche Funktion hat.

Lernprozeß und Kreativität sind die Motoren der Kulturentwicklung, und es ist deshalb die aus der Adoleszenz hervorgehende Ich-Struktur, welche die Einstellung des Individuums zur Kultur bestimmt, ebenso wie dessen Fähigkeit, Es-Impulse aufzunehmen und zur kulturellen Neugestaltung zu verwenden. (Erdheim, 1992, S. 741).

Eine der grundlegenden Thesen von Erdheim ist der Antagonismus zwischen Familie und Kultur, weshalb er auch einen klaren Unterschied macht zwischen der Situation, in der sich ein Individuum im familiären Rahmen bewegt und derjenigen, in welcher seine Eigenschaft als Mitglied einer bestimmten Kultur im Vordergrund steht.

Die Adoleszenz geht heute lediglich im familiären Bereich zu Ende, sobald das Individuum in die Elternposition kommt, im kulturellen Bereich hingegen sollten wir zeitlebens adolescent bleiben, um die für den kulturellen Wandel notwendige Kreativität aufzubringen. (Erdheim, 1995, S. 79).

Vom erwachsenen Menschen verlangt seine Elternfunktion Stabilität, Verbindlichkeit und eine gewisse Konsequenz, wenngleich auch hier die Bereitschaft zur Veränderung eigener Ansichten und Verhaltensformen eine große Rolle spielt. Im gesellschaftlichen Bereich, somit auch im Kontakt mit Fremdem und Neuem, sollte er sich jedoch die Offenheit und Neugier

der Adoleszenz erhalten, um sich mit ungewohnten Impulsen auseinanderzusetzen und diese allenfalls in einer geeigneten Form für sich zu integrieren.

Meines Erachtens läßt sich eine eindeutige Trennung zwischen Familie und Kultur zwar theoretisch gut begründen, für den einzelnen Menschen ist sie jedoch kaum praktisch nachvollziehbar, da sich die beiden Bereiche oftmals doch wieder vermischen. Letztlich geht es um das Grundpostulat nach einer Einstellungs- und Handlungsweise, die flexibel genug ist, um in einer spezifischen Situation in einer angemessenen Weise so zu reagieren, daß sowohl die eigenen als auch die fremden Wünsche und Antriebe möglichst gut berücksichtigt werden können.

Diese innere Flexibilität und Offenheit ist grundsätzlich im gleichen Masse von den Einheimischen wie auch von Seiten der Migranten gefordert. Lanfranchi (1993) sieht für Migrantenkinder nur dann eine Chance, in der hiesigen Schul- und Arbeitswelt zu bestehen, wenn die ganze Familie oder zumindest ein Elternteil bereit und fähig ist, einen inneren Transformationsprozeß zu leisten. Damit ist insbesondere eine Neuformulierung von Deutungs- und Lebensmustern gemeint, welche die hiesigen Gewohnheiten miteinbezieht.

Die im Aufnahmeland gefundenen universalistischen Sozialbeziehungen weisen grundsätzliche Unterschiede zu den partikularistischen Sozialbeziehungen der Herkunftsgesellschaft auf. Der wesentliche Transformationsprozeß, den Immigrantinnen und Immigranten zu leisten haben, besteht darin, die Handlungsmuster zu erkennen und zu realisieren, die in einer urbanen und anonym strukturierten Gesellschaft üblich sind. (Lanfranchi, 1993, S. 249).

Oft besteht die Tendenz, daß es zwar den Vätern, seltener auch den Müttern gelingt, sich im beruflichen Arbeitsfeld auf einer oberflächlichen Ebene soweit mit der schweizerischen Mentalität zu arrangieren, daß ihre Integration gewährleistet ist. Eine wirkliche tiefergehende Auseinandersetzung mit den fremden Strukturen, die auch den gefühlsmäßigen Bereich miteinbezieht, unterbleibt jedoch. Gerade dies wäre jedoch für die Kinder besonders wichtig, denn wie in Kap. 4 aufgezeigt wurde, verlangt ein erfolgreiches Bestehen in unserem Schulwesen nicht nur eine intellektuelle Beschäftigung mit dessen Inhalten, sondern auch ein hohes Maß an emotionaler Identifikation.

Wenn kosovo-albanische Familien ihren verständlichen und naheliegenden Wunsch realisieren möchten, daß ihre Kinder den Leistungsanforderungen der schweizerischen Schule genügen und sich dort die Basis für einen eventuellen sozialen Aufstieg erwerben, ist dies wohl nur möglich, wenn sie sich selber einem mitunter schmerzhaften oder mühseligen Veränderungsprozeß aussetzen. Die Auffassung, daß mit den ganzen Mühen der Migration und der oftmals sehr anstrengenden und entwürdigenden Arbeit genügend Opfer gebracht worden seien, ist zwar nachvollziehbar, kommt den Bedürfnissen der Kinder jedoch wenig entgegen. Das tiefe Verantwortungsgefühl und das meistens sehr intensive, familiäre Verbundenheits- und Solidaritätsgefühl könnte für viele Eltern jedoch ein Ausgangspunkt sein, um *gemeinsam* mit ihren Kindern einen Zugang zur neuen Lebensumwelt zu finden, gerade auch um der Angst zu begegnen, sie dort zu verlieren.

Mitunter stehen jedoch auch so massive, emotionale oder strukturelle Probleme im Vordergrund, daß es zunächst einmal sinnvoller ist, eine Stabilisierung der aktuellen Situation anzustreben, bevor eine tiefergehende, innerpsychische Transformation angegangen werden kann.

In diesem Zusammenhang wäre es besonders wichtig, daß betroffenen Familien zu einem Zeitpunkt geholfen werden kann, in dem sich disfunktionale Problemlösungsstrategien noch nicht eingeschliffen und verfestigt haben. Dabei ist auch an eine Verarbeitung allenfalls bestehender Traumata zu denken, die bereits vor der Migration bestanden, durch diese ausgelöst oder mit ihr verbunden sind.

5.2. Das Migrationstrauma

Wie in Kap. 2 ausgeführt wurde, beinhaltet die Migration als solche einen Ablösungs- und Umorientierungsprozeß, der mit intensiven Gefühlen der Trauer und des Verlustes einher gehen kann. Gleichzeitig sind mit der neuen Lebensperspektive oft auch überzogene Größenphantasien verbunden, die später eine herbe Enttäuschung erleben. Beide Erfahrungen können, je nach innerpsychischer Grunddisposition und psychosozialem Umfeld, zu massiven Konflikten führen, welche die Betroffenen nicht, oder nur sehr unvollkommen, zu verarbeiten vermögen. Auf die besondere Belastung, welche die traumatisierenden Erfahrungen während einer akuten Verfolgung auch nach erfolgter Flucht noch ausüben, wurde ebenfalls bereits hingewiesen.

Von verschiedenen Autoren (z.B. V. Klitzing, 1990, Leyer, 1991) wird berichtet, daß Migranten psychische Konflikte vorwiegend auf einer somatischen Ebene ausdrücken und zunächst einmal auch medizinisch behandelt werden. Die Bereitschaft zur Introspektion und zum Ausformulieren seiner inneren Befindlichkeit ist wenig verbreitet, schon gar nicht in einer unvertrauten Sprache gegenüber einer gänzlich fremden Bezugsperson. Das auch bei uns verbreitete Mißtrauen psychologischer, psychotherapeutischer oder gar psychiatrischer Behandlung gegenüber ist vermutlich noch ausgeprägter. So wird wohl kaum ein Kosovo-Albaner oder eine Kosovo-Albanerin von sich aus freiwillig um eine psychotherapeutische Behandlung nachsuchen, weder für sich selber noch für eines der Kinder.

Die Schwelle für das Inanspruchnehmen von Hilfeleistungen bei psychischen Problemen ist noch größer als bei deutschen Unterschichtsfamilien. Oft bedeutet das für das Kind, daß geeignete Hilfe zu spät kommt. Neben den aufgezeigten Problemen des kulturell geprägten Krankheitsverständnisses sind als Ursache für diese Einstellung relative Indolenz psychischen Symptomen gegenüber, Angst vor deutschen Institutionen, Unwissenheit und mangelnde Kommunikationsmöglichkeiten anzunehmen. Wie bereits aufgezeigt, wird institutionelle Hilfe meist erst bei einer dramatischen Zuspitzung der auftretenden Probleme in Anspruch genommen. (Von Klitzing, 1983, S. 189).

In den meisten Fällen, wo es dennoch zu einer Psychotherapie kommt, wird diese entweder über einen mehr oder minder großen äußeren Druck angeordnet worden sein, oder aber sie ergibt sich gewissermaßen in einem fließenden Übergang aus einem Beratungsverhältnis oder aus einem zunächst nach anderen Schwerpunkten festgelegten Behandlungskonzept (Bsp. ärztliche Behandlung, Physiotherapie, Sprachheilverfahren, allgemeiner heilpädagogischer Förderunterricht etc.).

Oft zeigt sich jedoch auch auf Seiten der schweizerischen Institutionsträger, seien es Ärzte, Lehrer oder Sozialarbeiter, ein gewisser Widerstand, psychische Probleme ausländischer Familien und deren Kinder wirklich als solche wahrzunehmen und entsprechend darauf einzugehen. Deshalb wird dem Wunsch kosovo-albanischer Klienten nach kurzfristiger, konkret sichtbarer Hilfe, etwa in Form einer Medikamentenverabreichung oder zusätzlicher Deutsch-

stunden, wohl noch eher nachgekommen, als sich auf eine psychodynamische Abklärung und Therapie einzulassen, resp. diese an die entsprechenden Fachpersonen zu delegieren. Liegt eine ernsthafte innerpsychische oder familiäre Konfliktlage vor, stellen derartige Maßnahmen jedoch nur eine Symptombekämpfung dar, welche zwar den akuten Leidensdruck im besten Fall etwas mildern können, eine wirkliche Lösung des Konfliktes jedoch nur aufschieben.

Als naheliegendes Argument für die „Unmöglichkeit“ einer therapeutischen Intervention werden, neben dem andersartigen kulturellen Hintergrund, auch sprachliche Barrieren angeführt. Als Basis für eine gemeinsame therapeutische Arbeit scheint tatsächlich die sprachliche Verständigung eine Grundvoraussetzung zu sein. Um familiäre Beziehungsstrukturen und den innerpsychischen Zustand einzelner Familienmitglieder darzustellen, braucht es einen Wortschatz, der über einfache Alltagssprachliche Formulierungen hinausgeht und auch gemeinsame Symbole und Metaphern beinhaltet. Sowohl auf Seiten der Kosovo-Albaner wie auch auf schweizerischer Seite können scheinbar unüberwindbare Sprachprobleme jedoch auch als Schutzbehauptung aufgestellt werden, um den eigenen Widerstand zu verbergen, sich wirklich auf die aktuelle Problematik einzulassen. Wo eine therapeutische Intervention wirklich angezeigt ist, sollte zumindest der Versuch gemacht werden, auf die Konfliktsituation einer Familie oder eines einzelnen Kindes vertiefter einzugehen.

Um die Kommunikation zwischen Therapeut/in und Klienten zu erleichtern, bietet sich zum einen der Beizug von Dolmetschern an. Daß es sich dabei nicht um einzelne sprachkompetentere Familienmitglieder handeln sollte, liegt in der besonderen Situation eines Therapiegespräches auf der Hand. Leider wird diese Einsicht, vor allem im beratenden Gespräch, beispielsweise von Lehrern oder Ärzten noch immer nicht genügend berücksichtigt. Wenn jedoch nicht alle Familienmitglieder gleichberechtigt, oder zumindest gemäß ihrer gewohnten Rolle im familiären System an einem solchen, oftmals doch recht folgenschweren, Gespräch beteiligt sind, kann dies die Spannungen eher noch verschärfen, statt eine Klärung herbeizuführen. (Von Klitzing, 1983).

Der Einbezug eines Dolmetschers, bzw. einer Dolmetscherin stellt eine besondere Form therapeutischer Intervention dar, die auf gegenseitigem Vertrauen beruhen sollte. Im optimalen Fall können Therapeut/in und Dolmetscher/in über längere Zeit zusammenarbeiten, so daß diese auch mit den Formen und Inhalten therapeutischer Arbeit vertraut werden und aktiv darin miteinbezogen werden können. Für die Klienten sollte die/der Dolmetscher/in zumindest soweit eine neutrale Person sein, daß nicht bereits zu Beginn des Gespräches negative Gefühle und Reaktionen aufbrechen. Dabei ist vor allem auch an die politische Haltung zu denken, welche für die meisten Kosovo-Albaner mit intensiven Gefühlen verknüpft ist. Die besondere Thematik des ärztlichen und therapeutischen Gesprächs über einen Dolmetscher wird von Mirdal (1988) eingehender erörtert.

Eine weitere Möglichkeit, therapeutische Hilfe nicht an sprachlichen Barrieren scheitern zu lassen, könnte der Zugang zum Klienten bzw. zur Klientin über nichtsprachliche Methoden eröffnen. In der kindertherapeutischen Arbeit sind Techniken, bei welchen die verbale Kommunikation nicht im Zentrum steht, ohnehin naheliegend und werden vielfach verwendet. Im Sandspiel, mit Puppen oder über Mal- Tanz oder Bewegungstherapie lassen sich viele Konflikte genauso gut darstellen und lösen, auch wenn man sie anschließend nicht so exakt benennen und durchdiskutieren kann.

Wie Grotherat (1994) darstellt, finden sich jedoch auch in der Arbeit mit Erwachsenen Formen der Therapie, die nicht in erster Linie auf sprachlicher Verständigung basieren, sondern das unmittelbare Ausagieren und Erleben von Konfliktsituationen in den Vordergrund stellen. Verschiedene Formen des Rollenspiels, insbesondere das Psychodrama nach Moreno, aber auch andere Formen der Gruppentherapie bieten sich dafür besonders an. Nach den Erfahrungen von Grotherat (1994) wird im Rahmen eines solchen Gruppenprozesses beispielsweise der szenische Ausdruck von Angst, Wut oder Schmerz sehr wohl verständlich und nachvollziehbar, auch wenn der konkrete Inhalt nicht lexikalisch reproduzierbar ist. Ich könnte mir vorstellen, daß derartige Therapieformen den spezifischen Formen der Konfliktbewältigung kosovo-albanischer Menschen ganz allgemein eher entgegenkommen als psychoanalytisch orientierte Behandlungsformen, die doch sehr stark auf dem Konzept persönlicher Individualität und Autarkie beruhen.

Grundvoraussetzungen für jede Form der Therapie sind jedoch die Einsicht in die Notwendigkeit für eine Behandlung, das Vertrauen, beziehungsweise die Überzeugung in die Wirksamkeit der vorgeschlagenen Methode und schließlich die Bereitschaft der Betroffenen, sich auf einen Prozeß einzulassen, der sie unter Umständen noch einmal mit schmerzlichen Erfahrungen konfrontieren wird. Wenigstens ein rudimentäres Wissen über die Grundkonzepte psychotherapeutischer Arbeit, sowie die Erfahrung, daß anderen Menschen in vergleichbarer Lage mit denselben Methoden geholfen wurde, können den Entschluß eines Menschen oder einer Familie, sich derselben „Prozedur“ auszusetzen, erleichtern. Für die Kosovo-Albaner in der Schweiz sind diese Voraussetzungen jedoch bisher kaum gegeben, weshalb von Seiten des / der Therapeut/in intensiveres Bemühen gefordert ist, um sie für eine psychotherapeutische Behandlung zu gewinnen, sollte sich eine solche als notwendig erweisen.

Doch nicht nur Sprachprobleme erschweren das Erfassen einer innerfamiliären Dynamik. über Eheprobleme kann man bei Elterngesprächen meist nur wenig erfahren, die Zusammenhänge bleiben oft im Dunklen. Dazu ist diesen Familien aus ihrer soziokulturellen Herkunft heraus der Gedanke viel zu wenig vertraut, sich mit Problemen innerhalb der Familie einer therapeutischen Person gegenüber zu öffnen. ... Ein Zusammenhang zwischen einer gestörten Familiendynamik und psychischen Problemen der Kinder kann oft nicht gesehen werden. So kommt es dann letztendlich häufig zu verhängnisvollen diagnostischen Fehlschlüssen und Mißverständnissen, die den tatsächlichen Konflikten nicht gerecht werden. (Von Klitzing, 1983, S. 191)

Daß die therapeutische Arbeit unter diesen Voraussetzungen besonderes Einfühlungsvermögen verlangt, ist evident. Gleichzeitig ist jedoch von dem/der Therapeut/in auch ein hohes Maß an Selbstreflexion gefordert, um die Gefahr einer Übertragung klientenfremder Anteile seitens des Therapeuten bzw. der Therapeutin zu vermindern. Das Verständnis für den andersartigen kulturellen Hintergrund und die migrationsbedingte Konfliktsituation sollte nicht nur in präventiven Maßnahmen Eingang finden, sondern bringt auch eine Neuformulierung der therapeutischen Ziele mit sich. Dabei muß beispielsweise sorgfältig überprüft werden, inwieweit unsere westlichen Konzepte von persönlicher Autonomie und Individualität für Mitglieder einer kosovo-albanischen Familie tatsächlich ein relevantes Ziel sein können, das es zu erreichen gilt. Eine Therapeutin oder ein Therapeut steht also vor der schwierigen Aufgabe, von den eigenen Wünschen und Vorstellungen, die allenfalls auch noch für einen größeren Kreis von schweizerischen Klienten zutreffen mögen, zu abstrahieren und die aktuellen Wünsche und Möglichkeiten einer albanischen Familie wahrzunehmen. Gleichzeitig wird er oder sie auch irgendwo den Anspruch der schweizerischen Gesellschaft vertreten müssen,

eben diese Wünsche und Lebensziele so umzuformulieren, daß sie sich hier realisieren lassen. Um psychische Probleme und Konflikte gar nicht erst in einem solchen Ausmaß anwachsen zu lassen, daß sie für die Betroffenen aus eigener Initiative unlösbar werden, ist das soziale Netz innerhalb der kosovo-albanischen Bevölkerung nach Möglichkeit zu unterstützen und zu fördern. Migranten, welche die gleiche, oder eine ähnliche Problematik bereits erfolgreich bewältigt haben, sind am ehesten geeignet, um anderen bei der Verarbeitung von Trauer und Verlust Hilfestellungen zu bieten und gleichzeitig durch konkrete, psychosoziale Unterstützung wieder positiver geprägte Umweltbeziehungen zu ermöglichen. Sie genießen im allgemeinen eher das Vertrauen ihrer Landsleute und können vor allem für Kinder und Jugendliche zu positiven Projektionsfiguren werden, die ihnen neue Identitätsmuster in einer kulturellen Zwischenwelt (Hettlage & Varjas, 1989) anbieten.

Zu überlegen ist, ob nicht gerade in diesem Bereich darauf abgezielt werden müßte, Möglichkeiten der Selbsthilfe innerhalb der ausländischen Wohnbevölkerung zu schaffen... Auf jeden Fall sollte der Zusammenschluß von Ausländern ähnlicher kultureller Herkunft und mit ähnlichen Problemen und Interessen gefördert und nicht, wie es oft Praxis ist, staatlicherseits behindert werden. Das gilt für sich konstituierende Elterngruppen genauso wie für Gruppen von ausländischen Jugendlichen, die ja oftmals besonderer sozialer Benachteiligung und Diskriminierung unterliegen. (Von Klitzing, 1983, S. 205).

Bei aller Schwere und Brisanz der Situation von kosovo-albanischen Familien in der Schweiz ist doch darauf hinzuweisen, daß längst nicht alle Kosovo-Albaner in der Schweiz psychische Probleme haben, die nach einer Intervention rufen. Ob die Rate psychischer Erkrankungen (einschließlich fehldiagnostizierter körperlicher Beschwerden) überhaupt größer ist als in der schweizerischen Bevölkerung aus einer vergleichbaren sozialen Schicht, müßte erst einmal epidemiologisch untersucht werden. Im weiteren stellt sich auch die Frage, welche Formen physischer und psychischer Belastung die Betroffenen selber als krankmachend empfinden. Es könnte beispielsweise sein, daß der Verlust familiärer Beziehungen und sozialer Kontakte unter Menschen der gleichen Herkunft ungleich schwerwiegender erlebt wird, als eine Einschränkung persönlicher Autonomie oder fehlende Anerkennung im schweizerischen Umfeld. Bezüglich des Stellenwertes von materiellem Wohlstand, der auch die Möglichkeit einschließt, finanzielle Verpflichtungen gegenüber zurückgebliebenen Familienmitgliedern einzulösen, findet vermutlich bei der Migration in die Schweiz ein großer Wandel statt. Ich könnte mir vorstellen, daß die Desillusionierung diesbezüglicher Erwartungen mit zu den kränkendsten Erfahrungen gehört, weil es nicht nur um die Realisierung eigener Wünsche und Ansprüche geht, sondern auch um die Wahrung des sozialen Status innerhalb der dörflichen und verwandtschaftlichen Beziehungen.

Daß viele Kosovo-Albaner dennoch die Kraft und die Zuversicht bewahren, sich in der schweizerischen Arbeits- und Konsumwelt zu behaupten, läßt einerseits Rückschlüsse zu auf die desolaten Perspektiven bei einer möglichen Rückkehr, die ja als einzige Alternative bereitsteht. Andererseits spricht sie jedoch auch für starke, gesunde Persönlichkeitsanteile, die ihre Wurzeln unter anderem in positiven, unterstützenden Eltern-Kind-Beziehungen haben. Auf solche und andere protektiven Faktoren müßte sich das Interesse wissenschaftlicher Beschäftigung mit den Migranten (nicht nur den Kosovo-Albanern) vermehrt richten. Dabei könnte sich vielleicht herausstellen, daß die Diskrepanz zwischen beiden Kulturformen zwar Spannungen und Konflikte erzeugen kann, daß es letztlich jedoch die psychosozialen Bedingungen sind, welche diese Konflikte für die Betroffenen unlösbar machen.

Vor allem, wenn allzu große Kränkungen, Diskriminierungen und Restriktionen zur Abwendung von der neuen Kultur drängen, besteht wenig Möglichkeit, gute Beziehungen zur neuen Umwelt anzuknüpfen, was die Trauer um das Verlorene erleichtern würde. Die häufig erfahrene Entwertung der eigenen ethnokulturellen Abstammung und die eingeschränkte Existenz in der Aufnahmegesellschaft, die Verweigerung sozialer Beziehungen und politischer Teilnahme . . . fördern die Abwendung von der kränkenden Realität und die Aufrechterhaltung einer „manischen Abwehr“ (Winnicott 1935, 238f.) gegen die drohende depressive Dekompensation. (Leyer, 1991, S. 102).

5.3. Die psychosoziale Lage

Aus dem vorangegangenen Zitat geht klar hervor, wie sich soziales und psychisches Elend gegenseitig bedingen und zu einem Teufelskreis zusammenschließen, dem nur schwer zu entkommen ist. Symbolisch ausgedrückt könnte man das Bild zeichnen von einem Baum, der verpflanzt worden ist und dessen Wurzeln anschließend nicht genügend Wasser aufnehmen können. In der gegenwärtigen angespannten wirtschaftlichen Lage wird natürlich schnell einmal das Argument laut werden, daß man diesen Baum ja nicht gerufen habe, und daß im übrigen jeder selbst für seinen Unterhalt verantwortlich ist.

Die schweizerische Kultur beruht sehr stark auf diesem Prinzip der Selbstverantwortung, das durchaus seine Berechtigung hat, solange den betroffenen Menschen die Mittel und Voraussetzungen zur Verfügung stehen, um sich selbst zu versorgen. Eine allzu eingreifende und entmündigende Protektion würden im übrigen auch die kosovo-albanischen Familien ganz klar ablehnen. Es ist jedoch zu überlegen, mit welchen konkreten Maßnahmen eine gezielte Unterstützung zur Selbsthilfe angeboten werden kann.

5.3.1. Elternberatung

Um einer psychischen Fehlentwicklung von Kindern bereits auf einer präventiven Ebene zu begegnen, bietet sich die frühzeitige Beratung und Unterstützung der Eltern, insbesondere auch der Mütter an. Damit ein solches Angebot von den Kosovo-Albaner/Innen selber nicht als Bevormundung empfunden wird, sollte es sehr sorgfältig aufgebaut und auf die echten Bedürfnisse der Menschen abgestimmt werden. Von grundlegender Bedeutung wird der Aufbau von Vertrauen sein, sowie das Entstehen und der weitere Verlauf eines Gruppenbildungsprozesses. Situationsbezogen könnten neben einem Eingehen auf persönliche oder familiäre Probleme auch Anregungen zur Frühförderung der Kinder mit einfließen. Wichtig erscheint mir jedoch eine grundsätzliche Haltung, die versucht, den kosovo-albanischen Eltern auf einer empathischen Ebene entgegenzukommen und ihre Wünsche und Bedürfnisse auch dann ernst zunehmen, wenn sie nicht so leicht verständlich sind oder befremdlich anmuten. Ein solches Verhalten könnte den angesprochenen Eltern auch als übertragbare „Vorlage“ dienen für den zwischenmenschlichen Kontakt innerhalb eines Autoritätsgefälles, sei dies zwischen Kindern und Eltern oder zwischen Ratsuchenden und Beratenden. Voraussetzung dafür ist jedoch eine situative Grundkonstellation, die eine positive Teilidentifikation ermöglicht.

5.3.2. Bereich Schule

Zum Thema der schulischen Förderung und Integration von ausländischen Kindern findet sich in der pädagogischen Fachliteratur eine breite Palette von möglichen Ansätzen (Siehe

z.B. Lanfranchi, 1992 und 1993). Um in diesem Bereich einer „Kolonialisierung von Lebenswelten“ bzw. einem „pädagogischen Imperialismus“ (Griese 1984) zu begegnen, wäre eine stärkere Einbindung der kosovo-albanischen Eltern in die schulischen Verwaltungs- und Entscheidungsstrukturen wünschenswert. Als Beispiel sei hier die konsultative Kommission ausländischer Eltern im Schulkreis Limmattal erwähnt, welche von der Schulpflege bei entsprechenden Sachfragen beigezogen wird. Für kosovo-albanische Eltern erweist sich jedoch die Tatsache, daß sie sich nicht wie andere Ausländernationen auf die konsularische Vertretung ihres Heimatstaates verlassen können, als besonderes Hemmnis. Für schweizerische Behörden oder Fachpersonen erschwert das Fehlen von legitimierten Ansprechpartnern den Schritt zum Dialog und einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit noch zusätzlich. Nicht nur in diesem Hinblick wäre eine verbindliche Organisation der Kosovo-Albaner in der Schweiz deshalb eher zu fördern statt zu behindern, wie es teilweise immer noch geschieht.

Auf der Basis konkreter, pädagogischer Arbeit wären auch die Kontakte zu fördern zwischen den schweizerischen Lehrer/innen und den albanischen Lehrkräften, welche den Heimat- & Kulturunterricht erteilen. Wenn sich hier gegenseitiges Mißtrauen und Vorurteile ausräumen ließen, könnten gerade diese Menschen zu wichtigen Mittelspersonen zwischen den verschiedenen Kulturen und ihren pädagogischen Konzepten werden.

Am guten Willen für spezielle Förderkurse (z. B. Deutschunterricht etc.) mangelt es selten, wenn auch diese inzwischen bereits von den allgemeinen Sparmaßnahmen eingeholt werden. Das Verständnis für innerpsychische Widerstände der kosovo-albanischen Kinder, sich reibungslos den schweizerischen Normen, Wertvorstellungen und Denkmustern zu unterwerfen, ist jedoch schwieriger aufzubringen. Wichtig wäre deshalb die Weckung von Verständnis und der Bereitschaft zur Öffnung in Richtung eines wirklich multikulturellen Unterrichts, der sich nicht nur auf das gelegentliche Darbieten kulinarischer oder folkloristischer Spezialitäten beschränkt. Damit ist nicht eine stärkere Fixierung auf das Kulturelle gemeint. Vielmehr geht es um eine flexible Schule, die den Fähigkeiten, Möglichkeiten und Bedürfnissen aller Kinder entgegen kommt und sich weniger stark an vorgegebenen Zielen orientieren muß, die es unter allen Umständen zu erreichen gilt, als vielmehr am momentan vorhandenen Entwicklungspotential jedes einzelnen Kindes.

5.3.3. Bereich Ausbildung

Wie in Kap. 4 erwähnt wurde, stellt die fehlende Möglichkeit zur Berufsausbildung für kosovo-albanische Jugendliche ein ernsthaftes Problem dar. Insbesondere diejenigen, die bereits im vorgeschrittenen Alter, also nach Ablauf der obligatorischen Schulzeit, in die Schweiz kommen, haben kaum Aussichten auf eine ordentliche Berufslehre, die ihren Fähigkeiten und Neigungen entsprechen würde. Die Möglichkeit, allenfalls irgendwo eine bezahlte Hilfsarbeit verrichten zu können, erfüllt zwar kurzfristige, materielle Erwartungen, längerfristig vermag sie jedoch keine Perspektive für eine berufliche Identität zu bieten.

Wie unter anderem Von Klitzing (1983) feststellte, bedeutet die fehlende Integration eines ganzen Anteils der jugendlichen Bevölkerung in den gesellschaftlichen Arbeits- und Erwerbsprozeß nicht nur für die Betroffenen, sondern auch für die Gesellschaft als Ganze eine ernsthafte Gefährdung. Die Tendenz zu Gewaltanwendung, Suchtverhalten und Kriminalität ist bei arbeitslosen Jugendlichen eindeutig erhöht und könnte sich letztlich gegen die Struktu-

ren wenden, die ihnen die Erfüllung ihrer Bedürfnisse nach Erfolg, Anerkennung und materieller Sicherheit vorenthalten. Eine sorgfältige, berufliche Ausbildung dieser Jugendlichen bedeutet einerseits eine „Entschärfung“ dieser Gefahr, gleichzeitig könnte sie auch den Aspekt einer „präventiven Entwicklungshilfe“ tragen. Sollte sich tatsächlich in absehbarer Zeit eine realistische Aussicht für eine menschenwürdige Rückkehr in den Kosovo ergeben, wären diese jungen Menschen als erste in der Lage, in ihrem Land wertvolle Aufbauarbeit zu leisten und den Kreis von sozialer Spannung und wirtschaftlichem Elend zu durchbrechen.

5.3.4. Arbeitsplatzpolitik

Die Bildung und Verteilung von Arbeitsplätzen ist eine wirtschaftliche und politische Frage, welche ein psychologisches Thema eigentlich nur am Rande berührt. Wie in den vorangegangenen Abschnitten aufgezeigt wurde, lassen sich die beiden Problemkreise bei einer Erörterung der Situation von kosovo-albanischen Familien in der Schweiz jedoch nicht trennen. Um psychische Spannungen und Konflikte innerhalb der kosovo-albanischen Familien, aber auch im Kontakt mit der schweizerischen Bevölkerung, wirksam zu reduzieren, müßten in allererster Linie diejenigen Faktoren geändert werden, die letztlich zu den Hauptverursachern bzw. -auslösern eben dieser Problematik zählen. Dazu gehört unter anderem die Abschaffung des Saisonierstatutes, aber auch eine menschlichere Handhabung des Asylwesens. Zur Entschärfung der besonders akuten Situation der abgewiesenen Asylbewerber in der Schweiz, welche nicht in den Kosovo zurückkehren können, wäre zumindest eine vorübergehende Aufnahme, mit der entsprechenden Arbeitserlaubnis und einem gesicherten Status vorzunehmen, wie sie von verschiedenen Hilfswerken und Asylorganisationen gefordert wird. Im weiteren wäre jedoch auch an eine Anwendung des Antirassismus-Gesetzes auf die Einstellung bzw. Ablehnung von Arbeitskräften, ebenso wie auf das Vermieten, beziehungsweise Verweigern von Wohnungen, zu denken.

Auf die oftmals verheerenden Folgen, welche eine erzwungene familiäre Trennung (nicht nur von der Mutter, sondern auch vom Vater!) für die Kinder mit sich bringen kann, wurde in Kap. 2 hingewiesen. Eine Neuregelung der Bewilligungen für ausländische Arbeitskräfte dürfte sich deshalb nicht nur an den Bedürfnissen der hiesigen Arbeitgeber orientieren, sondern müßte auch humanitäre Überlegungen und elementares psychologisches Wissen einschließen.

Wie aufgezeigt wurde, sind es vor allem die Auflösung der Familienzusammenhänge („Europa der zerstörten Familien“), die soziokulturelle Verunsicherung und die soziale Randständigkeit in der BRD, die das psychosoziale Elend der „zweiten und dritten Generation“ verursachen. ... Eine noch so gute Beratungsstelle für Ausländer nützt nichts, wenn die neuen Ausländerrichtlinien die Grundlagen einer gesunden Mutter-Kind-Beziehung - und damit der Entwicklung des Kindes überhaupt - mit Füßen treten, indem sie die Familien auseinanderreißen. (Von Klitzing, 1990, S.145).

In der gegenwärtigen, angespannten Wirtschaftslage, die auch für manche Schweizerfamilie eine Verunsicherung ihrer materiellen Lage mit sich bringt, lassen sich wohl auch die elementarsten Bedürfnisse mancher kosovo-albanischen Familie nicht so leicht realisieren. Die Ursache für die daraus entstehenden Probleme sollten jedoch nicht ausschließlich in Kulturkonflikten oder in defizitären Persönlichkeitstrukturen der Betroffenen gesucht werden, sondern auch in den sozialen und politischen Begleitumständen, denen sie ausgesetzt sind. Katz-Bernstein's (1994) Forderung geht in die gleiche Richtung, wenn sie auch für die therapeuti-

sche Arbeit den Einbezug der gesellschaftlichen und politischen Dimension fordert.

Ohne dieser Dimension sich bewußt zu werden, ist, meiner Meinung nach, jede therapeutische Maßnahme eine Utopie eines Inseldaseins, ein Faß ohne Boden oder eine entmutigende Sache, bei der der Sinn des eigenen Tuns angesichts der Realität erlahmt. (Katz-Bernstein, 1994, S. 167).

Alle möglichen Konzepte zur Integration kosovo-albanischer Familien in der Schweiz können zwar im besten Fall dazu beitragen, psychisches und soziales Leid zu vermindern und Perspektiven für eine bessere Zukunft zu eröffnen. An der Hauptproblematik der meisten kosovo-albanischen Fremdarbeiter- und Flüchtlingsfamilien, wie sie von diesen auch selbst immer wieder formuliert wird, vermögen sie jedoch nur wenig zu ändern. Diese liegt nämlich in erster Linie in den unterdrückenden, politischen Verhältnissen im Kosovo begründet, welche für die meisten dieser Familien zum drängenden Anlaß für die Migration wurden.

Viele von ihnen äußern denn auch den klaren Wunsch, sofort wieder zurückzukehren, wenn sich die politischen und sozialen Verhältnisse im Kosovo endlich verbessern würden, und sie und ihre Kinder die Chance für ein menschenwürdiges, selbstbestimmtes Dasein in ihrer Heimat bekämen. Sollte dieser Fall tatsächlich eintreten, würden zwar wohl kaum alle Familien diese Absicht tatsächlich realisieren, die psychischen Konsequenzen des Lebens in der Fremde würden sich dennoch wesentlich ändern, handelte es sich doch in diesem Fall dann um ein freiwillig gewähltes Exil, das immerhin die Alternative der Rückkehr jederzeit offen halten würde.

Wenn auch die schweizerische Bevölkerung und ihre Institutionen wohl nur geringen Einfluß auf die politische Situation im Kosovo ausüben können, sollte dieser grundsätzliche Aspekt der ganzen Problematik bei allen Überlegungen zur Interventionsplanung nicht aus den Augen verloren werden. Andererseits sollte sie auch nicht zum Vorwand genommen werden, die Verpflichtung abzuschieben, an den momentan gegebenen Verhältnissen hier in der Schweiz etwas zu ändern. In seiner Konsequenz verlangt die Beschäftigung mit Problemen der Migration nach einer globalen, politischen Gesamtperspektive wie sie Von Klitzing (1992) fordert:

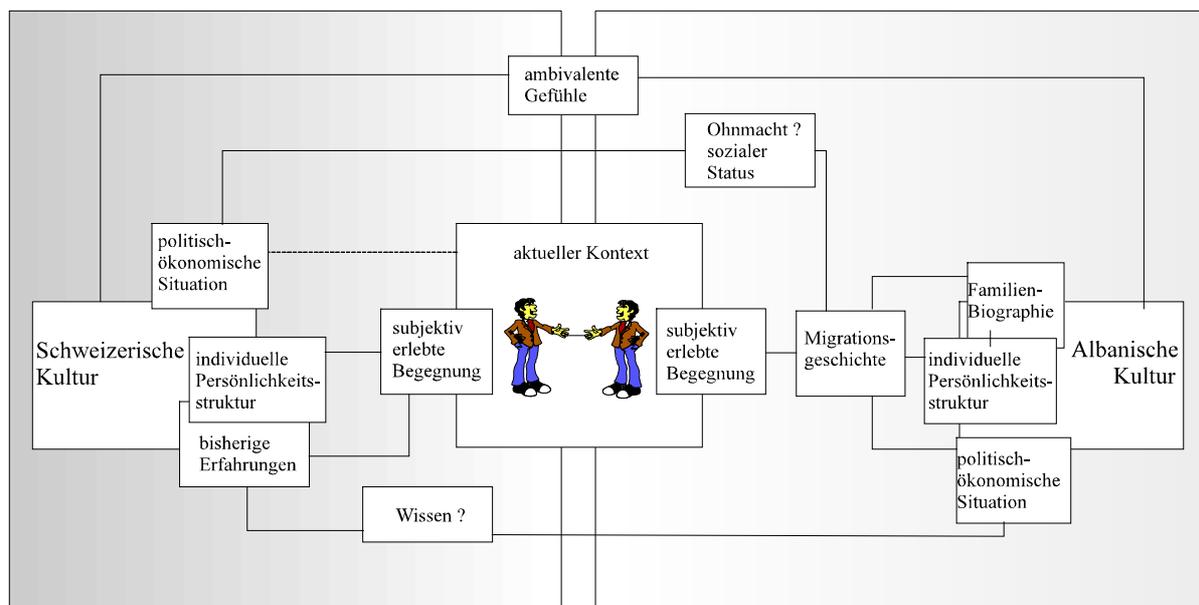
Ein präventives Konzept, das die seelische Verelendung ganzer heranwachsender Generationen von Ausländerkindern wirksam angehen will, muß deshalb politische, ökonomische und soziostrukturelle Veränderungen in den Herkunftsländern selbst einschließen, die das sozioökonomische Gefälle innerhalb Europas abschwächen oder gar beseitigen und damit die Migration von Menschen aus diesen Ländern überflüssig machen. (Von Klitzing, 1990, S. 146).

Meines Erachtens sollte es nicht darum gehen, Migration als solche auszuschließen, denn wie bereits aufgezeigt wurde (Kap. 3 und 4), kann diese für beide Seiten, die Migrierenden selbst, wie für die Menschen in den jeweiligen Immigrationsländern, ausgesprochen positive und bereichernde Aspekte beinhalten. Diese können jedoch nur dann zum Tragen kommen, wenn der Entscheid zur Migration ein Akt persönlicher Freiheit und Autonomie ist und nicht unter dem Druck politischer und ökonomischer Zwänge zustande kommt. Unter diesen Voraussetzungen wird es auch für die ansässige Bevölkerung eher möglich sein, den aus der Fremde Zugezogenen mit respektvollem Interesse auf einer Ebene echter Gleichberechtigung zu begegnen, statt sie unter dem Appell an zwischenmenschliche Solidarität und Mitleid bestenfalls zu dulden.

Sowohl die Ausgestaltung der Ausländerpolitik, als auch das Angebot an institutioneller Hil-

fe, etc. sind Ausdruck gesellschaftlicher Vorgänge, die es bewußt zu machen gilt. Der Kontakt mit dem Fremden und Anderen, wie es uns beispielsweise in den Kosovo-Albanern begegnet, löst vielschichtige Reaktionen aus und bewegt sich auf mehreren Ebenen ständiger Wechselwirkungen. Abschließend möchte ich versuchen, die gegenseitigen Interaktionsmechanismen, wie sie in der Begegnung zwischen einem/r Kosovo-Albaner/in und einem/r Schweizer/in ablaufen können, mit der folgenden Darstellung grafisch zu erläutern.

Abbildung 4



Den Kontakt mit dem anderen Menschen erleben und interpretieren beide Beteiligten jeweils abhängig vom gegebenen Kontext (Arbeitsplatz, Schule, Beratung, Therapie, etc.) in ihrer subjektiv geprägten Art und Weise. Dabei spielt die individuelle Persönlichkeitsstruktur ebenso eine Rolle wie entsprechende Vorerfahrungen, das Wissen über die besondere Situation des anderen, sowie das Erleben von eigenen Handlungsmöglichkeiten und gesellschaftlich abgesichertem Status. All dies geschieht auf dem Hintergrund bestimmter kultureller Vorgaben und Normen, wie sie verinnerlicht wurden und in der besonderen Situation wieder aktualisiert werden. Das jeweilige Verhalten des Gegenübers löst gemäß der psychischen Struktur des Individuums unbewußte Mechanismen des Interesses oder der Abwehr, der Faszination oder der Aggression aus.

Ziel einer offenen, zwischenmenschlichen Begegnung kann es nicht sein, jegliche Konflikte und Spannungen aus dem Weg zu räumen. Hingegen sollte die Bereitschaft aufgebracht werden, die Ursachen dafür nicht ausschließlich bei dem fremden Gegenüber zu suchen, sondern auch die eigenen Widerstände, Vorurteile und Schwächen in Betracht zu ziehen. In der Auseinandersetzung mit fremden Menschen, die augenscheinliche, fühl- und sichtbare Differenzen zu den eigenen Strukturen mitbringen, ist die Gefahr für ein Ausblenden der eigenen Anteile an der Beziehungsgestaltung und -entwicklung besonders groß. Grundsätzlich ist sie jedoch in jedem Kontakt zwischen zwei eigenständigen Individuen angelegt, da letztlich jeder Mensch eine eigenständige Verkörperung seiner persönlichen Form von Kultur ist.

Für Herzka (1994) ist „Multikulturalität“ eine Grunderfahrung, die jedes Kind macht, wenn es feststellt, daß seine Eltern zwei unterschiedliche Individuen sind, die jeweils ihre eigene persönliche Kultur haben. Das Kind lernt, unterschiedliche Vorlieben und Standpunkte wahrzunehmen und in Verbindung mit seinen eigenen Persönlichkeitsanteilen eine gültige Synthese daraus zu bilden. Dies wird ihm nicht schwerfallen, wenn es neben allen Differenzen zwischen den Eltern auch die Achtung und Respektierung der jeweils anderen Position erlebt. In ernsthafte Konflikte gerät es jedoch, wenn es sich in die Machtkämpfe der Erwachsenen hineingezogen zieht und aus Zuneigung und Loyalität für die eine oder andere Position Partei ergreifen muß. Erst dann gerät der Prozeß der Identitätsentwicklung aus dem Gleichgewicht und das Kind erlebt die Widersprüchlichkeit der menschlichen Existenz als schmerzhaft und unüberwindbar. Was sich in der Dynamik des Familienlebens abspielt, wiederholt sich im größeren, gesellschaftlichen Rahmen. Auch hier ist es für das Kind von entscheidender Bedeutung, mit welcher emotionalen Besetzung der Umgang und Kontakt der verschiedenen Kulturen untereinander abläuft. Wenn die Entwicklung einer „multikulturellen Identität“ gelingen soll, muß auf ein gesellschaftliches Klima hingearbeitet werden, welches auf der Grundlage einer breitgefächerten Verwirklichung eigener kultureller Prägungen die Offenheit mitbringt, den Äußerungen des Fremden und Anderen auf einer respektvollen Basis der Gleichwertigkeit zu begegnen und gleichzeitig in der Lage ist, zwischenmenschliche Widersprüche und Konflikte auszuhalten. Nur so wird es den Erwachsenen möglich, ihrer Verantwortung gerecht zu werden, Kinder in ihrer individuellen Persönlichkeitsbildung zu unterstützen, ohne sie für die Verwirklichung der eigenen, begrenzten Wünsche und Vorstellungen zu mißbrauchen. Und nur so wird es wiederum den Kindern gelingen, eigene Formen des Umgangs mit kulturellen und gesellschaftlichen Differenzen zu finden, die über das hinausgehen, was die heutige Generation der Erwachsenen planen und verwirklichen kann.

6. Fallbeispiele

6.1. Zur Gestaltung der Interviews

Im Verlaufe meiner Auseinandersetzung mit der Thematik der vorliegenden Arbeit führte ich verschiedene kurze, unsystematische Gespräche mit Kosovo-Albaner/innen, die sich zum Teil aus informellen Kontakten in der Nachbarschaft und im Rahmen meiner beruflichen Tätigkeit als Sprachlehrerin ergaben. Dabei handelt es sich um Menschen, die bereits relativ gut integriert sind und mit den oben beschriebenen Problemen nicht mehr in so ausgeprägtem Masse zu kämpfen haben. Meistens erklärte ich ihnen kurz mein Vorhaben, über das Thema eine Arbeit zu schreiben und bat sie um ihre Meinung, wie sie die Situation kosovo-albanischer Familien hier erleben. Die so erhaltenen Informationen fügten sich bruchstückweise mit Erkenntnissen aus der beigezogenen Literatur zusammen und wurden ergänzt durch Erfahrungen, die mir schweizerische Fachpersonen aus ihrem Berufsleben als Lehrer/innen, Schulpsycholog/innen und Sozialarbeiter/innen mitteilten.

Um meine Eindrücke und Erkenntnisse zu vertiefen, gelangte ich an kosovo-albanische Fachleute, die als Mittlerpersonen im sozialen Bereich tätig sind. Herr Mahmud Ibrahimimi von der städtischen Koordinationsstelle für Ausländerfragen hat mich mit vielen wesentlichen Informationen und Anregungen unterstützt und mir einen Eindruck von den vielfältigen Transformationsprozessen vermittelt, die bei kosovo-albanischen Familien in der Schweiz ablaufen können. Frau Marta Miciç von der Asyl-Organisation des Kantons Zürich hat die Kontakte zu den beiden, nachfolgend dargestellten Flüchtlingsfamilien vermittelt und war dabei auch als Übersetzerin zugegen. Die anderen Gespräche wurden auf schriftdeutsch geführt, dasjenige mit der zuletzt dargestellten Familie B. auf Schweizerdeutsch. Die drei anderen Falldarstellungen habe ich aus mehreren Interviews ausgewählt, da sie mir ein abgerundetes Bild zu ergeben scheinen und in ihrer individuellen Konstellation je eine typische Form darstellen, wie kosovo-albanischen Familien ihre Situation als Migranten in der Schweiz bewältigen. Das Interview mit Familie K. und dasjenige mit der Familie C. kam aufgrund einer Vermittlung durch andere Kosovo-Albaner/innen zustande. Zur Familie B. bestehen persönliche Kontakte. Hauptbeziehungspunkt für die Gespräche, welche bei den Familien zu Hause geführt wurden, waren meistens die Frauen, wobei die Ehemänner zum Teil ständig, zum Teil sporadisch anwesend waren und sich mehr oder weniger stark am Gespräch beteiligten. Die Kinder waren zu Beginn des Gesprächs jeweils anwesend, im Verlaufe des Gesprächs verloren sie aber meistens etwas das Interesse und zogen sich zurück, um zwischendurch wieder hereinzukommen.

Als Ausgangsbasis verwendete ich den nachfolgenden Fragenkatalog. Aufgrund der einzelnen Antworten entwickelte sich je nachdem ein weitergehendes Gespräch, das zusätzliche Informationen ergab, während andere Fragen nur kurz behandelt wurden. Im allgemeinen machte ich die Erfahrung, daß Fragen zur aktuellen Situation in der Schweiz, insbesondere auch bezüglich allfälliger Diskriminierung aus Gründen der Höflichkeit eher ausweichend beantwortet wurden. Die Schilderung der Verhältnisse in der Heimat war dagegen meistens sehr farbig und detailreich und meinem Interesse für die albanische Kultur wurde mit Wohlwollen begegnet. Um kein unnötiges Mißtrauen zu wecken, verzichtete ich auf eine Aufzeichnung des Gesprächs, hielt jedoch die einzelnen Punkte der gewonnenen Informationen jeweils stichwortartig fest. Unmittelbar nach dem Gespräch schrieb ich zu Hause meine persönlichen Eindrücke

cke aus der Begegnung mit der Familie auf. Zu einem späteren Zeitpunkt versuchte ich, aus den objektiven Lebensdaten, den mitgeteilten Informationen über die jeweilige Erfahrungswelt der kosovo-albanischen Familien und meinen subjektiven Eindrücken eine möglichst abgerundete Schilderung der familiären Situation wiederzugeben, wie sie mir dargestellt wurde und wie ich sie verstehen konnte.

6.2. Fragen an albanische Familien

1. Seit wann leben Sie hier in der Schweiz?
2. Wie und wo wohnen Sie? Wo und in welchem Beruf arbeiten Sie?
3. Sind alle Familienmitglieder zusammen gekommen, oder einzelne zuerst?
4. Wieviele Kinder haben Sie?
5. Leben andere Verwandte von Ihnen hier in der Schweiz? Wie oft haben Sie Kontakt mit Ihnen?
6. Wo gehen die Kinder in die Schule? Wie geht es Ihren Kindern in der Schule? Wie ist der Kontakt Ihrer Kinder mit anderen Kindern?
7. Sind Sie Asylbewerber/ Jahresaufenthalter/ Niedergelassene?
8. Wie erleben Sie die Situation hier? Wie geht es Ihnen in der Schweiz?
9. Wie sind die Kontakte zu den Schweizern, zu anderen Ausländern zu anderen Albanern?
10. Haben Sie schon einmal Vorurteile erlebt in der Schweiz?
11. Wie haben Sie im Kosovo gelebt?

Familiäre Situation - Wohnort (Land/Stadt) - Arbeit - Wirtschaftliche Situation ev. Politische Situation
Wie sind Sie als Kind aufgewachsen? Welche Schulen haben Sie besucht? Welche Ausbildung haben Sie gemacht? Wie waren Ihre Beziehungen zu Eltern und Geschwistern?
12. Warum sind Sie aus Ihrem Land weggegangen?
13. Hat sich in der Familie etwas verändert, seit Sie hier in der Schweiz sind?
Haben sich die Kinder verändert, die Eltern, die Beziehung zwischen ihnen?
14. Wie erziehen Sie Ihre Kinder? Was ist das Wichtigste für Sie, das Sie für Ihre Kinder möchten oder von ihnen erwarten?
15. Haben Sie das Gefühl, daß Ihre Kinder anders aufwachsen als Sie selbst?
16. Was haben Sie für Vorstellungen über die Zukunft? Für sich, für Ihre Kinder?
Wenn alle Ihre Wünsche Realität würden, wie würde dann Ihre Zukunft aussehen?
17. Welche Dinge finden Sie in der Schweiz besser / schlechter? Welche im Kosovo?

6.3. Darstellung einzelner Familien

6.3.1. Familie R.

Die Familie R. flüchtete vor vier Jahren gemeinsam aus dem Kosovo und kam über das Auffangzentrum für Asylbewerber in Kreuzlingen in die Schweiz. Anschließend wurden sie nach Zollikon gebracht, wo sie mit über 60 anderen Asylsuchenden zusammenwohnten. Später kamen sie nach Oerlikon in ein anderes Heim für Asylbewerber, und seit etwa einem halben Jahr leben sie in einem großen Dorf im Zürcher Oberland, wo ihnen die Fürsorgebehörde eine Dreizimmerwohnung zur Verfügung gestellt hat. Ihr Asylgesuch ist noch nicht definitiv entschieden, bei den momentanen Verhältnissen im Kosovo können und wollen sie jedoch nicht dorthin zurückkehren. Der Vater hat große Angst davor, zurückgeschickt zu werden, er ist überzeugt, daß er dort sofort verhaftet würde und mit dem Schlimmsten rechnen müßte. Er sagte: „Lieber sterbe ich, als dorthin zurückzukehren“. Früher war er Lehrer, was an sich schon eine politisch heikle Position mit sich brachte. Zum Schluß hätten er und seine Familie fast täglich Gewaltanwendung von den Behörden erlebt. Sein jüngerer Bruder sei von der Polizei so geschlagen worden, daß er nicht mehr gehen konnte.

Mit den Eltern zusammen leben vier Kinder, drei Mädchen (22, 18 und 8) und ein Sohn (20). Der älteste Sohn (23) lebt heute in Deutschland. Er war im Kosovo zum Militär eingezogen worden und bei Kriegsausbruch desertiert. Dabei flüchtete er offenbar zuerst nach Hause zu seinen Eltern und erst später in die Schweiz. Dies und die Tatsache daß er nicht über ein ordentliches Auffangzentrum in die Schweiz kam, führten dazu, daß er nicht als Kriegsdienstverweigerer eine vorübergehende Aufnahme fand, sondern als illegaler Ausländer ausgewiesen wurde. Gleichzeitig wurde eine Einreisesperre verhängt, die offenbar noch heute in Kraft ist. Er kam nach Deutschland und ist dort inzwischen mit einer deutschen Frau verheiratet. Die zuständige Betreuerin bemüht sich momentan darum, ob dieser Umstand nicht ausreichen würde, daß er zusammen mit seiner Ehefrau ein normales Touristenvisum erhalten könnte, um seine Eltern in der Schweiz zu besuchen. Im weiteren stellt sich die Frage, ob nicht die Krankheit seiner Mutter Anlaß für eine Ausnahme aus humanitären Gründen wäre.

Die Mutter leidet sehr stark unter der langen Trennung von ihrem ältesten Sohn. Sie ist in ständiger großer Sorge um ihn und glaubt, er schwebe noch heute in Gefahr. Sie leidet unter schweren Depressionen und ist deswegen in ärztlicher Behandlung. Sie klagt über psychosomatische Beschwerden wie Magenschmerzen, Atemnot und Rückenbeschwerden und schließt sich laut Aussage ihres Mannes manchmal stundenlang ein, um allein zu weinen. Auch bei unserem Gespräch weint sie immer wieder. Ihr Gesichtsausdruck, geprägt von Schmerz und tiefer Verzweiflung, bleibt mir unvergeßlich.

Die Befragung ihres Mannes durch die Polizei und die Durchsuchung des Hauses, als diese nach dem desertierten Sohn suchte, war für sie offensichtlich ein traumatisches Erlebnis. Ob die Frau weitere angstausslösende Erlebnisse hatte, kam nicht zur Sprache, offensichtlich ist jedoch, daß sie sich auch nach der Flucht hier in der Schweiz keineswegs geborgen und sicher fühlt. Ständige Angst und Unsicherheit um die Zukunft vermischen sich mit der Trauer um das Zurückgelassene und dem Schmerz über den erlebten Schrecken. Wahrscheinlich vermischt sich dabei die reale Bedrohung auch mit angstbesetzten Phantasien, was es der Frau noch schwerer macht, mit ihren Ängsten auf eine adäquate Art und Weise umzugehen.

Die älteren Kinder wirken angesichts dieser Situation erstaunlich stabil und ausgeglichen. Der Vater versucht, seine Nervosität mit starkem Rauchen zu besänftigen. Er leidet am meisten unter seiner erzwungenen Arbeitslosigkeit (er hat keine Arbeitsbewilligung), der Gang auf das Fürsorgeamt, um dort die Unterstützung für seine Familie abzuholen, bedeutet für ihn eine große Demütigung. Er sei stark und gesund, sagt er. Er könne und wolle doch arbeiten, seine Familie ernähren und alles zurückbezahlen, was er von der Schweiz bekommen hat. Auch der 20-jährige Sohn ist zur Untätigkeit verdammt, weil auch er keine Bewilligung erhalten hat, um eine bereits zugesagte Arbeitsstelle in einer Fabrik anzutreten. Nur die älteste Tochter arbeitet seit drei Tagen als Hilfskraft in einem Restaurant. Dies scheint im Moment der einzige Hoffnungsschimmer der Familie zu sein. Daß dadurch allfällige traditionelle Rollenmuster in Frage gestellt werden, scheint in der angespannten Situation der Familie das kleinste Problem zu sein. Als ich nach weiteren, positiven Ressourcen in der Familie frage, nennt der Vater die Erinnerung an das schöne Haus, welche die Familie im Kosovo besitzt. Wenn sie daran denken, sind die glücklich. Sie haben auch Verwandte hier in der Schweiz, eine Schwester der Mutter wohnt in der Nähe von Bern, doch können sie diese nur selten besuchen, weil die Eisenbahnfahrkarten für das bescheidene Familieneinkommen sehr teuer sind.

Die mittlere Tochter übernimmt weitgehend die Aufgaben der Mutter im Haushalt. Sie hat hier in der Schweiz zwei Jahre die Schule besucht und möchte eigentlich gerne noch weiter lernen. Noch lieber hätte sie jedoch eine Arbeit, um zum Familienunterhalt etwas beitragen zu können. Sie hat nur wenige Freundinnen hier, die sie selten besucht. „Um ausgehen zu können, braucht man Geld“ sagt sie und lächelt. Der Sohn dagegen hat viele Freunde, Schweizer und Italiener, mit denen er sich regelmäßig trifft. Offensichtlich hat neben den finanziellen Möglichkeiten, die für beide gleich gering sind, auch die Geschlechterrolle einen Einfluß. Beiden scheint es jedoch in dem Dorf zu gefallen: „Hier ist wie Kosovo“. Sie möchten auf jeden Fall dableiben.

Der Vater träumt jedoch davon, irgendwann zurückzukehren, wenn die Verhältnisse wieder besser sind und die serbische Besatzung nicht mehr da ist. Die Entscheidung über ein Hierbleiben oder eine Rückkehr scheint der Familie jedoch weitgehend entzogen zu sein und einerseits in den Händen der zuständigen schweizerischen Behörden zu liegen, andererseits auch von den politischen Vorgängen in ihrer Heimat bestimmt zu sein.

Die jüngste Tochter leidet am offensichtlichsten unter der Krankheit und Trauer der Mutter. „Wenn die Mutter weint, weint auch die Kleine“, sagt der Vater. Sie hat zwei Jahre den Kindergarten besucht und geht nun in die erste Klasse, wo sie bislang keine Probleme hat. Sie besucht auch die Heimat- & Kulturkurse in Albanisch, doch ist auch dieser Fixpunkt in Frage gestellt, da der monatliche Beitrag dafür eine große Belastung ist für die Familie. Das Mädchen wirkt bleich und mager, hat jedoch in der Familie durch seine Position als Nachzügler-Kind vermutlich auch eine besondere Stellung. In seiner Schulklasse sind lauter Schweizerkinder, zu denen es einen guten Kontakt habe.

Über seine zukünftige Entwicklung kann wenig vorausgesagt werden. Die ganze Instabilität der familiären Situation stellt für das Kind zweifellos eine große Belastung dar. Die Beziehung zur Mutter ist durch deren schwere Depression sicher nicht ungestört. Teilweise scheint das Mädchen deren Trauer auch projektiv zu übernehmen. In den älteren Geschwistern findet es vermutlich dennoch etwas emotionale Wärme und einen gewissen Halt. Kindliche Unbe-

fangenheit, spielerische Unbeschwertheit und Fröhlichkeit sind ihm jedoch weitgehend verwehrt, weil die Sorgen der Erwachsenen allzu dominierend sind. Sehr wichtig wird es sein, welchen Erlebensraum die Schule und der Umgang mit Alterskameraden dem Kind zur Verfügung stellt. Unter günstigen Umständen kann es hier ein Stück Lebensfreude und Zuversicht erleben, die ein Gegengewicht zur belasteten Situation zu Hause darstellen können. Mit seiner freundlichen, anhänglichen Art kann ich mir vorstellen, daß es ihm gelingt, bei den entsprechenden Bezugspersonen auch positive, fürsorgliche Reaktionen hervorzurufen.

Insgesamt ist es beeindruckend, zu beobachten, wie in dieser Familie trotz extremer äußerer Belastung die familiäre Solidarität noch spielt und die einzelnen Familienmitglieder untereinander zusammenschweißt. Die Krankheit der Mutter scheint diese Tendenz noch zu unterstützen. Trotz der augenscheinlichen Tragik der Lebenssituation dieser Familie ist doch danach zu fragen, ob die Art und Weise, wie die Mutter darauf reagiert, nicht auch auf einer labilen psychischen Grunddisposition beruht und gleichzeitig auch eine bestimmte familien-dynamische Funktion hat. Über die Lebenssituation der Familie vor ihrer Flucht ist kaum etwas bekannt. Der große Altersunterschied zwischen dem zweitjüngsten und dem jüngsten Kind ist etwas auffallend und könnte ein Hinweis sein auf eine besondere familiäre Konstellation, die bereits in der Heimat bestand.

Selbst wenn gewissermaßen „endogene“ familiäre Konflikte bestehen (was aus der einmaligen Begegnung mit der Familie nicht ersichtlich wurde), wird die Familie in der gegenwärtigen Situation kaum in der Lage sein, diese zu lösen, denn sie ist in ihren sämtlichen Lebensumständen und -bezügen vollkommen abhängig von äußeren Entscheidungen. Ihre weitere Zukunft und die Chancen der Kinder auf ein sicheres, freies und zufriedenstellendes Leben hängen deshalb weitgehend vom Wohlwollen der entsprechenden Behörden und von günstigen äußeren Entwicklungen ab.

Die gleiche lähmende Abhängigkeit von äußeren Bedingungen und fremden Behördenentscheiden äußert sich auch im folgenden Fallbeispiel.

6.3.2. Familie F.

Auch diese Familie lebt mit zwei Kindern (ein Sohn 13, ein Mädchen 6) seit vier Jahren als Asylbewerber in der Schweiz. Sie gelten als vorläufig aufgenommen (Bewilligung F), wodurch beide Eltern auch eine Arbeitsbewilligung haben. Der Mann arbeitet als Gipser, die Frau ist als Aushilfe teilzeitbeschäftigt in einem Restaurant. Mit ihrem Einkommen und ihrer Wohnsituation sind sie zufrieden. (Die Familie wohnt Tür an Tür mit der obengenannten Familie R. Sie besuchen und unterstützen sich beide regelmäßig).

Der Sohn ist eher kräftig gebaut, er besucht die Sekundarschule und wirkt ziemlich verträumt, was sich auch in seinem Berufswunsch (Astronaut) äußert. Nach Angaben der Mutter habe er wenig Kontakt zu anderen Kindern, sei eher introvertiert und lese am liebsten für sich allein. Das Mädchen wirkt dagegen sehr offen und zutraulich, sie serviert auch gleich etwas zu essen und ist offensichtlich sehr stolz über ihre (spielerische) Rolle als Gastgeberin.

Die Familie scheint sich in dem zürcherischen Dorf den Umständen entsprechend gut zurechtzufinden, obwohl die Migration für sie mit einem sozialen Abstieg und einem entspre-

chenden Statusverlust verbunden war. Der Mann ist ausgebildeter Elektroingenieur und war im Kosovo während 10 Jahren als Chef eines Unternehmens tätig. Daß er sich hier in der Schweiz nun auf der untersten sozialen Stufe als Hilfsarbeiter wieder findet, ist vermutlich nicht ganz einfach zu bewältigen. Allein die Tatsache, hier über eine Arbeit und Verdienstmöglichkeit zu verfügen und in einer relativ gesicherten Situation zu sein, ist Anlaß zur (vorläufigen) Zufriedenheit. Das größte aktuelle Problem dieser Familie scheint der fehlende Kontakt zu den restlichen Familienmitgliedern zu sein. Die Mutter der Ehefrau wohnt im Kosovo, erhält jedoch keine Besuchserlaubnis hier in der Schweiz. Dazu müßte sie eine Garantieerklärung vorweisen können, daß im Bedarfsfalle jemand in der Schweiz für sie aufkommen würde. Die Erklärung ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes wird von den Behörden nicht akzeptiert, obwohl ihr Einkommen dafür ausreichend ist. Allzu groß ist offenbar die Angst, die Großmutter könnte am Ende auch noch ein Asylgesuch stellen und in der Schweiz bleiben wollen.

Umgekehrt besitzt die Familie selber keine Ausreisemöglichkeit, da ihr die Wiedereinreise in die Schweiz vermutlich verweigert würde. Aus diesem Grund ist es ihr auch unmöglich, die Schwester des Ehemannes, welche mit ihrer Familie in Schweden lebt, zu besuchen. Angesichts der großen Bedeutung, welche die familiären Beziehungen für die Kosovo-Albaner im allgemeinen haben, läßt sich das emotionale Leid erahnen, das entsteht, wenn der Kontakt zur eigenen Familie unterbunden wird. Die genaue Rechtslage und die richtigen Strategien, die eingeschlagen werden müßten, um zu einer Besuchs- resp. Reisegenehmigung zu kommen, sind dieser Familie vermutlich weitgehend unverständlich. Dennoch sieht sie sich gezwungen, sich den Entscheiden anonymer Amtspersonen zu unterziehen, und ihre einzige Chance besteht darin, diese in irgendeiner Weise günstig zu stimmen.

Welche Bedeutung der fehlende familiäre Kontakt für die Kinder wirklich hat, läßt sich nicht bestimmen. Tatsache ist jedoch, daß er offenbar für die Eltern ein großes Problem darstellt. Die eigenen Eltern so hilflos und abhängig zu erleben, ist für die Kinder jedoch bestimmt keine gute Erfahrung. Insbesondere der Sohn scheint seine Eltern an Kompetenzen bereits zu überflügeln, was besonders das Verhältnis zum Vater belasten könnte. Offensichtlich scheint er ein überdurchschnittlich intelligenter Junge zu sein, wenn er nach einem Jahr Einschulungsklasse und nur zwei Jahren Primarschule in die Sekundarschule übertreten konnte. Inwieweit er seine Intelligenz tatsächlich als positive Ressource für sein zukünftiges Leben nutzen kann, hängt auch in diesem Fall weniger von ihm selber oder der Unterstützung durch seine Familie, als vielmehr von äußeren Faktoren ab.

6.3.3. Familie K.

Der Vater dieser Familie stammt aus dem Kosovo, die Mutter aus Mazedonien. Während der Vater bereits vor siebzehn Jahren als Saisonnier in die Schweiz kam und hier als Maler arbeitete, lebt die Familie als ganze erst seit fünf Jahren gemeinsam in der Schweiz. Vorher besuchte die Mutter mit den Kindern den Vater jeweils für drei Monate mit einem Touristenvisum in der Schweiz, weitere drei Monate verbrachte er unten im Kosovo bei seiner Familie. Die Mutter bezeichnet diese zwölf Jahre der Trennung als eine schwere Zeit: „aber, was konnte man anderes machen?“ Dennoch schien zunächst nicht die Absicht zu bestehen, als ganze Familie in die Schweiz zu übersiedeln. Der Vater beantragte deshalb zunächst auch gar keine Jahresaufenthaltsbewilligung, weil damit die Möglichkeit für den dreimonatigen Hei-

matbesuch weggefallen wäre. Erst als sich die politische Situation im Kosovo verschlechterte, stellte er einen entsprechenden Antrag und ließ seine Familie in die Schweiz nachkommen. Aufgrund seines langjährigen Aufenthaltes in der Schweiz erhielten sie bereits nach einem Jahr das Niederlassungsrecht. Seit etwa einem Jahr hat der Vater sich selbständig gemacht und versucht, hier ein eigenes Malergeschäft aufzubauen. Er kämpft dabei mit großen Schwierigkeiten, ist aber optimistisch, daß er Erfolg haben werde, weil er auch Arbeiten annehme, die Schweizer ablehnen würden.

Ursprünglich ist er diplomierter Jurist, sieht jedoch keine Chance, in diesem Beruf tätig zu werden. Die Mutter hat ebenfalls drei Jahre Jus studiert, das Studium jedoch nicht abgeschlossen. Hier in der Schweiz arbeitet sie nicht, sie möchte für ihre Kinder da sein, was offensichtlich auch dem Wunsch ihres Mannes entspricht. Weder mit schweizerischen noch mit albanischen Familien hat sie viel Kontakt, was sie sich auch nicht unbedingt wünscht. Ihre teilweise Isolation ist ein Stück weit selbstgewählt und muß deshalb weder für sie noch für die Kinder pathogenen Charakter haben. Daß die Frau mit ihrer Situation dennoch nicht ganz zufrieden ist, hat tiefergehende Gründe, die in dem einmaligen Gespräch nicht ausgelotet werden konnten. Sie versucht, ihre Erlebnisse in der Schweiz auch literarisch zu verarbeiten und hat unter anderem ein Buch geschrieben mit dem bezeichnenden Titel: „die betrogene Frau“. Darin thematisiert sie die Probleme emigrierter Ausländerinnen in der Schweiz. Leider ist das Buch bisher nur auf albanisch erschienen.

Zur Familie gehören drei Kinder: eine fünfzehnjährige Tochter, der ältere Sohn ist neun Jahre alt und der jüngere sieben. Sie wurden alle privat in einem zürcherischen Spital geboren. Die Mutter fühlte sich hier sicherer als im Kosovo, sie meinte, dort würden viele albanische Kinder in den Spitälern sterben (!). In der Familie wird albanisch gesprochen, alle Familienmitglieder sprechen jedoch sehr gut Deutsch. Um den Gebrauch des Schweizerdeutschen, welches die Mutter nicht versteht, treten jedoch hin und wieder Konflikte auf. Die Eltern möchten den Kindern auch die albanische Kultur vermitteln. Sie sind sich bewußt, daß das Aufwachsen in zwei Kulturen keine leichte Aufgabe für sie ist. In gewisser Weise haben sie sogar das Gefühl, sie um eine ungestörte Kindheit betrogen zu haben. Obwohl die materiellen Möglichkeiten hier in der Schweiz unvergleichlich besser sind, empfinden sie die Schweiz als weniger kinderfreundlich. Während die Kinder dort unten im eigenen Haus und Garten frei spielen können, unterliegen sie hier vielfältigen Einschränkungen, weshalb sie nach Einschätzung der Eltern hier auch aggressiver seien. Um abgelenkt und sinnvoll beschäftigt zu sein, besuchen die beiden Söhne verschiedene Sport- und Musikurse. In der Schule scheinen sie keine Probleme zu haben.

Die älteste Tochter wurde im Kosovo eingeschult, in der Folge des dortigen Schulstreites, bei dem sogar Kinder vergiftet worden sein sollen, brachten sie die Eltern nach Mazedonien zu den Großeltern. Die Migration in die Schweiz bedeutete also bereits ihre zweite Trennungserfahrung. Heute besucht sie die dritte Sekundarklasse und möchte gerne Regisseurin werden. Wie sie dieses Ziel realisieren möchte, ist jedoch noch nicht ganz klar, vermutlich müßte sie für eine entsprechende Ausbildung nach Bern ziehen. Schon aus dieser geäußerten Absicht heraus läßt sich jedoch vermuten, daß sie sich nicht unbedingt an einem traditionellen albanischen Frauenbild orientiert. Die Tatsache, daß sie einen internationalen Namen trägt, ist ein weiterer Hinweis auf eine offene Haltung der Eltern. Diese scheinen sich um einen offenen, emanzipatorischen Erziehungsstil zu bemühen, indem sie den Kindern nicht einfach etwas

verbieten, sondern ihnen erklären, warum etwas gut oder schlecht sei. Später müßten diese ja selber wissen, was gut für sie sei.

Insgesamt scheinen beide Eltern eine fortschrittliche, entwicklungsorientierte Lebenshaltung zu haben. Ich könnte mir deshalb vorstellen, daß der Entscheid für die Migration nicht ausschließlich aus sozialer Not erwachsen war, sondern daß dahinter auch bewußte oder unbewußte Wünsche nach persönlicher Entwicklung und erweiterten Handlungsperspektiven standen. Inwieweit sich diese in der Schweiz tatsächlich einlösen ließen, ist nicht ganz klar, Eltern und Kinder leiden jedenfalls gleichermaßen unter Heimweh. Dieses Heimweh gilt nicht in erster Linie den zurückgelassenen Familienangehörigen sondern ganz allgemein dem Land und dem dortigen Leben. Die Mutter fährt mit den Kinder jedes Jahr drei, vier Mal nach Mazedonien, für den Vater ist dies aus politischen Gründen zu gefährlich.

Es scheint so, als ob diese Familie in ihrer eigenen Dynamik und Entwicklung durch die Veränderung der politischen Situation vor vollendete Tatsachen gestellt worden ist, die ihr den Rückweg quasi abgeschnitten hat. Beide Eltern sind aufgeschlossene Menschen, die ihre persönliche Situation auch gut zu reflektieren vermögen. Dennoch empfinden sie sich und die ihnen zugehörige Kultur als deutlich getrennt von derjenigen der Schweiz und möchten sie auch keinesfalls verlieren. Dabei geht es vordergründig weniger um emotionale Bindungen an die Ursprungsfamilien als vielmehr um ein tiefes politisches Engagement, welches natürlich auch eine starke emotionale Färbung erhalten kann. Eine Annäherung der beiden Kulturen scheint auf der kognitiven Ebene durchaus möglich und erwünscht zu sein, in Bezug auf die emotionalen Beziehungsstrukturen halten die Eltern jedoch ganz klar an den albanischen Vorbildern fest. So wünschen sie sich denn auch, daß ihre Kinder später eine engere und intensivere Beziehung zu ihnen aufrechterhalten, als sie dies in Schweizerfamilien beobachten. Die finanzielle Absicherung spielt dabei keine Rolle, da beide in der Schweiz rentenberechtigt sind, hingegen erwarten sie emotionale Anteilnahme und Anhänglichkeit von ihren Kindern. Die Wahl eines albanischen Ehepartners würde das Aufrechterhalten solcher Familienstrukturen ihrer Meinung nach wesentlich erleichtern.

Am Beispiel dieser Familie zeigt sich sehr deutlich, wie individuell geprägt die innere Dynamik, die Werthaltung und Lebensform jeder albanischen Familie sein kann. Trotz einer äußerlich recht erfolgreichen Integration und einem relativ problemlosen Umgang mit der hiesigen Realität unterhält beispielsweise diese Familie sehr viel innere Distanz zur Schweiz. Inwieweit sich die Kinder später mit dieser Haltung identifizieren können oder ob durch eine stärkere emotionale Öffnung für die hiesige Lebensweise nicht ein intrapersonlicher oder familiärer Konflikt entstehen kann, ist noch offen. Beide Eltern wirken aber insofern als starke, ichbewußte Persönlichkeiten, daß es durchaus möglich ist, daß sie auch in der Lage sind, eine solche Situation mit ihren Kindern zusammen konstruktiv zu bewältigen.

6.3.4. Familie C.

Diese Familie kam vor 8 Jahren erstmals als Asylbewerber in die Schweiz, zusammen mit der damals zweijährigen Tochter. Der Sohn (heute 18-jährig) blieb bei den Großeltern väterlicherseits in einem Dorf im Kosovo. Diese hätten das Kind schon früher betreut, weil die Mutter bei der Geburt des ersten Kindes noch sehr jung gewesen wäre. Im Haushalt der Großeltern leben auch der Bruder des Ehemannes mit seiner Familie und weitere Familienangehörige.

ge. So sei der Sohn zusammen mit mehreren anderen Kindern aufgewachsen. Die Mutter hatte bereits im Kosovo eine Ausbildung als Krankenschwester gemacht und fand hier relativ rasch eine Stelle als Hilfspflegerin in einem Krankenhaus. Heute arbeitet sie als stellvertretende Stationschwester in einem Altersheim.

Der Mann hatte im Kosovo über einen Fernkurs eine kaufmännische Ausbildung gemacht und arbeitete nach der Migration zunächst in der selben Institution wie seine Frau als Küchenhilfe. Die Arbeit an der gleichen Arbeitsstelle haben beide als nicht sehr positiv erlebt. Die Frau erzählt, daß der Anfang sehr schwer gewesen sei, sie habe kein Deutsch verstanden und viel geweint. Nachdem sie die Arbeitsstelle gewechselt hatte, sei es ihr besser gegangen. Von wem die kleine Tochter während dieser Zeit betreut wurde, ist unklar. Später besuchte sie hier in Zürich während zwei Jahren den Kindergarten und lernte recht gut Deutsch.

Das Asylgesuch der Eltern wurde schließlich abgelehnt, worauf diese ihre Tochter ebenfalls in den Kosovo zu den Großeltern mütterlicherseits brachten. Sie selber blieben während acht Monaten in Deutschland. Nachdem sie über ihren Arbeitgeber, der sie weiterhin beschäftigen wollte, eine normale Arbeits- und Aufenthaltsbewilligung erhalten hatten, reisten sie erneut in die Schweiz und ließen später auch ihre Tochter wieder nachkommen. Diese war inzwischen bereits im Kosovo eingeschult worden und hatte dort während eineinhalb Jahren die Schule besucht. Als sie wieder in die Schweiz kam, sprach sie zunächst kein Wort Deutsch mehr und kam deshalb zunächst in eine Einschulungsklasse. Heute besucht sie die vierte Primarschulklasse. Nach anfänglichen Schwierigkeiten, weil sie sehr schüchtern war, scheint es ihr dort recht gut zu gehen. Der Lehrer sei jedenfalls zufrieden mit ihr, wie die Mutter sagt.

Daneben besucht sie die H & K - Kurse in Albanisch. Der dortige Lehrer pflege einen sehr anderen Unterrichtsstil als die hiesigen Lehrer. Er sei sehr streng, und das Kind hat fast etwas Angst vor ihm. Er scheint der traditionellen Lebensform noch sehr stark verbunden zu sein, indem er beispielsweise allen Mädchen auftrag, als Hausaufgabe die kosovarische Fahne aufzusticken (die Knaben mußten das gleiche Motiv malen!) was wiederum die Mutter des Mädchens als Zumutung empfand. Offensichtlich stimmen hier die Vorstellungen über geschlechtsspezifische Erziehungsinhalte nicht überein. Dennoch finden es beide Eltern wichtig, daß das Mädchen das Albanische als Ausdruck der eigenen kulturellen Identität vertieft und lernt.

Das Kind ist offensichtlich schon recht selbständig, indem es beispielsweise alleine aufsteht, frühstückt und zur Schule geht. In den letzten Sommerferien ist sie allein in die Ferien zu den Großeltern im Kosovo gefahren. Diese haben sie offenbar sehr verwöhnt, weshalb sie ganz klar äußerte, am liebsten möchte sie wieder dorthin zurückfahren, um für immer dort zu leben. Die größere Selbständigkeit, die sie hier hat, empfindet sie zumindest vorläufig eher als belastende Forderung, denn als individuelle Freiheit. Die Abhängigkeit von familiären Beziehungen erscheint in diesem Fall unter einem ganz anderen Gesichtswinkel.

Auch die Mutter erzählt nämlich, die Frauen dort unten hätten es bequem, sie müßten nicht außer Haus arbeiten, hätten Zeit zum Kaffee trinken, Besuche zu machen, miteinander zu sprechen und müßten nicht für sich selber aufkommen. Auf der anderen Seite hätten sie jedoch auch keine Chance, wirklich unabhängig zu werden, weil eine Stellensuche aussichtslos sei. Hier in der Schweiz dagegen muß sie hart arbeiten, erreicht dafür aber auch ein hohes Maß an

persönlicher Unabhängigkeit. Die gleiche Selbständigkeit möchte sie auch ihrer Tochter vermitteln, wobei diese den Intentionen der Mutter vorläufig noch recht ambivalent gegenübersteht. Ihren kindlichen Bedürfnissen nach Geborgenheit und Versorgtwerden kommen die traditionellen Strukturen in der Heimat besser entgegen.

Verkörpert die Mutter, die übrigens aus städtischen Verhältnissen stammt, eher eine fortschrittliche Lebenshaltung, ist der Vater offensichtlich den traditionellen Lebensformen noch stärker verbunden. Er scheint größere Mühe zu haben, sich in der hiesigen Leistungsgesellschaft zu behaupten und war schon mehrmals arbeitslos. Gegen seine dynamisch wirkende Frau, die ihm in mancher Hinsicht überlegen scheint, kann er seine Vorstellungen offenbar nur sehr unvollständig durchsetzen. Er flüchtet sich deshalb in ironische Äußerungen, die seine eigentliche Befindlichkeit verschleiern. So meinte er beispielsweise zum Thema Kindererziehung: „Kinder, die keinen Respekt und keine Angst vor ihren Eltern haben, sind keine guten Kinder.“ Worauf die Mutter sofort entgegnete: „Ah, Respekt und Angst sind zwei sehr verschiedene Dinge!“

Der 18-jährige Sohn lebt erst seit zweieinhalb Jahren mit der Familie in der Schweiz. Im Kosovo absolvierte er die obligatorische achtjährige Schulpflicht und besuchte anschließend während zwei Jahren ein Gymnasium im Untergrund. Die drohende Einberufung zum Militär (welcher für die jungen Kosovo-Albaner in der gegenwärtigen Situation meistens Kriegsdienst bedeutet), bewog seine Eltern, ihn zu sich in die Schweiz nachreisen zu lassen. Er besuchte ein städtisches Berufswahljahr, bemühte sich intensiv um eine Lehrstelle und absolvierte verschiedene Schnupperlehren. Bis heute hat er jedoch noch keine Anstellung gefunden. So bleibt er tagsüber meistens zu Hause, wenn er nicht ab und zu eine Gelegenheitsarbeit erledigen kann. Zusammen mit seiner Mutter bereitet er sich auf die Fahrprüfung vor und besucht entsprechende Kurse. Die Gültigkeit seiner Reisepapiere läuft in wenigen Monaten ab. Es ist zu erwarten, daß die hiesige Vertretung Ex-Jugoslawiens diese nicht mehr erneuern wird, und damit steht auch seine Aufenthaltsberechtigung in der Schweiz in Frage.

Zu seinen Eltern hat er ein recht merkwürdiges Verhältnis. Für die Mutter ist er nach deren eigener Aussage mehr ein Freund denn ein Sohn. Sie komme gut mit ihm zurecht, er sei aber eher verschlossen. Durch die lange Trennung seien sie sich doch recht fremd geworden, und so wisse sie eigentlich wenig von ihm. Für den Vater stellt der halbwüchsige Sohn in gewisser Weise ein Konkurrent dar, und so hat er vermutlich Mühe, seine väterliche Rolle wieder zu etablieren. Einerseits möchte er ihn kontrollieren, andererseits nimmt er ihn auch zu Treffen im Freundeskreis mit. Die Aussage des Vaters, wonach sein Sohn seine Autorität fraglos akzeptiere, weckt gewisse Zweifel. Ich vermute, daß er versuchen wird, sich spätestens, wenn er über ein eigenes Einkommen verfügt, der väterlichen Kontrolle zu entziehen. Seine eigentlichen Bezugspersonen, zu denen er eine Eltern-Kind-Beziehung etablieren konnte, sind vermutlich die Großeltern im Kosovo. Zu seinen eigentlichen Eltern läßt sich eine derartige Beziehung in seinem Alter sicher nicht mehr herstellen. Im besten Fall wird es gelingen, ein freundschaftliches Verhältnis aufzubauen, wie es sich zwischen Mutter und Sohn offenbar bereits abzeichnet.

In dieser Familie zeigt sich einerseits die typische migrationsbedingte Problematik, wie Trennungserfahrungen, Einstufung in der sozialen Unterschicht, berufliche, kulturelle und sprachliche Neuorientierung etc. Die persönliche Bewältigung dieser Schwierigkeiten läuft bei der

Mutter und beim Vater jedoch unter fast gegenläufigen Vorzeichen ab. Diese lassen auf eine psychische Grundstruktur schließen, die in keiner Weise den traditionellen, geschlechtstypischen Rollenvorstellungen entspricht. Die Mutter geht anstehende Probleme in einer offenen, entwicklungsorientierten Weise an und kann, neben allen Belastungen, in der momentanen Situation für sich auch eine positive Chance sehen. Ich könnte mir sogar vorstellen, daß letztlich sogar sie die treibende Kraft für die Migration gewesen war. Der Vater scheint in seiner ganzen Lebenshaltung eher rückwärtsgerichtet zu sein und so verwundert es nicht, daß er sofort wieder zurückkehren möchte, „wenn sich die Situation nur fünf Prozent gebessert hat.“ Die Mutter möchte dagegen auf jeden Fall hierbleiben, weil sie für sich und ihre Familie hier bessere Möglichkeiten sieht, ein freies selbstbestimmtes Leben zu führen. Für das Mädchen ergibt sich aus dieser Konstellation ein gewisser Loyalitätskonflikt, der nur lösbar sein wird, wenn die Eltern in ihren jeweils gegensätzlichen Positionen auch eine gewisse Flexibilität zeigen. Für die weitere Entwicklung des Sohnes wird viel davon abhängen, ob er in seinem Beziehungsumfeld einen zuverlässigen Identifikationspartner findet, den der Vater ihm nur bedingt darstellen kann.

6.3.5. Familie B.

Der Ehemann dieser Familie kam 1981 auf Vermittlung eines Cousins als Saisonarbeiter in die Schweiz und arbeitete in einem Industriebetrieb im Kanton Glarus. Schon nach zwei Jahren bekam er eine Jahresaufenthaltsbewilligung und konnte seine Frau mit dem 18 Monate alten Sohn in die Schweiz nachkommen lassen. Drei weitere Kinder kamen hier zur Welt. Der älteste Sohn ist inzwischen 14 Jahre alt und besucht die Sekundarschule, das ältere der Mädchen ist 9 Jahre alt, der jüngere Sohn 7 und das jüngste Mädchen 5.

Inzwischen hat die Familie ein Niederlassungsrecht in der Schweiz, der Vater arbeitet heute als Wagenreiniger, die Mutter stundenweise als Putzfrau. Sie fühlen sich etwas eingeeignet in der Dreizimmerwohnung, weshalb sie eigentlich eine größere, aber dennoch bezahlbare Wohnung suchen, was jedoch nicht leicht ist in der Stadt Zürich. Im übrigen sind sie mit ihrer aktuellen Situation recht zufrieden, sie hätten alles was sie brauchen (Fernseher, ein Auto etc.) und könnten auch ihren Verwandten im Kosovo noch etwas zukommen lassen.

Anlaß für die Migration war die Tatsache, daß der Vater nach seinem Studienabschluß als Ökonom und dem anschließenden Militärdienst keine Arbeit finden konnte. Die politische Situation im Kosovo war zu diesem Zeitpunkt noch nicht so angespannt, so daß davon ausgegangen werden kann, daß die Migration zu einem größeren Anteil aus freien Stücken, das heißt vorwiegend aus einem Wunsch nach persönlicher Expansion heraus erfolgte. Gleichzeitig war das politische und soziale Klima in der Schweiz vor 14 Jahren noch etwas offener und die Kosovo-Albaner wurden noch nicht so einseitig negativ stigmatisiert. Diese Faktoren könnten, neben stabilisierenden Persönlichkeitseigenschaften der Eltern, einen günstigen Einfluß auf eine positive Migrationsverarbeitung gehabt haben.

Zumindest nach außen scheint die Familie recht gut integriert zu sein, wobei sie durchaus einen guten Teil ihrer persönlichen Herkunft bewahrt haben mögen. Der Vater und die Kinder sprechen gut Deutsch, zu Hause mit der Mutter sprechen sie jedoch Albanisch. Diese scheint noch am stärksten mit der alten Heimat verbunden zu sein und auch um deren Verlust zu trauern. Sie sagt: „Ich habe mein Herz dort unten, bei meinen Verwandten. Wenn ich hier bin

und spaziere oder auf den Bus warte, bin ich immer mit den Gedanken zu Hause. Ich bin viel traurig!“ Als Mutter und Hausfrau hat die Frau bis heute wenig außerhäusliche Kontakte, die Begegnung mit der schweizerischen Realität ist vermutlich nur sehr oberflächlich und kaum mit entsprechend positiven Erfahrungen verknüpft, so daß eine emotionale Öffnung für die hiesige Realität und eine Auseinandersetzung mit deren Lebensformen wenig attraktiv erscheinen mögen. Ihr mangelndes Vertrautsein mit der schweizerischen Umwelt äußert sich auch in einer großen Ängstlichkeit. Insbesondere um den jüngeren Sohn, der ein sehr lebhaftes, nicht immer ganz aufmerksames Kind ist, macht sie sich große Sorgen. Der Straßenverkehr bietet sich dabei als besonderer Gefahrenherd an, was natürlich durchaus auch realen Charakter hat.

Im Vater haben die Kinder jedoch eine starke Identifikationsfigur, die der hiesigen Lebenswelt eher wohlwollend zugewandt ist. Sowohl die beiden Jungen wie die Mädchen wirken aufgeweckt, interessiert und insgesamt altersgemäß entwickelt. Von allfälligen Spannungen, die durch einen Kulturkonflikt begründet sein könnten, ist zum jetzigen Zeitpunkt wenig zu spüren, unter Umständen könnte eine diesbezügliche Problematik erst in der Pubertät sichtbar werden. Es ist vorstellbar, daß sich die Mädchen später nicht so einfach mit der Frauenrolle, wie sie ihnen von der eigenen Mutter vorgelebt wird, identifizieren können und eigene Wege bei der Identitätsfindung gehen müssen. Auch in diesem Fall wird es wesentlich davon abhängen, ob sie in ihrem Umfeld unterstützende, positive Beziehungserfahrungen machen, die ihnen dabei helfen. Durch eine unbelastete, relativ konfliktfreie Begegnung mit anderen Normen während der Kindheit ist dazu bereits eine Basis geschaffen.

Befragt über ihre Zukunftsperspektiven, meinen die Eltern, sie wünschten sich, daß alle Kinder einen guten Beruf lernen könnten. Was sei egal, das sei dann ihre Entscheidung, es sei ja ihre Zukunft. Der älteste Sohn hat bereits Berufspläne: Er möchte Zahntechniker werden. Für die Mutter ist es ganz klar, daß sie im Alter zu einem ihrer Söhne ziehen werde. Zu einer Tochter könne sie nicht, die habe ja dann einen anderen Mann, das sei eine andere Familie, aber besuchen werde sie diese schon. In diesem Punkt scheint die Familie noch stark den alten Traditionen verbunden zu sein, die eindeutig regeln, wer gegenüber wem unterstützungsberechtigt, resp. - pflichtig ist. Daß die meisten Schweizer ihre Eltern im Alter in ein Altersheim abschieben, ist für sie kaum nachvollziehbar. In dieser Beziehung möchten sie schon, daß ihre Kinder nicht wie Schweizerkinder werden. Im übrigen sind sie sich jedoch bewußt, daß ihre Kinder ganz anders aufwachsen als sie selber. Zum einen wegen der größeren finanziellen Möglichkeiten, all den Spielsachen, Kleidungsstücken und Freizeitvergnügungen etc., zum anderen aber auch mit einem eingeschränkteren Bewegungsspielraum. Sie selber hätten immer draußen gespielt, ihre Kinder können sie jedoch nur mit großen Vorbehalten draußen spielen lassen. Obwohl sie später gerne wieder einmal zurück in den Kosovo möchten, rechnen die Eltern mit der Möglichkeit, daß die Kinder hier bleiben möchten. In diesem Fall würden sie auch bleiben.

Diese Familie scheint mir ein Beispiel für eine (vorläufig) geglückte Migration zu sein. Im Wechselspiel zwischen Tradition, neuen Lebensformen und offenen Zukunftsperspektiven wird ein gewisses Gleichgewicht gefunden, das es möglich macht, situationsbezogen zu reagieren und sich an veränderte Lebensumstände anzupassen, ohne dabei die persönliche Identität und die eigene Herkunft verleugnen zu müssen. Beide Eltern sind in dem Sinne entwicklungsorientiert, als es ihnen bewußt ist, daß jeder Wechsel der Generation auch einen gewis-

sen Wechsel der Lebensformen und Überzeugungen mit sich bringt. Dadurch kann es ihnen im besten Fall gelingen, aus beiden Kulturen das für sie Optimale zu übernehmen, resp. zu bewahren. In der Elterngeneration ist die Rollenverteilung zwischen Tradition und Fortschritt, zwischen der Heimat und der Schweiz, gleichzeitig auch diejenige zwischen Trauer und Optimismus noch klar polarisiert zwischen Vater und Mutter aufgeteilt. Es wird die Aufgabe der Kinder sein, die entsprechen Pole individuell zu vereinen.

7. Schlußfolgerungen

Die besonderen Bedingungen, unter denen die Migration kosovo-albanischer Familien in die Schweiz erfolgt und die Ausgestaltung der hier vorgefundenen psychosozialen Bedingungen stellen für die betroffenen Kinder und Jugendliche eine hohe Belastung dar, die zu Entwicklungsstörungen und psychischer, sowie psychosomatischer Symptombildung führen können. Zu den besonderen Bedingungen der Migration gehören die extrem schlechten, politischen und sozialen Verhältnisse im Kosovo, welche den Entscheid zum Auswandern oftmals geradezu erzwingen, sowie gewisse kulturelle Unterschiede zwischen der Heimat und dem Einwanderungsland Schweiz, welche insbesondere die Bedeutung und Struktur der innerfamiliären Beziehungen betreffen.

Da die Zuverlässigkeit und Stabilität der Beziehung zu den Eltern und Geschwistern für das Kind eine zentrale, lebenserhaltende Bedeutung haben, stellt eine Verunsicherung in diesem Bereich eine akute Gefährdung dar. Auch Erwachsene erfahren durch die allgemeine Destabilisierung, welche die Migration mit sich bringt, eine Reaktivierung regressiver Tendenzen, welcher mit vielfältigen Abwehrmechanismen begegnet wird. Diese können eine Reduktion des Kontaktes und der Interaktion mit der bedrohlich erlebten neuen Umwelt zur Folge haben, sowie einen Rückzug auf traditionell überlieferte Verhaltensnormen und eine Verzögerung natürlicher intellektueller und emotionaler Reifungs- und Entwicklungsprozesse. Eine solche Phase des regressiven Rückzuges kann als natürliche Reaktion auf ein akutes traumatisches Erlebnis, auf Trauer und Verlust angesehen werden. Sie sollte jedoch schrittweise auch wieder abgebaut werden können und in einen Transformationsprozeß münden, der in der Auseinandersetzung mit den neuen Lebensumständen bisherige innerpsychischen und intrafamiliären Strukturen soweit umformt, daß sie ihre adaptative Wirkung wieder entfalten können.

Unter den gegebenen psychosozialen Bedingungen, welche die meisten kosovo-albanischen Familien in der Schweiz vorfinden, besteht kaum Spielraum, weder für eine Verarbeitung von Trauer und Verlust, noch für eine angstfreie, unbelastete Annäherung an die hiesigen Lebensformen. Die meisten dieser Familien sehen sich vielmehr einem massiven Anpassungsdruck gegenüber, der das wirtschaftliche Bestehen der ganzen Familie, aber auch die Zukunftsperspektiven, wie sie sich im schulischen Fortkommen der Kinder manifestieren, von einer möglichst raschen und umfassenden Assimilation abhängig machen. Selbst wo diese oberflächlich gelingt, geschieht sie manchmal auf Kosten verdrängter Wünsche und Konflikte, die zu einem späteren Zeitpunkt wieder aufflackern mögen.

Der Kontakt mit dem Fremden und Andersartigen löst bei beiden betroffenen Seiten, bei Schweizern, wie bei Kosovo-Albanern schnell einmal ein Gefühl der Bedrohung aus. Obwohl auch die gegenläufige Tendenz, nämlich die Faszination für das Fremde durchaus in der menschlichen Psyche angelegt ist, überwiegt insbesondere dann die Angst und die Abwehr, wenn zum einen die Überzeugung fehlt, Ausmaß und Intensität der Konfrontation mit dem Fremden kontrollieren zu können, und zum anderen dieses Fremde gleichzeitig eigene verdrängte Inhalte reflektiert. Die Wahrnehmung und Toleranz zwischenmenschlicher Differenzen fällt um so schwerer, wenn diese in erster Linie einen emotionalen Bereich betreffen, welcher der bewußten Reflexion nur bedingt zugänglich ist.

Die teilweise massiven Reaktionen von schweizerischer Seite auf die Geschlechterbeziehungen und das Erziehungsverhalten in kosovo-albanischen Familien, aber auch die Vorurteile im Bezug auf den Umgang mit Gesetzen und Normen lassen auf hiesige, ungelöste Konflikte schließen, die der gesellschaftlichen Verdrängung unterworfen sind. Kosovo-albanische Familien nehmen diese feindselige Abwehr, die sich teilweise in krasser Diskriminierung äußert (beispielsweise bei der Vergabe von Lehrstellen an Jugendliche) sehr wohl wahr und leiden darunter. Die Folge davon ist ein verstärkter Rückzug auf das Leben im Familienverband und in der Gemeinschaft von Exil-Albanern, wodurch ein verhängnisvoller Teufelskreis in Gang kommt. Die Reduktion des Erlebensbereiches auf Bekanntes und Vertrautes erschwert Erwachsenen wie Kindern den Erwerb von neuen Kompetenzen, die für ein erfolgreiches, befriedigendes Fortkommen in der hiesigen Gesellschaft notwendig sind und deren Mangel wiederum zum Anlaß für verstärkte Ausgrenzung und Diskriminierung wird. Wenn die Kinder spüren, daß zu Hause keine gefühlsmäßige Basis für eine Integration hiesiger Lern- und Wissensinhalte vorhanden ist, müssen sie die Erfahrungen, welche sie in den Schweizer Schulen machen, abspalten und können sie nur unvollständig für ihre emotionale und kognitive Entwicklung nutzen.

Im weiteren macht es eine Versteifung und Strapazierung familiärer Bindungen den Kindern sehr schwer, sich altersgemäß von den Eltern zu lösen. Auch wenn die Eltern-Kind-Ablösung in kosovo-albanischen Familien vermutlich nicht in der Radikalität erfolgt wie in der Schweiz und die hiesigen Formen keineswegs als „gesunde“ allgemeingültige Norm dargestellt werden sollen, macht es doch einen wesentlichen Unterschied, ob ein Kind die Bindung zu seinen Eltern aus Liebe und Anhänglichkeit aufrechterhält oder weil es spürt, daß es das physische und psychische Überleben seiner Eltern gefährden würde, wenn es diese lockert. Das Erleben von elterlicher Schwäche und Hilflosigkeit stellt nicht nur das familiäre Hierarchiegefüge auf den Kopf, sondern bedeutet je nach Alter des Kindes auch eine existentielle Verunsicherung, bzw. wird zum Anlaß für vielfältige Schuldgefühle. Eine wirksame Verbesserung der Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten kosovo-albanischer Kinder und Jugendlicher kann deshalb meines Erachtens nur über eine Reduzierung der Belastungsfaktoren erfolgen, welche die ganze Familie in Mitleidenschaft ziehen. Dabei geht es nicht nur um die Reparation bereits erfolgter psychischer Beeinträchtigungen, sondern auch um eine Prävention von Fehlentwicklungen, welche in der Zukunft ein Ausmaß annehmen könnten, das nicht nur für die betroffenen Menschen, sondern auch für die hiesige Gesellschaft eine Bedrohung darstellt.

Um die Problematik kosovo-albanischer Familien in der Schweiz zu entschärfen, bedarf es deshalb neben gezielten Integrationshilfen auch einer Reflexion der eigenen gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktion und der zugrundeliegenden, unbewußten kollektiven Abwehrprozesse. Im weiteren können pädagogische und therapeutische Interventionen nur dann sinnvoll eingesetzt werden, wenn sie im Einklang mit den übergeordneten sozialen und politischen Strukturen erfolgen, oder diesen zumindest nicht diametral entgegenlaufen, wie dies in der gegenwärtigen Situation teilweise geschieht. Schließlich geht es auch um die Schaffung eines gesellschaftlichen Klimas der Offenheit und der Toleranz, das auch Differenzen und Widersprüchlichkeiten erträgt und das neben Leistungsanforderungen auch einen gewissen Raum für menschliche Schwächen, Wünsche und Bedürfnisse zuläßt. Ein solches Klima würde eine angstfreie Begegnung zwischen verschiedenen Menschen erleichtern und käme Kosovo-Albanern wie Schweizern, Erwachsenen wie Kindern zugute.

Literaturverzeichnis

Allemann-Ghionda, C. (1994). Schule als Hüterin der Monokultur. Bildung im Europa der kulturellen Vielfalt. In: Rauchfleisch, U. (Hrsg.), *Fremd im Paradies. Migration und Rassismus*. S. 175-190. Basel: Lenos.

Anghern, E. (1994). Die Angst vor dem Fremden. Zur Dialektik von Selbstsein und Andersheit. In: Rauchfleisch, U. (Hrsg.), *Fremd im Paradies. Migration und Rassismus*. S. 27-44. Basel: Lenos.

Akpınar, U., Lopez-Blasco, A. & Vink, J. (1977). *Pädagogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen*. München: Juventa.

Ardjomandi, M. E. (1993). Der Ausgang des ödipalen Konfliktes im persisch-sprachigen Raum. In: Köpp, W. & Rohner, R. (Hrsg.), *Das Fremde in uns, die Fremden bei uns. Ausländer in Psychotherapie und Beratung* S. 43-53. Heidelberg: Asanger.

Backer, B. (1983). Mother, sister, daughter, wife: The Pillars of the Traditional Albanian Patriarchal Society. In: B.Utas (Ed.), *Woman in Islamic Societies*. Studies on Asian Topics No. 6. London, Malmo: Curzon Press.

Bank, S. & Kahn, M. (1975). Sisterhood, brotherhood is powerful: Sibling subsystems and family therapy. *Family Process* 14, S. 311-337.

Berta, D. (1993). Das Migrantenbild im Wandel der Zeit. *Psychoscope* (2), S. 4-7.

Berger, P. I. / Lukmann, T. (1980). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a/M: Fischer Taschenbuch.

Boothe, B. (1993). Selbstentwurf als „fremdes Mädchen“. Vorüberlegungen zum weiblichen Objektwechsel. In: Streeck, U. (Hrsg.), *Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das „Andere“ in Seele, Körper und Kultur*. S. 293- 323. München: Pfeiffer.

Bukow, W.-D. & Llaryora, R. (1988). *Mitbürger aus der Fremde*. Soziogenese Ethnischer Minoritäten. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Büschfeld, H. (1991). *Kosovo. Nationalitätenkonflikt im Armenhaus Europas*. Problemräume Europas Bd. 11. Köln: Aulis. Deubner.

Brumlik, M. (1984). Fremdheit und Konflikt. Programmatische Überlegungen zu einer Kritik der verstehenden Vernunft in der Sozialpädagogik. In: Griese, H. (Hrsg.), *Der gläserne Fremde. Bilanz und Kritik der Gastarbeiterforschung und Ausländerpädagogik*. S. 21-31. Opladen: Leske + Budrich.

Claessens, D. (1979). *Familie und Wertsystem. Eine Studie zur "zweiten, soziokulturellen" Geburt des Menschen und der Belastbarkeit der "Kernfamilie"*. Berlin: Duncker & Humboldt.

Erdheim, M. (1984). *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit*. Frankfurt a/M: Suhrkamp.

Erdheim, M. (1992). Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität. *Psyche* 46, S. 730-744.

- Erdheim, M. (1993). Das Fremde - Totem und Tabu in der Psychoanalyse. In: Streeck, U. (Hrsg.), *Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen Über das „Andere“ in Seele, Körper und Kultur*. S.167-183. München: Pfeiffer.
- Erdheim, M. (1995). Gibt es eine Ende der Adoleszenz? - Betrachtungen aus ethnopsychanalytischer Sicht. *Praxis der Kinderpsychologie und der Kinderpsychiatrie*, 44, S. 81-85.
- Erikson, E. (1966). *Identität und Lebenszyklus*. Drei Aufsätze. Zürich: Buchclub Ex-Libris.
- Esser, H. (1989). Familienmigration, Schulsituation und interethnische Beziehungen. *Zeitschrift für Pädagogik*, 35, S. 316-336.
- Fend, H. (1991). *Identitätsentwicklung in der Adoleszenz*. Bern: Hans-Huber.
- Filipp, S-H. (1990). *Kritische Lebensereignisse*. München: Psychologie Verlags-Union.
- Fischer, M. & Fischer U. (1990) Wohnortswechsel und Verlust der Ortsidentität als nicht-normative Lebenskrisen. In S.-H. Philipp, (Hrsg.), *Kritische Lebensereignisse*. (S. 139-153). München: Psychologie Verlags-Union.
- Freiin von Godin, M. A. (1953). *Das albanische Gewohnheitsrecht*. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, Bd. 56 ff. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Freud, S. (1919). *Das Unheimliche*, In: Freud-Studienausgabe, Bd IV. S. 241-274. Frankfurt a/M: Fischer.
- Freud, S. (1930). *Das Unbehagen in der Kultur*, In: Freud-Studienausgabe, Bd. IX. Frankfurt a/M: Fischer.
- Frigerio Martina, M. & Burgherr, S. (1992). *Versteckte Kinder. Zwischen Illegalität und Trennung. Saisonierkinder und ihre Eltern erzählen*. Luzern/Stuttgart: Rex-Verlag.
- Griese, H. (1984). *Der gläserne Fremde. Bilanz und Kritik der Gastarbeiterforschung und Ausländerpädagogik*. Opladen: Leske + Budrich.
- Grinberg, L.& R. (1990). *Psychoanalyse der Migration und des Exils*. München, Wien: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Gretler, S. (1991) Zur schulischen und familiären Situation albanischer Kinder aus Kosova und Mazedonien als Beispiel einer neuen ethnischen Gruppe in der Schweiz. *Der Jugendpsychologe*. 17 (2). S. 51- 56.
- Groterath, A. (1994). *An der Sprache liegt es nicht. Interkulturelle Erfahrungen in der Therapie*. Mainz: Mathias-Grünewald-Verlag
- Güç, F. (1990). Die geteilte Familie. Auswirkungen des Wanderungsprozesses auf die Familiendynamik. In: H. Kantenich, P. Reeg, & K.-H. Wehkamp. (Hrsg.), *Zwischen zwei Kulturen. Was macht Ausländer krank*. S. 86- 95. Frankfurt a/M: Mabuse.
- Ibrahimi, M. & Gretler, S. (1991). *Die Albaner in Jugoslawien. Informationen für Hilfswerksvertreter/Innen*. SFH Länderdossier. Zürich: Schweizerische Zentralstelle für Flüchtlingshilfe.

- Hamburger, F. (1984). Erziehung in der Einwanderungsgesellschaft. In: Griese, H. (Hrsg.), *Der gläserne Fremde. Bilanz und Kritik der Gastarbeiterforschung und Ausländerpädagogik*. S. 59-70. Opladen: Leske + Budrich.
- Haxhosaj, F. (1994). Gesundheit und Krankheit in Kosova. *Soziale Medizin*. 21 (6) S. 18/19.
- Helsinki-Watch. A Division of Human Rights Watch. *Yugoslavia: Human Rights Abuses in Kosovo. 1990-1992*. New York, Washington.
- Herzka, H.St., Schumacher von, A. & Tyrangiel, S. (1989a). *Die Kinder der Verfolgten: Die Nachkommen der Naziopfer und Flüchtlingskinder heute*. Göttingen: Verlag für Medizinische Psychologie.
- Herzka, H. St. (1989b). *Die neue Kindheit. Dialogische Entwicklung - Autoritätskritische Entwicklung*. Basel: Schwabe.
- Herzka, H. St. (1994). Multikulturelle und dialogische Identitätsbildung. In: M. Endres, (Hrsg.), *Krisen im Jugendalter*. München: Ernst Reinhardt.
- Hettlage-Varjas, A. & Hettlage, R. (1989). Auf der Suche nach der verlorenen Identität. Kulturelle Zwischenwelten: eine sozio-psychoanalytische Deutung des Wandels bei Fremdarbeitern. *Journal Psychoanalytisches Seminar Zürich*. 1989 (20). S. 26-48.
- Heusser, R. (1994). Ein ganz normales Leben in der Schweiz...: Kosovo-Albaner im Schatten ihrer kriminellen Landsleute. *NZZ*. 19./20. Nov 1994.
- Hirsch, M. (1993). Das Fremde in uns selbst.. In: Köpp, W. & Rohner, R. (Hrsg.), *Das Fremde in uns, die Fremden bei uns. Ausländer in Psychotherapie und Beratung*. S. 10-23. Heidelberg: Asanger.
- KadarJ, I. (1993). *Der zerrissene April*. Roman. München: Deutscher Taschenbuchverlag.
- Katz-Bernstein, N. (1994) Kinder und Erwachsene zwischen unterschiedlichen Kulturen. Gedanken für den pädagogischen, therapeutischen und beraterischen Alltag. In: *Grenzen Chance und Bedrohung*. Tagungsdokumentation Zürcher Gestalttage. S. 157-174. Zürich: Schweizerischer Verein für Gestalttherapie.
- Kohl von, Ch. & Libal W. (1992). *Kosovo: Gordischer Knoten des Balkan*. Wien, Zürich: Europa.
- Kohte-Meyer, I. (1993). „Ich bin so fremd, wie ich bin“. Migrationserleben, Ich-Identität und Neurose. In: Streeck, U. (Hrsg.), *Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das „Andere“ in Seele, Körper und Kultur*. S. 119- 132. München: Pfeiffer.
- Klitzing von, K. (1983). *Risiken und Formen psychischer Störungen bei ausländischen Arbeiterkindern*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Klitzing von, K. (1990). Psychische Störungen bei ausländischen Arbeiterkindern. In: H. Kentenich, P. Reeg, & K.-H. Wehkamp. (Hrsg.), *Zwischen zwei Kulturen. Was macht Ausländer krank*. S. 138-146. Frankfurt a/M: Mabuse.
- Kreidt, U., Leenen, W. R. & Grosch, H. (1989). Trennungserfahrung und Lebenslauf. Folgen von „Familienfragmentierung“ bei türkischen Migranten der zweiten Generation. *Zeitschrift für Pädagogik*, 35, S. 317-326.

- Kristeva, J. (1990). *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt a/M: Edition Suhrkamp.
- Lanfranchi, A. (1993). *Immigranten und Schule. Transformationsprozesse in traditionellen Familienwelten als Voraussetzung für schulisches Überleben von Immigrantenkindern*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lévi-Strauss, C. (1978). *Strukturelle Anthropologie*. Frankfurt a/M: Suhrkamp.
- Leyer, M. (1991). *Migration, Kulturkonflikt und Krankheit. Zur Praxis der transkulturellen Psychotherapie*. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Lockwood, W. G. (1984). Albanians. In: R. V. Weekes (Ed.), *Muslim Peoples. A World Ethnographic Survey*. S. 23-27. Westport (Connecticut): Greenport Press.
- Mahler, M.S., Pine F. & Bergman, A. (1980). *Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation*. Frankfurt: Fischer.
- Mirdal, G. M. (1988). The interpreter in cross-cultural therapy. In: *International Migration (26)* 3. S. 327-334.
- Mitterauer, M. & Sieder R. (1991). *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*. München: Beck'sche Reihe.
- Müller-Streitböcker (1995). „Nur wer viel hat, ist ein guter Mensch“. Armut macht Kinder krank. *Psychologie Heute. Jhg. 22 (9)*. S. 8-9.
- Nadig, M., Gilbert, A.-F., Gubelmann, M. & Mühlberger, V. (o. J.). *Formen gelebter Frauenkultur: Eine ethnopsychanalytische Studie am Beispiel von drei Frauengenerationen des Zürcher Oberlandes*. Forschungsbericht an den Nationalfonds.
- Nauck, B. (1988). Inter- und intragenerativer Wandel in Migrantenfamilien. *Soziale Welt, 1*. S. 504-521.
- Radtke, F.-O. (1994). Wie können Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammenleben? Gespräch mit Sancar, A. & Gretler, S. *Rote Revue. Jhg. 72. (1)*. S. 4/5.
- Rauchfleisch, U. (1994). Offene und verdeckte Ausgrenzung und Diskriminierung: Rassismus aus psychologischer Sicht. In: Rauchfleisch, U. (Hrsg.), *Fremd im Paradies. Migration und Rassismus*. S. 85-97. Basel: Lenos.
- Reuter, J. (1982). *Die Albaner in Jugoslawien*. Untersuchungen zur Gegenwartskunde Südosteuropas. Bd. 20. München: R. Oldenbourg.
- Ritschart, R. (1994). Die „multikulturelle Schweiz“. *Rote Revue. Jhg. 72. (1)*. S. 19-22.
- Rizza, H. (1992). Vom widerspenstigen Begriff Kultur zur Interkulturellen Pädagogik und darüber hinaus. In: Lanfranchi, A. & Hagmann T. (Hrsg). *Immigrantenkinder. Plädoyer für eine integrative Pädagogik*. S. 61- 91. Zürich: Schriftenreihe des Heilpädagogischen Seminars Zürich. Bd. 5.
- Schlumpf, E. (1992). *Identitätsentwicklung albanisch sprechender Mädchen in der Adoleszenz*. Diplomarbeit am Seminar für Angewandte Psychologie Zürich.

- Schmid, P. A. (1994). Die Angst vor dem Fremden. *Rote Revue. Jhg. 72. (1)*. S. 7-11.
- Schmidt-Denter, U. (1988). *Soziale Entwicklung. Ein Lehrbuch über soziale Beziehungen im Laufe des menschlichen Lebens*. München-Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Schuh, S. (1992). Die besondere Realität. Ausländerkinder in ihrer neuen Umgebung. *Pro Infirmis. Fachzeitschrift für Rehabilitation. Jhg. 51 (1)*. S. 3-6.
- Schweizer Demokraten der Stadt Zürich. (1994). Auf dem Buckel unserer Kinder. Forum der Parteien. *Tagblatt der Stadt Zürich. 21. 12. 1994*.
- Signer-Brandau, D. (1995). Fremd - Anders - Draussen. Das Fremde in der Psychotherapie. In: *Grenzen Chance und Bedrohung*. Tagungsdokumentation Zürcher Gestalttage. S. 175-191. Zürich: Schweizerischer Verein für Gestalttherapie.
- Sowell, Th. (1981). *Market and Minorities*. Oxford: University Press.
- Sticht, T. & Fox, W. (1966). Geographical Mobility and Dogmatism, Anxiety and Age. *The Journal of Social Psychology. J. 68*. S. 171-174.
- Stiger, C. (1995). Politischer Stillstand im Kosovo - Keine Ansatzpunkte für eine Verständigung. *NZZ. 27. 3. 1995*.
- Streeck-Fischer, A. (1993). „Ihr könnt uns nicht vernichten, denn wir sind ein teil von Euch.“ Über den „deadly dance“ eines jugendlichen Skinhead. *Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das „Andere“ in Seele, Körper und Kultur*. S.28-39. München: Pfeiffer.
- Thomas, A. (1989) Sozialisationsprobleme im Akkulturationsprozess. In: G. Trommsdorff (Hrsg.), *Sozialisation im Kulturvergleich*. S. 174-195. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Ticho, G. (1971). Cultural Aspects of Transference and Countertransference. *Bulletin of the Menninger Clinic, 35, (5)*, S. 331-334.
- Truniger, M. (1995). Wieviele Ausländerkinder pro Klasse sind zuviel? *Schule und Elternhaus. Jhg. 65 (2)*. S. 3-5.
- Tselikas, E. (1986). *Minderheit und soziale Identität. Soziale Wahrnehmung und Realitätskonstruktion bei Schweizer und Ausländerkindern*. Königstein/Ts: Hain.
- Verwey, M. (1994). Kultur ist kein Allerheilmittel - Der Etnizismus in der Medizin bedarf einer Korrektur. *Soziale Medizin 21(6)*. S. 26-28.
- Wagner, E. & Schmidtke, H. P. (1983). *Ausländische Schüler - Konflikte, Störungen und soziales Lernen*. Weinheim: Beltz.
- Whitaker, I. (1976). Familiar Roles in the Extended Patrilineal Kin-Group in Northern Albania. In: J. Peristiany (Ed.), *Mediterranean Family Structures*. S. 195-201. Cambridge.
- Winnicott, D. W. (1953). Übergangsobjekte und Übergangsphänomene. In: *Psyche, Jhg. 23 (1969)*, S. 666-682.

Zupanic, M. Kaufmann, M. Ponzio, P. & Hollenstein, P. (1993) *Integrationsarbeit mit Menschen aus Ex-Jugoslawien: Eine Erhebung der Lebensbedingungen ex-jugoslawischer Ethnien und die Arbeit mit Kosovo-AlbanerInnen in der Agglomeration Luzern*. Diplomarbeit der Höheren Fachschule für Sozialarbeit HFS Luzern.